G. E. Lessing's

gesammelte Werke.

Neue rechtmäßige Auflage.

Neunter Band.

Leipzig.
Verlag von G. J. Göschen.
1856.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Augsburg

Inhalt.

Zur Geschichte und Literatur.

Aus den

Schätzen der herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel.

Aus dem ersten Beitrage.

1773.

Leibnitz, von den ewigen Strafen.

Ich sehe, daß gegenwärtig bei unsern Theologen der Streit über die Unendlichkeit der Höllenstrafen wieder rege werden will. Möchte er es doch so werden, daß er endlich entschieden und beigelegt heißen könnte! Denn das ist ohne Zweifel bei dergleichen Streitigkeiten das Traurigste, daß sie gemeiniglich nichts erstreiten, und sich zwanzig oder funfzig Jahre später der erste der beste Zelote oder Vernünftler berechtigt glaubt, die Sache ganz wieder von vorn anzufangen.

Einem solchen Schwätzer nicht gleich zu werden, ist es höchst nöthig, vorher die Geschichte der streitigen Lehre in ihrem ganzen Umfange zu studiren. Nur wenn man genau weiß, wo jeder Vorgänger seinen Faden fallen lassen, kann man durch Aufhebung derselben, und durch Vergleichung ihrer verschiedenen Richtungen, den entweder verlassenen oder noch nie betretenen Weg der Wahrheit einzuschlagen hoffen. Wenn gar unter diesen Vorgängern sich Leibnitze befinden, was kann schlechterdings lehrreicher seyn, als sich in die geringsten Fußstapfen derselben zu stellen, und von da aus um sich zu schauen?

Mehr, glaube ich, bedarf es nicht, folgende wenige, aber bisher noch ungedruckte Zeilen des großen Mannes einzuleiten, der, wenn es nach mir ginge, nicht eine Zeile vergebens müßte geschrieben haben. Was es aber damit für Bewandtniß habe, glaube ich nicht besser, als mit Mosheims Worten angeben zu können; besonders da diese Worte selbst dabei gelegentlich eine literarische Erläuterung und Bestätigung erhalten können.

Als Mosheim 1725 seine hierhergehörige Schrift hinter dem ersten Theile seiner heiligen Reden herausgab, schickte er folgende Erklärung darüber voraus. „Die beigefügten Ge„danken von der Lehre derer, die den Strafen der Hölle ein „Ziel setzen, sind von mir gefodert worden. Andere haben „weitläuftiger und gelehrter von dieser Sache geschrieben. Und „ich kann's daher wohl leiden, wenn man glaubt, meine Ar„beit sey unnöthig. Die unschuldige Uebereilung von einigen „meiner Freunde, die gegen mein Wissen dieselbe wollen „drucken lassen, und zwar nicht ohne Fehler, hat mich bewo„gen, da ich ihr Vorhaben erfahren, ihnen zu versprechen, „daß ich selbst den Druck besorgen würde. Ich vollziehe jetzt „meine Zusage. Und was ist denn hierin strafwürdiges? „Oder würde ich nicht, wenn ich meine Zusage nicht gehalten, „eben so sehr gesündiget haben, als da ich dieselbe vollziehe? „Es ist endlich besser, einige Bogen zu viel, als zu wenig „von dergleichen Dingen der Welt zu liefern. Und je mehr „Einfluß diese Lehre in gewisse Wahrheiten des Glaubens hat, „die den Grund der Seligkeit betreffen, je öfters hat man „Ursache, die Beweisthümer derselben fest zu setzen. Man „pflegt stets auf die Vernunft hierin sich zu berufen. Und „es kommt vielen der berühmtesten Männer vor, als wenn „die Sache derjenigen, welche die Ewigkeit der Strafen

„behaupten, beinahe verloren seyn würde, wenn man diese allein „fragen wollte. Ich glaube das Gegentheil, ohne daß ich an„dere deßwegen verachten will, die anders denken. Mir „deucht, daß die Vernunft, wo nicht stärker, doch eben so „stark für diejenigen streite, welche die Ewigkeit, als für die, „welche das Ende der göttlichen Rache vertheidigen. Man „sieht oft gewisse Meinungen der Menschen, die den Beifall „der meisten erhalten, für klare Gesetze der Vernunft an, die „man nicht läugnen darf. Und oft mißt man die Gerechtig„keit des göttlichen Gerichts nach der Gewohnheit der mensch„lichen Richterstühle ab. Das scharfsinnigste, was für das „Ende der Höllenstrafen geschrieben, sind die Gedanken eines „sonst gelehrten Mannes, dem man Schuld giebt, daß er „vor seinem Ende in die giftigen Irrthümer der Socinianer „verfallen. Ich habe dieselben nicht obenhin gelesen, und gebe „dem Verfertiger das Zeugniß eines nicht übel beschaffenen „Verstandes. Aber wenn man einige Zweideutigkeiten hebt, „und die Kraft der Schlüsse von den menschlichen Sachen auf „die göttlichen läugnet, so wird der sogenannte Beweis ein „Schatten, bei dem man den Zusammenhang vergebens sucht. „Ich bin lange Willens, in einer lateinischen Schrift die Ge„schichte der Lehre, von der hier die Rede, vorzutragen, und „nicht nur die Quellen derselben zu entdecken, sondern auch „die unterschiedenen Arten, ihr eine Farbe und Gewicht zu „geben, zu untersuchen. Eine Menge von andern Arbeiten, „die zum Theil nicht unbekannt, hat bisher die Ausarbeitung „derselben aufgehalten. Vielleicht finden sich bald einige Stun„den, in welchen ich den gesammelten Vorrath von Gedanken „und Zeugnissen in Ordnung bringen und der Welt vorlegen „kann."

Wer jener gelehrte Mann sey, der noch das Scharfsinnigste

für die verneinende Meinung geschrieben, zeigt Mosheim durch den untergesetzten Titel der Schrift selbst an, *Ernesti Soneri* Demonstratio Theologica et Philosophica, quod æterna impiorum supplicia, non arguant Dei justitiam, sed injustitiam, und fügt hinzu: „Der weltberühmte Herr von Leibnitz hat „dieß Werkchen herausgeben wollen, welches sehr selten ist. „Ich habe eine Abschrift desselben zur Hand, vor dem bereits „die Vorrede steht, die er mit demselben wollen drucken lassen. „Ein anderer Ort wird mir Gelegenheit geben, hievon mehr „zu erwähnen, da ich zugleich die Güte desjenigen rühmen „werde, dem ich diese und andere hierher gehörige Sachen zu „danken habe."

Nun ist leider Mosheimen die Gelegenheit nicht geworden, auf die er hier seine Leser vertröstet, und die er ohne Zweifel in jener lateinischen Schrift zu finden hoffte, welche er von der Geschichte der streitigen Lehre ausarbeiten wollte. So wie aber jene Schrift nicht zu Stande gekommen, so ist auch die gedachte Vorrede des Leibnitz zu dem Soner'schen Beweise darüber im Verborgenen geblieben, und fast gänzlich vergessen worden. Denn seit 1737, als Ludovici in der Historie der Leibnitz'schen Philosophie [1] Mosheimen seines Versprechens erinnerte, wüßte ich nicht, daß ihrer von jemand andern anders, als gelegentlich von dem leidigen Bücherkenner, [2] wenn er die Schrift des Sonerus wegen ihrer Seltenheit anführte, wäre gedacht worden. Selbst von Bruckern nicht, der doch bei Erzählung von Soners Verdiensten um die Aristotelische Philosophie, [3] die beste Gelegenheit dazu gehabt hätte. Wenn sie daher auch nicht in der neuen Ausgabe der sämmtlichen

[1] Theil II. S. 27.

[2] Wie etwa vom Vogt, Cat. libr. rar. p. 635.

[3] Hist. cr. Phil. T. IV. P. 1. p. 312.

Werke, die wir dem Herrn Dutens zu danken haben, erschienen ist: so dürfen wir uns um so weniger darüber wundern, da Deutschland überhaupt so äußerst nachlässig gewesen, die Bemühungen dieses würdigen Ausländers zu unterstützen. Anstatt daß man sich um die Wette hätte beeifern sollen, ihm mit so vielen ungedruckten Vermehrungen, als sich nur immer auftreiben lassen wollen, an die Hand zu gehen: hat man ihm auch nicht einmal alle bereits gedruckte Aufsätze seines Autors angezeigt. Denn er, als ein Ausländer, konnte sie freilich nicht alle selbst wissen; und der einzige ehrliche Brucker konnte sie ihm freilich auch nicht alle nachweisen. Indeß, wenn das Letztere vielleicht bloß unterblieben, weil jeder deutsche Gelehrte besorgen mußte, daß ihm schon ein anderer darin zuvorgekommen, so ist es weit weniger befremdlich, als das todte Stillschweigen, welches unsere Recensenten darüber beobachten. Wußten sie denn also gar nichts, was in diesen sämmtlichen Werken fehlt? gar nichts, was nur im geringsten eine Anzeige verdient hätte?

Doch hiervon an einem andern Orte. Ich will mich jetzt von dem nicht zu weit verlieren, was mich auf diesen Ausfall gebracht hat. — Also kurz: eben diese Vorrede, welche Leibnitz zu Soners Schrift gemacht hat, welche Mosheim besaß, welche Mosheim drucken lassen wollte, und nicht drucken ließ, ist es, was ich hier aus unserer Bibliothek gemein machen will.

Um nicht unangezeigt zu lassen, wie sie in unsere Bibliothek gekommen, muß ich sagen, daß sie Mosheim selbst, dem Ansehen nach, aus unserer Bibliothek erhalten. Wenigstens war derjenige, dessen Güte, in Mittheilung derselben, er anderwärts rühmen wollte, der damalige Bibliothekarius Hertel. Doch da Hertel mit Leibnitzen selbst viel Umgang gehabt hatte, auch nach allem sehr begierig war, was selten

und heterodox hieß, so kann es eben so wohl seyn, daß er sie mit sammt der Soner'schen Schrift, Mosheimen aus seinem eigenen literarischen Vorrathe mitgetheilt, als unter welchen sie also erst nach seinem Tode unserer Bibliothek einverleibt worden wäre. Dieses wird mir auch daher wahrscheinlicher, weil sich nicht nur eine Abschrift von Mosheims Gedanken, sondern auch dessen eigenhändiger Brief an Herteln dabei befindet. Jene stimmt mit dem nachher geschehenen Abdrucke völlig überein; diesen aber will ich in der Anmerkung[1] ganz vorlegen, und so, ohne weiteres, den Leser zur Hauptsache kommen lassen.

LEIBNITII PRAEFATIO.

Ernesti Soneri, Philosophi quondam apud Altorfinos clarissimi, Demonstratio, quam vocat, Theologica etc. de

[1] „Nebst nochmaliger gehorsamster Danksagung für die meinetwegen „neulich genommene Mühe, sende ich hier sowohl meine eigene Einfälle, als „Soneri Bedenken von den Strafen der Höllen zurück. So spitzfindig dieses letztere eingefädelt, so leicht ist mit dem ehrlichen Manne nach seinen „eigenen Grundsätzen auszukommen. Er setzt zum Grunde, in Gott sey „keine andere Gerechtigkeit, als diese, daß er seine Zusage halten müsse; in „allen andern sey seine Macht unumschränkt. Sehr wohl! So wird denn „deutlich folgen, daß Gottes Gerechtigkeit gar nicht hindere, daß er den „Gottlosen ewige Strafen auflegen könne. Nach seiner Macht kann er dieß „thun. Der ganze Streit wird demnach darauf ankommen, ob Gott wirklich „in der Schrift den Gottlosen ewige Strafen gedroht. Aber kommt's so weit, „so wird der ehrliche Socinianer verlieren, und man wird ihm auf eins „zehn antworten können. Ich schriebe mehr, wenn ich mein Meister wäre. „Uebermorgen soll ich wieder disputiren, und meine andern Collegia sollen „auch vor Ostern geendigt seyn. Daher wird mir fast kein Augenblick frei „gelassen, und, die ich frei habe, muß ich zur Ausfertigung des Halesii „anwenden. Meine Betrachtungen über die Conduite der Dordrechtschen Väter werden eben nicht wohl den Advocaten dieses Concilii gefallen. Doch sie sind auf klare Facta und Sätze der Vernunft gegründet. „Ich bin ohne Ausnahme, u. s. w." Mosheim.

injustitia æternarum pœnarum, laudatur a nonnullis tanquam invicta; eoque plus nocet quod paucis visa est, solent enim fere æstimare homines, quæ non noverunt. Ut sæpe adeo non inutile putem talia edi, ubi lectio ipsa sufficit ad refutandam, delendamque illam hominum opinionem e longinquo conceptam. Equidem negari non potest, Sonerum subtiliter et ingeniose scripsisse; sed demonstratio tamen ejus magno hiatu laborat, quod paucis indicare placet, ne quis incautus speciositate argumenti decipiatur, cujus vis huc redit. Peccata finita sunt; inter finitum et infinitum nulla est proportio; ergo pœnæ quoque debent esse finitæ. Porro peccata esse finita, ostendere tentat refutando modos, quibus infinita intelligi possint, quos his verbis enumerat. „Si impiorum delicta sint infinita, „aut ut talia considerari possint, vel habent vim istam in„finitam ex se ipsis, vel a delinquente, vel ab eo in quem „et contra quem delinquitur, vel ab horum aliquibus, vel „ab omnibus simul; sed nullo istorum modorum possunt „esse infinita, aut ut talia considerari, et tamen præter „hos nullus alius superest modus, quo infinita dici et esse „possint: ergo omnino non sunt infinita.“

Quæ communiter respondere solent Theologi ad hoc argumentum a proportione delictorum pœnarumque petitum, apud ipsos utilius legentur. Hoc vero loco alium argumenti Soneriani defectum indicare placet; nempe imperfectam enumerationem modorum, quibus aliquid dici potest infinitum. Neque enim tantum ab objecto in quod peccatur, Deo videlicet, vel a modo peccandi, seu gradu intensivo, aliisque quorum autor meminit, sed et a numero peccata infinita dici possunt. Etiamsi igitur concederemus ipsi, nullum peccatum per se infinitum esse; revera tamen

dici potest, damnatorum infinita numero peccata esse; quoniam per totam æternitatem in peccando perseverant. Quare si æterna sunt peccata, justum est, ut æternæ etiam sint pœnæ. Nempe homines mali se ipsos damnant, ut recte dictum est a sapientibus, perpetua scilicet impœnitentia et a Deo aversione. Nihil igitur hic Deo, quasi ultra mensuram peccati severo, imputari potest.

Und das ist sie ganz diese sogenannte Vorrede. — Man wird hoffentlich von mir nicht erwarten, daß ich nun auch die Schrift des Sonerus selbst beifügen werde. Zwar ist sie, als gedrucktes Buch, noch immer eben so selten, als sie zu den Zeiten des Leibnitz war, weil ich nicht wüßte, daß sie irgend nachher wieder wäre aufgelegt worden. Allein der Inhalt hat nicht mehr das Verdienst, welches er damals bei denen haben konnte, die eine freie Untersuchung in Glaubenssachen liebten. Er ist in hundert Bücher seitdem übergetragen worden, die in aller Händen sind. Denn da man besonders den Freunden der Wiederbringung es neuerer Zeit nicht schwer gemacht hat, ihre Meinung so laut zu sagen, als sie nur gewollt: so ist theils von ihnen, theils auf ihre Veranlassung, die unter der Wiederbringung vornehmlich begriffene Lehre von der Endlichkeit der Höllenstrafen eben so oft mit allen Arten von Gründen, als mit allen Arten von Eifer und Schwärmerei vertheidigt und bestritten worden. Kurz, Soners Demonstration ist, bis auf einige Spitzfindigkeiten vielleicht, nun verlegene Waare.

Aber, wird man denken, hätte ich nicht aus eben diesem Grunde, auch die Vorrede des Leibnitz im Verborgenen lassen können und müssen? Denn was er Sonern darin entgegensetzt, ist jetzt nicht weniger bekannt, indem es auch von ihm selbst anderwärts vorgetragen worden. — Ich weiß dieses sehr

wohl. Doch meine Absicht geht bei Bekanntmachung derselben, auch nicht sowohl auf die vertheidigte Wahrheit, als auf den Vertheidiger, als auf dessen Gesinnungen und Gründe bei seiner Vertheidigung. Beide sind mißgedeutet und verkannt worden.

Mosheim selbst, der es doch sehr wohl wissen konnte, was die Vorrede des Leibnitz eigentlich enthalte, verleitet noch jetzt seine Leser, sich einen ganz falschen Begriff davon zu machen. Als er ihrer zuerst erwähnte,[1] geschah es in so allgemeinen Ausdrücken, daß der gute Pagenkopen sich einbildete, da Leibnitz die Demonstration des Soner habe herausgeben wollen, so müsse er sie gebilligt haben. Um ihm nun das Verständniß näher zu eröffnen, erwiederte Mosheim hierauf:[2] „Der Herr von Leibnitz hat nicht darum diese Bogen wollen „drucken lassen, weil er sie für wichtig gehalten und Soners „Meinung angenommen. Er hat vielmehr dieselben mit einer „Vorrede begleiten wollen, die in meinen Händen ist, worin „er Sonern selbst aus Aristotelis Grundlehren widerlegt und „die Blöße seiner Beweisthümer aufdeckt. Sein Vorhaben „war, der Welt den schlechten Werth seiner Schrift zu zeigen, „die man deßwegen für unwiderleglich hielt, weil sie selten „war, und wenigen zu Gesichte kam.“ Aber wenn Mosheim Anfangs zu wenig gesagt hatte, so sagt er offenbar nun zu viel; und seine Gegner dürften ihn nicht ohne Grund mit dem Verdachte belegen, daß er vorsätzlich das Ansehen des Leibnitz mißbrauchen wollen. Denn hier ist sie nun, diese Vorrede, und wahrlich, man muß in sehr wenigen sehr vieles zu sehen wissen, wenn man alles darin finden will, was Mosheim

1 Angeführtermaßen vor dem 1sten Theile seiner heiligen Reden.

2 In dem Sendschreiben über unterschiedliche Dinge, hinter dem zweiten Theile der heiligen Reden.

darin gefunden zu haben vorgiebt. Leibnitz soll Sonern aus Aristoteles Grundlehren widerlegen? Er soll die Blöße seiner Beweisthümer aufdecken? seiner Beweisthümer? Sind seine Beweisthümer denn das einzige Dilemma? Und welches wären sie denn, jene Aristotelische Grundlehren? Ich kann in Leibnitzens Vorrede dergleichen eben so wenig finden, als in Soners Schrift selbst, von welcher Mosheim gleichfalls sagt, daß sie sich auf Grundsätze des Aristoteles beziehe. Alles Aristotelische, was Soners Schrift hat, ist dieses, daß sie in lauter schulgerechten Schlüssen abgefaßt ist. Denn die Prämissen dieser Schlüsse sind nichts als Sätze des gesunden Menschenverstandes, und keineswegs dem Aristoteles eigenthümliche Lehren. Also auch, wenn durch die Bemerkung des Leibnitz das Dilemma des Soner wirklich seine Kraft verliert, so geschieht es ja wohl ohne alles Zuthun des Aristoteles. Doch mit oder ohne Zuthun des Aristoteles: ist es denn auch nur wahr, daß sie so siegend, so entscheidend ist, diese einzige Bemerkung des Leibnitz? Aufrichtig zu reden, ich glaube nichts weniger. Denn es sey immerhin unwidersprechlich, daß die menschlichen Sünden auch der Zahl nach unendlich werden können, ja werden müssen: was ging Sonern diese eine noch mögliche Art ihrer Unendlichkeit an? was hatte er nöthig, sich darauf einzulassen? und gegen wen sollte er sich darauf einlassen? Wenn sie von einigen seiner Gegner auch angenommen wird, diese Unendlichkeit, wird sie deßwegen als der vornehmste, oder gar als der einzige Grund ihrer Lehre angenommen? Hören sie darum auf zu behaupten, was Soner eigentlich bestreitet? Nämlich, daß, wenn sie auch nicht Statt hätte, diese Unendlichkeit der Sünden, dennoch auf die bloß endlichen Sünden dieses Lebens eine unendliche Strafe warte? daß schon eine einzige dieser Sünden diese unendliche

Strafe verdiene? In der That verändert auch die Einwendung des Leibnitz die ganze Streitfrage. Diese ging bei Sonern lediglich auf die Sünden dieses Lebens, welche der Zahl nach nicht anders als endlich seyn können. Und Leibnitz will, daß er auch die Sünden des künftigen Lebens mit in Rechnung bringen sollen, die für sich allein schon, wenn sie nothwendig unaufhörlich geschehen müßten, eine unaufhörliche Strafe verdienen würden.

Es könnte also leicht seyn, daß Leibnitz selbst sich dieses bei einer zweiten Erwägung nicht bergen können, und eben deßwegen die ganze Vorrede zurückbehalten hätte. Denn da sie einmal geschrieben war, warum hätte er sie sonst nicht sollen drucken lassen? Wenigstens kann man hiergegen nicht einwenden, daß er gleichwohl das Wesentliche davon viele Jahre nachher an einem andern Orte angebracht habe, nämlich in seiner Theodicee. Eben derselbe Gedanke kann an einem andern Orte einen ganz andern Werth haben. Was Leibnitz dort für eine ungültige Widerlegung erkannte, das konnte er hier zur Erläuterung einer andern Frage ja wohl mit beibringen. Dort sollten alle Einwürfe des Soner damit zu Schanden gemacht, und die bezweifelte Lehre darauf gegründet werden, und dazu taugte es schlechterdings nicht. Hier aber in der Theodicee, wo er, was er damit nicht erweisen konnte, als anderweitig erwiesen voraussetzen durfte, sollte es bloß dienen, das größte physikalische Uebel, das er sonach in seiner besten Welt zu seyn bekennen mußte, desto unmittelbarer aus dem Uebel der Schuld herleiten zu können, ohne dabei auf die Unendlichkeit desjenigen zu sehen, gegen den diese Schuld geschehen, weil diese Unendlichkeit doch nicht mit in den Zusammenhang der Dinge verwebt seyn konnte.

Und das würde es alles seyn, was ich hier hinzuzufügen

hätte, wenn mir nicht eben dieses Weges einer unserer neuesten Schriftsteller begegnet wäre. Herr Eberhard in seiner Apologie des Sokrates, einem in vieler Absicht sehr vortrefflichen Buche, worin er die Lehre von der Seligkeit der Heiden untersucht, hat auch die von der Unendlichkeit der Strafen mit in seine Prüfung ziehen zu müssen geglaubt. Nun hat es zwar seine ganz besondere Ursache, warum ich wünschen könnte, daß er sich wenigstens nicht in einer Apologie des Sokrates dagegen erklärt hätte. Aber doch würde mich bloß diese schwerlich vermögen können, mir die geringste Anmerkung dagegen zu erlauben, wenn er nicht zugleich, indem ihn seine Materie auch auf das brachte, was Leibnitz darüber geäußert hatte, gegen diesen und dessen Aeußerung verschiedenes erinnert hätte, was ich hier in Erwägung zu ziehen einen so nahen Anlaß finde. Ich will, was ich zu sagen habe, so kurz zu fassen suchen, als möglich, und meine Gedanken wo nicht ordnen, doch zählen.

I. Ich fange von dem allgemeinen Urtheile an, welches Herr Eberhard von Leibnitzen in Absicht seines Betragens gegen angenommene Religionssätze fällt. Nachdem er nämlich nun auch auf denjenigen Beweis der ewigen Strafen gekommen, von welchem hier die Rede gewesen, zeigt er sehr wohl, daß man mit demselben nicht über die Gränzen der Möglichkeit gelangen könne, und fährt fort: „Die scharfsinnigsten Verfechter dieser Sache, wie Leibnitz, haben es wohl gefühlt, „daß ein solcher Beweis nicht weiter reicht. Leibnitz argumentirte also nur bloß für die, welche von der wirklichen „Ewigkeit höllischer Qualen aus der Schrift schon überführt „waren. Da ihm so viel daran gelegen war, seine Philosophie „allgemein zu machen, so sucht er sie den herrschenden Lehrsätzen aller Parteien anzupassen, sie ihnen allen für ihre

„Meinung günstig und vortheilhaft zu zeigen, um sich aller „Beifall zu verschaffen. Er nahm ihre Lehrsätze als Voraus„setzungen an, und legte ihnen einen erträglichen Sinn bei, „nachdem er sie mit seinem System verglich, ohne ihnen selbst „beizupflichten." — Erscheint in diesem Urtheile der Philosoph nicht ein wenig zu eitel? Werden seine Gesinnungen gegen die Religion überhaupt nicht dadurch verdächtiger gemacht, als es der Religion selbst zuträglich ist? Beides ist ganz gewiß des Herrn Eberhard Absicht nicht gewesen. Aber es ist unläugbar, daß er sich hier nicht durchgängig so glücklich und bestimmt ausgedrückt hat, als er sich sonst auszudrücken pflegt. Denn so eingenommen man sich auch Leibnitzen für seine Philosophie denken darf oder will, so kann man doch wahrlich nicht sagen, daß er sie den herrschenden Lehrsätzen aller Parteien anzupassen gesucht habe. Wie wäre das auch möglich gewesen? Wie hätte es ihm einkommen können, mit einem alten Sprichworte zu reden, dem Mond ein Kleid zu machen? Alles, was er zum Besten seines Systems dann und wann that, war gerade das Gegentheil: er suchte die herrschenden Lehrsätze aller Parteien seinem Systeme anzupassen. Ich irre mich sehr, oder beides ist nichts weniger als einerlei. Leibnitz nahm bei seiner Untersuchung der Wahrheit nie Rücksicht auf angenommene Meinungen; aber in der festen Ueberzeugung, daß keine Meinung angenommen seyn könne, die nicht von einer gewissen Seite in einem gewissen Verstande wahr sey, hatte er wohl oft die Gefälligkeit, diese Meinung so lange zu wenden und zu drehen, bis es ihm gelang, diese gewisse Seite sichtbar, diesen gewissen Verstand begreiflich zu machen. Er schlug aus Kiesel Feuer, aber er verbarg sein Feuer nicht in Kiesel. Doch im Grunde hat Herr Eberhard das nur auch sagen wollen, und ein Theil

seiner Worte sagt es wirklich. „Er nahm ihre Lehrsätze als „Voraussetzungen an, und legte ihnen einen erträglichen Sinn „bei, nach welchem er sie mit seinem System verglich.“ Sehr wohl: nur hätte Herr Eberhard nicht hinzusetzen müssen: „ohne ihnen selbst beizupflichten.“ Allerdings pflichtete er ihnen bei, nämlich nach dem erträglichen Sinne, den er ihnen nicht sowohl beilegte, als in ihnen entdeckte. Dieser erträgliche Sinn war Wahrheit, und wie hätte er der Wahrheit nicht beipflichten sollen? Auch ist ihm das weder als Falschheit noch als Eitelkeit anzurechnen. Er that damit nichts mehr und nichts weniger, als was alle alte Philosophen in ihrem exoterischen Vortrage zu thun pflegten. Er beobachtete eine Klugheit, für die freilich unsere neuesten Philosophen viel zu weise geworden sind. Er setzte willig sein System bei Seite, und suchte einen jeden auf demjenigen Wege zur Wahrheit zu führen, auf welchem er ihn fand.

II. Herr Eberhard fährt fort: „Dieß ist augenscheinlich „der Fall mit dem gegenwärtigen Beweise. Um seiner besten „Welt bei denen, die eine Ewigkeit der Höllenqualen an„nehmen, Eingang zu verschaffen, suchte er darzuthun, daß „auch diese sich mit seinen Sätzen von der besten Welt und „mit seinen Begriffen von der Gerechtigkeit Gottes reimen „lasse.“ Man vergesse nicht, was dieses für ein Beweis ist. Es ist der, welcher die endlose Dauer der Strafen aus der unaufhörlichen Fortsetzung der Sünde herleitet. Aber in welcher Verbindung steht dieser Beweis mit der Lehre von der besten Welt? Wie kann er dieser Lehre bei denen Eingang verschaffen, welche die Ewigkeit der Höllenqualen, auch ohne ihn, annehmen? Hören diese ewige Qualen darum auf, ein Einwurf gegen die beste Welt zu seyn, weil sie gerecht sind? Gerecht oder nicht gerecht: sie geben in beiden

Fallen dem Uebel einen unendlichen Ausschlag; und gegen diesen Ausschlag, nicht gegen ihre Ungerechtigkeit hätte Leibnitz seine beste Welt verwahren müssen. So wie er es auch wirklich gethan: aber nicht durch besagten Beweis, sondern durch eine ganz andere Ausflucht. Denn wenn dieser nämliche, von den ewigen Qualen hergenommene Einwurf gegen seine beste Welt auch noch dadurch verstärkt wurde, daß selbst die Zahl der ewig verdammten Menschen unbeschreiblich größer seyn werde, als die Zahl der Seligen: was antwortete er darauf? Etwa bloß, daß gleichwohl diese ungleich mehrere Verdammte mit Recht verdammt wären? Was hätte ihm dieses für seine beste Welt helfen können, was sich ohnedem schon von selbst versteht, wenn anders die Sache ihre Richtigkeit hat? Vielmehr nahm er beides, sowohl die ewige Verdammniß des größern Theils der Menschen, als auch die Gerechtigkeit dieser Verdammniß, für völlig ausgemacht an, und läugnete bloß die Folge, indem er zeigte, was für ein unendlich kleiner Theil der Welt die Menschen insgesammt wären, und wie dem ohngeachtet in der allgemeinen Stadt Gottes das Böse, in Vergleichung mit dem Guten, fast für nichts zu rechnen seyn werde.[1] Und das, meine ich, hieß der Lehre von der besten Welt auch bei denen Eingang verschaffen, welche die Ewigkeit der Höllenqualen annehmen. Der Gedanke aber, woraus diese Ewigkeit herzuleiten sey, sollte bloß die Gerechtigkeit Gottes dabei in ein näheres Licht setzen. Das allein ist in den Worten des Herrn Eberhard wahr. Warum er aber sagt, daß es nur auf s e i n e, d. i. dem Leibnitz eigenthümliche Begriffe von der Gerechtigkeit, dabei abgesehen gewesen, gestehe ich, nicht einzusehen. Schlimm genug, daß man die Lehre von der besten Welt noch immer s e i n e

[1] Theodicee Th. I. §. 19.

Lehre nennt; warum sollen nun auch die einzigen wahren Begriffe von der Gerechtigkeit Gottes seine Begriffe heißen?

III. Noch fügt Herr Eberhard hinzu: „Er (Leibnitz) nimmt „die ewigen Qualen nur bedingungsweise an, und zeigt, daß „sie in der Voraussetzung ewiger Verschuldigungen nichts un„gerechtes enthalten." Ich kenne die Stelle in der Theodicee,[1] wo sich Leibnitz vollkommen so ausdrückt. Gleichwohl würde er es schwerlich haben auf sich kommen lassen, wenn man daraus hätte schließen wollen, daß er sonach alles, was die Gottesgelehrten sonst für die Ewigkeit der Strafen anzuführen pflegen, schlechterdings verwerfe. Er thut dieses wirklich auch so wenig, daß er vielmehr in dem wichtigsten Puncte, worauf es dabei ankommt, mit ihnen mehr als einig ist. Ich will sagen, daß er diesen Punct nicht allein in seinem Werthe oder Unwerthe beruhen läßt, sondern ihn sogar sehr scharfsinnig vertheidigt. Herr Eberhard behauptet, daß Gott bei seinen Strafen, einzig und allein die Besserung der Bestraften zum Zwecke haben könne und müsse. Leibnitz hingegen dehnt diese Besserung nicht allein auf die aus, welche die Strafen nur mit ansehen, gesetzt auch, daß sie bei den Bestraften selbst nicht stattfände; sondern er redet auch der bloß rächenden Gerechtigkeit Gottes, welche weder die Besserung, noch das Exempel, ni même la réparation du mal, zur Absicht habe, sehr ernstlich das Wort; indem er sie nicht bloß auf die von den Theologen erwiesene Androhung, sondern auf eine wirkliche Convenienz, auf eine gewisse Schadloshaltung des Verstandes, gründet.[2] Selbst

[1] Theil I. §. 133.

[2] Cette espèce de justice, qui n'a point pour but l'amandement, ni l'exemple, ni même la réparation du mal. — Hobbes et quelques autres n'admettent point cette justice punitive, qui est proprement vindicative. — Mais elle est toujours fondée dans un rapport de convenance, qui

den Satz, daß die Sünde deßwegen unendlich bestraft werde, weil sie ein unendliches Wesen beleidige, hat er nirgends verworfen, oder auch nur gemißbilligt. Er sagt zwar an einem Orte, daß einmal eine Zeit gewesen, „als er diesen Satz noch „nicht genugsam untersucht hatte, um darüber ein Urtheil zu „fällen.“[1] Ich finde aber nicht, daß er es nachher gefällt; ohne Zweifel, weil er nachher, als er ihn genugsam untersucht hatte, erkannte, daß sich schlechterdings nichts darüber bestimmen lasse. Denn wenn jene rächende Gerechtigkeit Gott wirklich zukommt: welcher endliche Verstand kann ihre Gränzen bezeichnen? Wer darf sich zu entscheiden wagen, was für einen Maaßstab sie bei diesen ihren Strafen anzunehmen habe, und was für einen nicht? Der Maaßstab ihrer eigenen Unendlichkeit ist wenigstens eben so wahrscheinlich, als jeder andere.

IV. Aber wozu dieses alles? Will ich Leibnitzen in noch größern Verdacht bringen, daß er den Orthodoxen nur geheuchelt habe? oder will ich ihn in allem Ernste, bis zum Aergerniß unserer Philosophen, orthodox machen? Keines von beiden. Ich gebe es zu, daß Leibnitz die Lehre von der ewigen Verdammung sehr exoterisch behandelt hat, und daß er sich esoterisch ganz anders darüber ausgedrückt haben würde. Allein ich wollte nur nicht, daß man dabei etwas mehr als Verschiedenheit der Lehrart zu sehen glaubte. Ich wollte nur nicht, daß man ihn geradezu beschuldigte, er sey in Ansehung der Lehre selbst mit sich nicht einig gewesen, indem er sie öffentlich mit den Worten bekannt, heimlich und

contente non seulement l'offensé, mais encore les sages qui la voyent; comme une belle musique, ou bien une bonne architecture contente les esprits bienfaits. Theod. II. §. 73.

[1] Theod. III. §. 92.

im Grunde aber geläugnet habe. Denn das wäre ein wenig zu arg, und ließe sich schlechterdings mit keiner didaktischen Politik, mit keiner Begierde, allen alles zu werden, entschuldigen. Vielmehr bin ich überzeugt, und glaube es erweisen zu können, daß sich Leibnitz nur darum die gemeine Lehre von der Verdammung nach allen ihren exoterischen Gründen gefallen lassen, ja gar sie lieber noch mit neuen bestärkt hätte, weil er erkannte, daß sie mit einer großen Wahrheit seiner esoterischen Philosophie mehr übereinstimme, als die gegenseitige Lehre. Freilich nahm er sie nicht in dem rohen und wüsten Begriffe, in dem sie so mancher Theolog nimmt. Aber er fand, daß selbst in diesem rohen und wüsten Begriffe noch mehr wahres liege, als in den eben so rohen und wüsten Begriffen der schwärmerischen Vertheidiger der Wiederbringung; und nur das bewog ihn, mit den Orthodoxen lieber der Sache ein wenig zu viel zu thun, als mit den letztern zu wenig.

V. Herr Eberhard hat diese Meinung von ihm und seiner esoterischen Philosophie gerade nicht. Er glaubt, der vornehmste Grundsatz derselben, von dem besten Zusammenhange der Dinge, erhalte erst alsdann seine größte Evidenz, wenn man annimmt, daß alle vernünftige Wesen endlich einmal zur Glückseligkeit gelangen. „Dieses, sagt er, hat Leibnitz wohl „gefühlt, und ungeachtet er, wie ich oben bemerkt habe, seine „Philosophie auch der entgegengesetzten Meinung anzupassen „suchte, so hat er doch seine eigene Mißbilligung derselben „nicht undeutlich zu verstehen gegeben. Einer seiner geschick„testen Schüler und Vertheidiger (Vattel), erkennt dieses „ohne Bedenken. Das mildere Schicksal der Sünder ist auch „seinen Grundsätzen zu tief eingegraben, als daß man die „letztern annehmen und das erstere verwerfen könnte, wofern „man ihre ganze Kraft und Ausdehnung kennt, und die

„innersten Geheimnisse derselben erforscht hat. Er kennt keinen „Stillstand, keine Ruhe in der Welt; alles ist, bis im Klein„sten, in steter Bewegung, und zwar zu mehrerer Aus„dehnung. Diesen Wachsthum zieht er augenscheinlich der „gleichmäßigen Vollkommenheit vor; man mag ihn übrigens „durch die Ordinaten der Hyperbel oder des Dreiecks erklären." [1] Ich muß mit Erlaubniß des Herrn Eberhard, hier anmerken, daß, wenn er sich, in Ansehung dieses letztern aus der Leibnitzischen Philosophie gezogenen Grundes nicht überhaupt irrt, er sich doch wenigstens in Betracht der dafür in der Note angeführten Stelle gewiß ganz vergriffen hat. Leibnitz sagt daselbst: Je ne vois pas encore le moyen de faire voir démonstrativement ce qu'on doit choisir par la pure raison. Dieses scheint Herrn Eberhard von der doppelten Hypothese, die immer wachsende Vollkommenheit des Ganzen entweder durch die Ordinaten der Hyperbel oder des Dreiecks zu erklären, verstanden zu haben. Allein es geht offenbar auf die doppelte Hypothese, überhaupt entweder eine immer wachsende oder eine immer gleiche Vollkommenheit des Ganzen anzunehmen. [2] Wenn nun Leibnitz selbst im Jahr 1715 noch

[1] Leibnitz, Lettre à M. Bourget, Opp. T. II. p. 332.

[2] Hier ist die Stelle in ihrem völligen Zusammenhange: On peut former deux hypothèses, l'une que la nature est toujours également parfaite, l'autre qu'elle croît toujours en perfection. Si elle est toujours également parfaite, mais variablement, il est plus vraisemblable qu'il n'y ait point de commencement. Mais si elle croissait toujours en perfection (supposé qu'il ne soit point possible de lui donner toute la perfection tout à la fois) la chose se pourroit encore expliquer de deux façons, savoir par les ordonnées de l'Hyperbole ou par celle du Triangle. Suivant l'hypothèse de l'Hyperbole, il n'y aurait point de commencement, et les instans ou états du monde seraient crû en perfection depuis toute l'éternité; mais suivant l'hypothèse du Triangle, il y aurait eu un commencement. L'hypothèse de la perfection égale serait celle d'un

kein Mittel sah, aus ungezweifelten Grundsätzen entweder das eine oder das andere zu demonstriren: wie kann man sagen, daß er gleichwohl das erstere augenscheinlich vorgezogen habe? Ihn zwang sein System nicht im geringsten, sich für eines von beiden zu erklären, es bleibt unter beiden Voraussetzungen eben dasselbe; und von beiden äußerte er bis auf das letzte, daß er noch nicht einsehe, welche er schlechterdings annehmen müsse. Denn so wie er die von der immer wachsenden Vollkommenheit, in so fern man entweder einen ersten Augenblick annehmen wolle oder nicht, entweder durch die Hypothese der Hyperbel oder des Triangels erläutert: so erläutert er die immer gleiche Vollkommenheit durch das Rectangel. Von allen diesen drei Hypothesen zusammen sagt er in einem andern Briefe, als dem, welchen Hr. Eberhard anführt, ausdrücklich: Ainsi il n'est pas si aisé de décider, entre les trois hypothèses, et il faut encore beaucoup de méditation pour en venir à bout. Ferner in noch einem andern: Quant à la grande question, s'il est possible de démontrer par raison quelle hypothèse, savoir du rectangle, du triangle ou de l'hyperbole, est préférable dans la constitution de l'Univers, je crois qu'il faudroit s'attacher à un raisonnement rigoureux en bonne forme. Car comme en Metaphysique on n'a pas l'avantage des Mathématiciens de pouvoir fixer les idées par des figures; il faut que la rigueur du raisonnement y supplée, laquelle ne peut guère être obtenue en ces matières, qu'en observant la forme Logique. — Ainsi je vous prie, Monsieur, de penser comme vous pourriez réduire vos raisonnemens là-dessus à une forme due; car je n'en vois pas encore le moyen. Und,

Rectangle. Je ne vois pas encore le moyen de faire voir démonstrativement ce qu'on doit choisir par la pure raison.

wie gesagt, alles dieses schrieb er im Jahr 1715, also am Ende seiner Laufbahn, in Briefen, welche die letzten Erläuterungen seines Systems enthalten. Daher sind diese nämlichen Briefe an Herrn Bourguet, welche in des Herrn Dutens Ausgabe der sämmtlichen Werke zuerst erschienen, auch einer der schätzbarsten Vorzüge derselben.

VI. Wollte aber Herr Eberhard seine Worte nicht so genau genommen wissen, sollte er bloß haben sagen wollen, daß, obschon Leibnitz keine von den gedachten Hypothesen im eigentlichen Verstande demonstriren können, er gleichwohl für die von dem beständigen Fortgange zu größerer Vollkommenheit einen merklichern Hang gehabt habe: so muß ich gestehen, daß ich ihm auch hierin nicht beifallen kann. Leibnitz scheint mir vielmehr der immer gleichen Vollkommenheit um vieles geneigter gewesen zu seyn, ja seinen Freund einer förmlichen Demonstration derselben sehr nahe gebracht zu haben, welche er vielleicht seine Ursachen hatte, lieber aus ihm herauszuholen, als ihm vorzusagen. Ich gründe mich besonders auf die Stelle, wo er ihm schreibt: Vous avez raison, Monsieur, de dire que de ce que les êtres finis sont infinis en nombre, il ne s'ensuit point que leur système doit recevoir d'abord toute la perfection dont il est capable. Car si cette conséquence étoit bonne, l'hypothèse du Rectangle seroit demontrée. Mich dünkt nämlich, wenn diese Folge auch nicht nothwendig, sondern wenn sie nur möglich ist, daß dadurch die Hypothese des Rectangels schon einen großen Vorzug gewinnt. Denn das Ganze könnte sonach in jedem Augenblicke diejenige Vollkommenheit haben, der es sich, nach der andern Hypothese, nur immer nähert, ohne sie jemals zu erreichen; und ich sehe nicht, warum es nicht eben daher das Wählbarere für die ewige Weisheit sollte gewesen seyn. Die Möglichkeit

aber, daß die unendliche Zahl der endlichen Wesen gleich Anfangs in den vollkommensten Zusammenhang, deren sie fähig sind, gebracht werden können, giebt Leibnitz nicht allein zu, sondern rettet sie auch gegen den Vorwurf des immer Einerleien; indem er zeigt, daß wenn der nämliche Grad der totalen Vollkommenheit schon bliebe, dennoch die einzelnen Vollkommenheiten unaufhörlich sich ändern würden.

VII. Doch gesetzt auch, alles dieses verhielte sich nicht so, wie ich sage; gesetzt, es wäre ganz unstreitig, was Herr Eberhard vorgiebt, daß Leibnitz den unaufhörlichen Wachsthum der gleichmäßigen Vollkommenheit augenscheinlich vorgezogen habe: würde er nicht sodann wenigstens den Begriff, den Leibnitz mit diesem Wachsthume verband, viel zu weit ausdehnen? Leibnitz hätte ihn zuverlässig bloß von den allgemeinen Zustanden des Ganzen verstanden, und Herr Eberhard erstreckt ihn auf alle einzelne Wesen. Wenn aber auch diese in beständiger Bewegung zu mehrerer Ausbreitung seyn sollen: so möchte ich wissen, wie bei moralischen Wesen überhaupt Sünde statthaben könnte? Es wäre denn, daß die Sünde selbst nichts anders als eine Bewegung zu mehrerer Ausdehnung seyn sollte. Nein, so hat Leibnitz gewiß nicht gedacht; sondern was er von einem einzelnen Zustande des Ganzen, nach der Hypothese der gleichmäßigen Vollkommenheit, sagt: cette collection peut avoir toute la perfection, *quoique les choses singulières qui la composent puissent augmenter et diminuer en perfection:* das ist schlechterdings auch von jedem Zustande des Ganzen nach der Hypothese des immerwährenden Wachsthums zu verstehen. Das Ganze mag in dem nämlichen Grade der Vollkommenheit fortdauern, oder jeden Augenblick an Vollkommenheit wachsen: so hindert das eine eben so wenig, als das andere, daß nicht einzelne Wesen eben so wohl an

Vollkommenheit zunehmen als abnehmen könnten. Ohne dieses mögliche Abnehmen ist bei moralischen Wesen die Sünde unerklärlich; und mehr, als eben dieses mögliche Abnehmen braucht es nicht, auch die Strafe, ja die ewige Strafe der Sünde, selbst in dem System der immerwachsenden Vollkommenheit, zu erklären.

VIII. Aber ich muß zuvörderst jene esoterische große Wahrheit selbst anzeigen, in deren Rücksicht Leibnitz der gemeinen Lehre von der ewigen Verdammniß das Wort zu reden zuträglich fand. Und welche kann es anders seyn, als der fruchtbare Satz, daß in der Welt nichts insulirt, nichts ohne Folgen, nichts ohne ewige Folgen ist? Wenn daher auch keine Sünde ohne Folgen seyn kann, und diese Folgen die Strafen der Sünde sind: wie können diese Strafen anders als ewig dauern? wie können diese Folgen jemals Folgen zu haben aufhören? Herr Eberhard selbst erkennt in diesem Verstande die Ewigkeit derselben, und drückt sich mit aller Stärke und Würde darüber aus. „Wenn nichts anders die endlose „Hölle seyn soll, als dieser ewige Schaden, der uns von jeder „Versündigung ankleben soll: so wird Niemand bereitwilliger „seyn, als ich, dieser Meinung die Hände zu bieten. Ich „werde gern alle Mißdeutungen, denen der Ausdruck könnte „unterworfen seyn, um der Sache selbst willen übersehen. „Ich werde es mit allem Eifer und mit aller Ueberredungs„kraft, die mir Gott gegeben hat, den Gemüthern einzuprägen „suchen, daß eine jede Unsittlichkeit ihre bösen Folgen bis ins „Unendliche habe, daß ein jeglicher Schritt, den man in dem „Wege der Vollkommenheit zurück thut, unser ganzes ewiges „Daseyn hindurch, an der ganzen Summe derselben, an „der Länge des durchlaufenen Weges fehlen werde." Schön und wohl! Aber wie kam es, daß ihm nur der einzige

Baumgarten diese Ewigkeit der Strafe zu innuiren schien? Wie kam es, daß er diesem allein die Ehre gab, einen so wahren und großen Verstand damit verknüpft zu haben? Folgt sie nicht auch aus Leibnitzischen Grundsätzen? Ja, beruht sie selbst bei Baumgarten auf andern Grundsätzen, als auf Leibnitzischen? Der Satz, woraus sie dieser unmittelbar herleitet, daß kein negatives Ding in einem reellen Dinge ein Grund von Realität seyn könne: was ist er weiter, als eine für gewisse Fälle brauchbarere Formel des zureichenden Grundes? Nicht zu gedenken, daß aus diesem Satze nicht sowohl die ewige Fortdauer der Verdammniß, als die Unmöglichkeit, aus der Verdammniß durch die Verdammniß in die Seligkeit überzugehen, fließt.

IX. Wenn nun aber die Ewigkeit der Strafen in ungezweifelten Leibnitzischen Lehren so offenbar gegründet ist: so muß sie sich auch zu beiden Hypothesen von der Vollkommenheit der Welt, der gleichmäßigen sowohl als der wachsenden, schicken; wenn sich anders das ganze System des Leibnitz, wie ich gesagt habe, gleichgültig gegen diese Hypothesen verhält. Und das thut sie auch wirklich; unter der Einschränkung nämlich, daß sowohl die eine als die andere Art der Vollkommenheit nicht von jedem einzelnen Wesen, sondern von den totalen Zuständen aller Wesen zugleich prädicirt wird. Unbeschadet der einen und der andern, kann ein moralisches Wesen nicht allein in seinem Fortgange zur Vollkommenheit stocken, nicht allein einige Schritte zurückgehen, sondern ich sehe nicht, warum es nicht auch in diesem Rückgange ewig beharren und sich immer weiter und weiter von seiner Vollkommenheit entfernen k ö n n t e? Auf dieser Möglichkeit beruht der exoterische Grund, den Leibnitz für die unendliche Dauer der Verdammniß aus der endlosen Fortsetzung der Sünde

hernahm. Nur hätte er, um ganz orthodox zu seyn, nicht nur eine ewige Verdammniß, sondern eine ewige in alle Ewigkeit wachsende Verdammniß daraus folgern müssen.

X. Allerdings schaudert die Menschheit bei dieser Vorstellung, ob sie schon nur auf die bloße Möglichkeit sich bezieht. Ich möchte aber darum doch nicht fragen: warum mit einer bloßen Möglichkeit schrecken? Denn ich müßte mich der Gegenfrage besorgen: warum nicht damit schrecken, wenn sie doch nur eigentlich für den erschrecklich seyn kann, dem es mit seiner Besserung nie ein Ernst gewesen? Gesetzt aber auch, daß es selbst mit dieser Möglichkeit noch nicht seine Richtigkeit hätte, daß sie zwar mit der Vollkommenheit des Ganzen bestehen könnte, daß aber der ewige Rückgang eines moralischen Wesens, in sich selbst widersprechend wäre: so bleibt auch so noch die Ewigkeit der Strafen nach den strengsten Leibnitzischen Grundsätzen gerettet. Genug, daß jede Verzögerung auf dem Wege zur Vollkommenheit in alle Ewigkeit nicht einzubringen ist, und sich also in alle Ewigkeit durch sich selbst bestraft. Denn nun auch angenommen, daß das höchste Wesen durchaus nicht anders strafen kann, als zur Besserung des Bestraften; angenommen, daß die Besserung über lang oder kurz die nothwendige Folge der Strafe sey: ist es schon ausgemacht, ob überhaupt die Strafe anders bessern kann, als dadurch, daß sie ewig dauert? Will man sagen? „allerdings, durch die lebhafte Erinnerung, welche sie von sich zurück läßt." Als ob diese lebhafte Erinnerung nicht auch Strafe wäre?

XI. Doch warum bei Dingen verweilen, die Niemand läugnet? Nicht die Ewigkeit der natürlichen Strafen wird geläugnet, sondern — was denn? — die Ewigkeit der Hölle. — Also ist beides nicht eines? Also ist die Hölle etwas

anderes, wenigstens etwas mehr als der Inbegriff jener Strafen? — Ich weiß wohl, daß es Theologen giebt, die dieser Meinung sind. Allein ich finde, daß wenigstens Herr Eberhard unter diese Theologen nicht gehört, und er ist darum gewiß nicht weniger orthodox, als sie. Denn in der ganzen Religion ist nichts, was so etwas zu glauben nöthige. Vielmehr kann und darf man mit aller Sicherheit annehmen, daß die in der Schrift gedrohten Strafen keine andere sind, als die natürlichen, welche auch ohne diese Androhung auf die Sünde folgen würden. Wenn aber eine höhere Weisheit eine dergleichen außerordentliche Androhung noch für nöthig gehalten hat, so hat sie für eben so zuträglich erkannt, sich ganz nach unsern gegenwärtigen Empfindungen davon auszudrücken. Und hier, denke ich, stehen wir an der Quelle, woraus alle die Schwierigkeiten geflossen sind, warum man die Ewigkeit der Verdammniß läugnen zu müssen geglaubt. Indem nämlich die Schrift, um die lebhafteste Vorstellung von jener Unglückseligkeit zu erwecken, die auf die Lasterhaften wartet, fast alle ihre Bilder von dem körperlichen Schmerze hernahm, mit dem alle Menschen ohne Ausnahme am bekanntesten sind: so hat man, wenn auch nicht die körperlichen Schmerzen selbst, wenigstens deren Beschaffenheit und Verhältniß zu unserer Natur, nicht für das Bild, sondern für die Sache selbst genommen, und aus diesem falschen Begriffe etwas bestritten, was auf alle Weise gegründeter ist, als dieser Begriff. So sind aus Strafen Qualen, aus Qualen ein Zustand von Qualen, aus der Empfindung eines solchen Zustandes eine alles andere ausschließende, unsers ganzen Wesens sich bemächtigende Empfindung geworden. Kurz, die intensive Unendlichkeit, die man mehr oder weniger, stillschweigend oder ausdrücklich, den Strafen der Hölle unbedachtsam

beigelegt, oder gar beilegen zu müssen geglaubt; diese weder in der Vernunft noch in der Schrift gegründete intensive Unendlichkeit allein ist es, welche die unendliche Dauer derselben so unbegreiflich, mit der Güte und Gerechtigkeit Gottes so streitend, unsern Verstand und unsere Empfindung so empörend, macht, von jeher gemacht hat, und nothwendig machen muß.

XII. Besonders bei denen machen muß, die sich keine göttliche Strafen ohne Absicht der Besserung denken können. Ihr Gefühl ist sehr richtig, aber ihr Verstand macht einen Trugschluß. Nicht durch die unendliche Dauer der Strafen wird die Besserung ausgeschlossen, sondern durch die intensive Unendlichkeit derselben. Denn zu dieser intensiven Unendlichkeit gehört vornehmlich ihre Stetigkeit, und diese Stetigkeit ist es, welche alle Besserung unmöglich macht. Ich will sagen, und habe zum Theil schon gesagt: wenn die Strafen bessern sollen, so hindert die immerwährende Fortdauer des physischen Uebels derselben so wenig die Besserung, daß vielmehr die Besserung eine Folge dieser Fortdauer ist. Aber die Empfindung dieses dauernden Uebels muß nicht stetig, muß wenigstens in ihrer Stetigkeit nicht immer herrschend seyn, weil es unbegreiflich ist, wie bei dieser herrschenden Stetigkeit auch nur der erste Entschluß zur Besserung entstehen könnte. Herr Eberhard selbst behauptet die Möglichkeit des ersteren mit so ausdrücklichen, als nachdrücklichen Worten. „Das physische „der Strafe mag immer bleiben; der besser belehrte Sünder „wird es kein Uebel mehr nennen, er wird sich dabei nicht „mehr unglücklich dünken, so schmerzhaft es auch immer seiner „Sinnlichkeit seyn mag." Was heißt dieses anders, als daß sich der Sünder bessern kann, ungeachtet seine Strafe nie aufhört? Aber wann sollte er nur den Gedanken fassen, daß das fortdauernde physische Uebel für ihn ein wohlthätiges

Uebel sey, wann sollte er anfangen können, besser belehrt zu seyn, falls die Empfindung dieses Uebels so intensiv und stetig wäre, als man es aus einigen figürlichen Ausdrücken der Schrift folgern zu müssen glaubt?

XIII. Ich sage mit Bedacht, aus einigen figürlichen Ausdrücken. Denn andere, besonders wenn man die Parabeln mit zu den figürlichen Ausdrücken rechnen darf, leiten auf weit richtigere Begriffe, mit welchen sowohl die Endlosigkeit der Strafen, als zugleich die Besserung des Bestraften bestehen kann. Daß aber die eine die andere nicht aufhebt, ist nicht allein unter der Voraussetzung begreiflich, daß die Besserung nicht anders als durch die Fortdauer der Strafen erhalten werden könne, sondern kann auch auf eine andere Weise mehr als wahrscheinlich gemacht werden. Nämlich, wenn man in Erwägung zieht, daß, obschon Strafe und Belohnung etwas positives seyn werden und seyn müssen, dennoch ein Stand von Strafen und ein Stand von Belohnungen zugleich relative Begriffe sind, welche die nämlichen bleiben, so lange sie in dem nämlichen Verhältnisse abnehmen oder wachsen. Der reiche Mann in der Hölle mag sich immer bessern, mag sich immer, von dem ersten Augenblicke der empfundenen Strafe an, seiner Vollkommenheit wieder zugewandt, und mit jedem folgenden Augenblicke sich ihr mehr und mehr genähert haben. Hört er darum auf, in Ansehung des Lazarus, in der Hölle zu bleiben der von dem ersten Augenblicke seiner empfundenen Seligkeit an indeß um eben so viele Schritte einer höhern und höheren Vollkommenheit zugeeilt ist? — Wer hierwider im Ernste den Einwurf machen kann, daß auf diese Weise Hölle und Himmel in eines fließen, und sich jeder Sünder sonach trösten könne, über lang oder kurz dennoch einmal in Himmel zu kommen; der ist gerade derjenige, mit dem man

sich über dergleichen Dinge in gar keine Erklärung einlassen müßte. Für ihn mag es nur immer bei dem Buchstaben bleiben. Denn auf ihn und seines gleichen ward gerade bei dem Buchstaben gesehen.

XIV. Aber einen Mann, wie Herr Eberhard, darf ich fragen, ob jene unzertrennte Fortschreitung, welche beide Stände, Himmel und Hölle, durch unendliche Stufen verbindet, ohne daß jemals weder der eine noch der andere seine relative Benennung verliert, nicht schon aus dem System der bessernden Strafen folgt? Und ob die gänzliche Scheidung, welche die gemeine Denkungsart zwischen Himmel und Hölle macht, die nirgends gränzenden Gränzen, die auf einmal abgeschnittenen Schranken derselben, die, ich weiß nicht, durch was für eine Kluft von Nichts, getrennt seyn sollen, diesseits welcher schlechterdings nur lauter solche, und jenseits welcher schlechterdings nur lauter andere Empfindungen statt haben würden: ob alle dergleichen Dinge nicht weit unphilosophischer sind, als der allergröbste Begriff von der ewigen Dauer der Strafen nur immer seyn kann? Bei diesem liegt doch noch wenigstens eine große unstreitige Wahrheit zum Grunde, und er wird nur darum so unsinnig grob, weil man jene Ungereimtheiten mit hineinnimmt, die sowohl mit dem Wesen der Seele, als mit der Gerechtigkeit Gottes streiten.

XV. Daß sie mit dem Wesen der Seele streiten, ist daher klar, weil die Seele keiner lautern Empfindung fähig ist, das ist, keiner solchen Empfindung fähig ist, die bis in ihr kleinstes Moment nichts als angenehm, oder nichts als unangenehm wäre; geschweige, daß sie eines Zustandes fähig seyn sollte, in welchem sie nichts als dergleichen lautere Empfindungen, entweder von der einen oder von der andern Art, hätte. Daß sie aber auch mit der Gerechtigkeit Gottes

streiten, dieses, fürchte ich, dürfte vielleicht weniger erwogen seyn worden, als es verdient. Was heißt indeß offenbarer damit streiten, als annehmen oder zu verstehen geben, daß selbst die Gerechtigkeit Gottes einer Unvollkommenheit bei ihren Strafen nicht ausweichen könne, welche der menschlichen Gerechtigkeit in gewissen Fällen unvermeidlich ist? Diese Unvollkommenheit besteht darin, daß die menschliche Gerechtigkeit, wenn Strafen und Belohnungen colludiren, nicht anders als durch die wenigere Bestrafung belohnen, und durch die wenigere Belohnung bestrafen kann; mit einem Worte, daß sie in dergleichen Fällen, wie der Ausdruck ist, in Bausch und Bogen bestrafen und belohnen muß. Aber dieses müßte auch Gott? Nimmermehr. Sondern wenn es wahr ist, daß der beste Mensch noch viel Böses hat, und der schlimmste nicht ohne alles Gute ist: so müssen die Folgen des Bösen jenem auch in den Himmel nachziehen, und die Folgen des Guten diesen auch bis in die Hölle begleiten; ein jeder muß seine Hölle noch im Himmel und seinen Himmel noch in der Hölle finden. Die Folgen des Bösen müssen von den mehreren Folgen des Guten, und die Folgen des Guten von den mehreren Folgen des Bösen nicht bloß abgezogen werden, sondern jede derselben müssen sich, in ihrer ganzen positiven Natur, für sich selbst äußern. Nichts anderes meint die Schrift selbst, wenn sie von Stufen der Hölle und des Himmels redet. Aber der undenkendere Theil ihrer Leser, stellt er sich diese Stufen auch so vor? Oder giebt er nicht vielmehr einer jeden dieser Stufen, sie sey so niedrig als sie wolle, gleichsam ihre eigene intensive Unendlichkeit? Die niedrigste Stufe des Himmels ist ihm freilich nur die niedrigste; aber dem ungeachtet nichts als Himmel, nichts als Freude und Wonne, nichts als Seligkeit.

XVI. Und nun, warum seine Waffen nicht lieber gegen diese irrigen Begriffe wenden, die noch dazu ungleich leichter aus der Schrift hinweg zu exegesiren sind, als die unendliche Dauer der Strafen? Mich wenigstens dünkt, daß selbst der scharfsinnigste Ausleger, wenn er gegen diese an will, Dinge als ausgemacht annimmt, gegen welche noch sehr viel einzuwenden wäre. Z. E. Wenn Herr Eberhard darauf dringt, daß das Wort ewig in der hebräischen und griechischen Sprache nur eine unbestimmte, aber keineswegs unendliche Dauer andeute; so sagt er unter anderm: „Ueberhaupt muß man die „Zeitfolge in der stufenweisen Erhöhung eines solchen abstracten „Begriffs, als der Begriff der Ewigkeit ist, wohl bemerken. „Dieser Begriff ist nicht immer so transscendental gewesen, „als ihn zuletzt die stärkste Anstrengung der erhabensten Philo„sophie gemacht hat." Die Erinnerung, welche hier zum Grunde liegt, kann bei vielen metaphysischen Begriffen ihre gute Anwendung haben, bei dem aber von der Ewigkeit wohl schwerlich. Da er bloß negativ ist, so sehe ich nicht, was für eine Gradation darin möglich ist. Man hat ihn gar nicht gehabt, oder man hat ihn von jeher so vollständig gehabt, als er nur seyn kann. Daß man eine lange unbestimmte Zeit eine Ewigkeit zu nennen gewohnt gewesen, das beweist im geringsten nicht, daß man sich Anfangs auch die Ewigkeit nur als eine lange unbestimmte Zeit gedacht habe. Denn jenes geschieht noch täglich auch von Leuten, die sehr gut wissen, was das Wort Ewigkeit eigentlich sagen will. Noch weniger beweist die ursprüngliche Armuth der Sprache, die den abstracten Begriff der Ewigkeit nicht anders, als durch Häufung der Zeit auf Zeit auszudrücken wußte, daß dem Begriffe selbst das wesentliche jemals gefehlt habe. Die Geschichte der Weltweisheit ist auch völlig dagegen. Denn er sey immerhin, dieser

Begriff der Ewigkeit, eine besondere Anstrengung der erhabensten Philosophie; wenigstens ist die Philosophie einer solchen Anstrengung sehr früh fähig gewesen; und diese erhabenste Philosophie ist keine andere, als die allerälteste. Selbst das transscendentalste, dessen er fähig ist, dieser Begriff der Ewigkeit, und wozu sich selbst noch jetzt so wenige erheben können, ich meine die Ausschließung aller Folge: selbst dieses war den alten Philosophen schon sehr geläufig, und wie gesagt, fast geläufiger, als unsern.

XVII. Eben so wenig möchte ich verschiedene andere Aeusserungen des Herrn Eberhards über diese Materie zu den meinigen machen, die, ohne das Wesentliche der Streitfrage zu betreffen, sie dennoch in einem falschen Lichte zeigen. Ein solches Licht nenne ich die, obschon nicht ausdrückliche Behauptung, aber gleichwohl sehr richtig zu folgernde Andeutung, daß die Lehre von den ewigen Strafen unter den Christen entstanden sey. „Zwar bin ich nicht im Stande, sagt er, den „wahren Zeitpunct ihres Entstehens und ihrer Ausbreitung „unter den Christen anzugeben. Es sey aber, welcher es wolle, „so muß in demselben die Barbarei schon so viel Land gewonnen haben, daß die Sophisterei der Schulgelehrten in „den menschlichen Gemüthern einen gebahnten Weg vor sich „finden konnte. Denn daß die Vernunft diese schreckliche Lehre „verkenne, davon hoffe ich den Beweis bis zu einer solchen „Augenscheinlichkeit zu führen, daß Ihnen nichts mehr wird „übrig bleiben, als sie auf die Rechnung unrichtig verstandener „Schriftstellen zu schreiben.“ Wie gesagt, wenn er es in diesen Worten nicht ausdrücklich läugnet, daß auch andere Religionen, als die christliche, die ewigen Strafen der Lasterhaften lehren, und gelehrt haben: so ist sein Ausdruck doch nicht ganz unschuldig, wenn der Sache Unkundige sich daraus einbilden, daß

es allerdings von keiner andern geschehe, oder jemals geschehen sey. Gleichwohl ist dieses so falsch, daß es ihm schwer werden dürfte, auch nur eine zu nennen, welche die endlichen Strafen mit klaren Worten lehre, und sich nicht vielmehr von dem Gegentheil eben so streng ausdrücke, als er zugestehen muß, daß es in der Schrift wenigstens dem Ansehen nach geschieht. Ein jeder neue Christ brachte daher die gemißbilligte Lehre aus seiner verlassenen Religion in die christliche schon mit hinüber; und die mißverstandenen Stellen der Schrift brauchten ihn nicht darauf zu bringen, sondern konnten ihn höchstens nur darin bestärken. Vielmehr dürfte sich der Zeitpunct weit leichter angeben lassen, wann man eine allen Religionen so gemeine Lehre in der christlichen Religion zuerst angefangen hat, theils aus vermeinten philosophischen Gründen, theils aus eigenen mißverstandenen Voraussetzungen zu bestreiten. Und auch schon wegen dieser Uebereinstimmung aller Religionen möchte ich nicht mit dem Herrn Eberhard sagen, „daß die Vernunft diese „schreckliche Lehre verkenne," oder wie er sich an einem andern Orte noch nachdrücklicher ausdrückt, „daß die Vernunft an „diesem Lehrsatze unschuldig, daß in dem ganzen Umfange „ihrer Wahrheiten sich nicht eine finde, die durch eine richtige „Folgerung dahin führe." Was alle Religionen gemein haben, kann ja wohl in der Vernunft nicht ohne Grund seyn; und unstreitig ist die von jeher, obschon mehr dunkel empfundene, als klar erkannte Wahrheit von den ewigen Folgen der Sünde hinlänglich gewesen, darauf zu bringen. Oder vielmehr diese Wahrheit und die Lehre von den ewigen Strafen ist im Grunde eines; nur in den verschiedenen Religionen durch die Bemühung, diese Strafen sinnlich zu machen, mehr oder weniger verstellt.

XVIII. Ich schließe mit der nähern Anzeige der gleich

Anfangs erwähnten Ursache, warum ich wünschen könnte, daß sich Herr Eberhard gegen die ewigen Strafen der Lasterhaften, wenigstens nicht in einer Apologie des Sokrates möchte erklärt haben. Es ist diese, weil Sokrates selbst solche ewigen Strafen in allem Ernste geglaubt, wenigstens so weit geglaubt hat, daß er es für zuträglich gehalten, sie mit den unverdächtigsten, ausdrücklichsten Worten zu lehren. Man sehe seine Rede zum Schlusse des Georgias beim Plato, in welcher folgende Stelle schlechterdings keine Einwendung dagegen erlaubt. *Προσήκει δὲ παντὶ τῷ ἐν τιμωρίᾳ ὄντι, ὑπ᾽ ἄλλου ὀρθῶς τιμωρουμένῳ, ἢ βελτίονι γίγνεσθαι, καὶ ὀνίνασθαι, ἢ παράδειγμά τι τοῖς ἄλλοις γίγνεσθαι· ἵνα ἄλλοι ὁρῶντες πάσχοντα ἃ ἂν πάσχοι, φοβούμενοι, βελτίους γίγνωνται. Εἰσὶ δὲ οἱ μὲν ὠφελούμενοί τε καὶ δίκην διδόντες ὑπὸ θεῶν τε καὶ ἀνθρώπων, οὗτοι οἳ ἂν ἰάσιμα ἁμαρτήματα ἁμάρτωσιν. ὅμως δὲ δι᾽ ἀλγηδόνων καὶ ὀδυνῶν γίγνεται αὐτοῖς ἡ ὠφέλεια καὶ ἐνθάδε καὶ ἐν ᾅδου· οὐ γὰρ οἷόν τε ἄλλως ἀδικίας ἀπαλλάττεσθαι. Οἳ δ᾽ ἂν τὰ ἔσχατα ἀδικήσωσι, καὶ διὰ τοιαῦτα ἀδικήματα ἀνίατοι γένωνται, ἐκ τούτων τὰ παραδείγματα γίγνεται· καὶ οὗτοι, αὐτοὶ μὲν οὐκέτι ὀνίνανται οὐδὲν, ἅτε ἀνίατοι ὄντες· ἄλλοι δὲ ὀνίνανται, καὶ τούτους ὁρῶντες διὰ τὰς ἁμαρτίας τὰ μέγιστα καὶ ὀδυνηρότατα καὶ φοβερώτατα πάθη πάσχοντας τὸν ἀεὶ χρόνον, ἀτεχνῶς παραδείγματα ἀνηρτημένους ἐκεῖ ἐν ᾅδου ἐν τῷ δεσμωτηρίῳ, τοῖς ἀεὶ τῶν ἀδίκων ἀφικνουμένοις θεάματα καὶ νουθετήματα.* — Hier ist aller Ausflucht vorgebaut. Das *τὸν ἀεὶ χρόνον* ist nicht so zweideutig, als jenes *αἰὼν* oder *αἰώνιος*. Und was wäre auch alle Zweideutigkeit bei dem ausdrücklichen Gegensatze von Verdammten, die Strafen und Schmerzen leiden, damit sie sich bessern, und von Verdammten, die sich durchaus nicht bessern können, sondern bloß andern zum Beispiele in alle Ewigkeit gemartert und gepeinigt werden? *Τὰ μέγιστα καὶ ὀδυνηρότατα καὶ φοβερώτατα πάθη πάσχοντες τὸν ἀεὶ*

χρόνον Freilich ist es wahr, daß wenigstens sonach Sokrates die Strafen der Hölle nicht überhaupt ohne Unterschied ewig machte. Aber wenn bloß dadurch seine Lehre erträglicher wird: was ist denn in unserer Religion, das uns hindert, diesen Unterschied nicht auch anzunehmen? Was uns hindert? Als ob nicht der größere Theil unserer Glaubensgenossen ihn wirklich angenommen hätte? Jener mittlere Zustand, den die ältere Kirche glaubt und lehrt, und den unsere Reformatoren, ungeachtet des ärgerlichen Mißbrauchs, zu dem er Anlaß gegeben hatte, vielleicht nicht so schlecht weg hätten verwerfen sollen: was ist er im Grunde anders, als die bessernde sokratische Hölle? Und wenn es denn nur auch bloß möglich wäre, ja in alle Ewigkeit bloß möglich bliebe, daß es Sünder geben könne, welche auf keine Weise zu bessern stünden; Sünder, welche nie aufhören könnten zu sündigen: warum für diese bloß möglichen Ungeheuer, nicht auch bloß mögliche, ihnen allein zukommende Strafen annehmen, oder gelten lassen? —

— O meine Freunde, warum sollten wir scharfsinniger als Leibnitz und menschenfreundlicher scheinen wollen als Sokrates?

Aus dem dritten Beitrage.

1774.

Von Duldung der Deisten.[1]

Fragment eines Ungenannten.

Die hauptsächlichste Betrachtung, auf welche Neusers Geschichte einen denkenden Leser führt, brauche ich wohl nicht erst

[1] Unter den Handschriften der Wolfenbüttler Bibliothek fand Lessing einen Brief des bekannten unglücklichen Unitariers und Apostaten Adam Neuser, der sich wegen seiner religiösen Ansichten als Prediger zu Heidelberg nicht halten konnte, zu den Socinianern nach Siebenbürgen und endlich nach Constantinopel floh, wo er zum Islam überging, und daselbst im Jahr 1576 starb. Diesen Brief Neusers an einen Freund machte Lessing unter den „Beiträgen „zur Geschichte und Literatur aus den Schätzen der herzogl. Bibliothek zu „Wolfenbüttel" bekannt, und begleitete denselben mit einer Abhandlung, in welcher er die Widersprüche in den Nachrichten über Neuser aufdeckt, und den Mann, soweit er nach Charakter und Ansichten zu vertheidigen ist, gegen die Verleumdungen und Uebertreibungen seiner Zeitgenossen in Schutz nimmt. Diese Geschichte Neusers war es, von welcher, wie man aus Obigem ersieht, Lessing Gelegenheit nahm, die berühmten Fragmente eines Unbekannten über religiöse Gegenstände dem Publikum vorzulegen, und sie mit den Bemerkungen zu begleiten, welche ihn in die bekannten Streitigkeiten mit Götze und andern Theologen verwickelt, und die ganze Reihe der hier folgenden Streitschriften herbeigeführt haben.

lange anzugeben. Sie ist es aber, die mich an Fragmente eines sehr merkwürdigen Werks unter den allerneuesten Handschriften unserer Bibliothek und besonders an eines derselben so lebhaft erinnert, daß ich mich nicht enthalten kann, von ihnen überhaupt ein Wort hier zu sagen, und dieses eine als Probe daraus mitzutheilen.

Es sind, sage ich, Fragmente eines Werks: aber ich kann nicht bestimmen, ob eines wirklich einmal vollendet gewesenen und zerstörten, oder eines niemals zu Stande gekommenen Werks. Denn sie haben keine allgemeine Aufschrift; ihr Urheber wird nirgends angegeben; auch habe ich auf keine Weise erfahren können, wie und wann sie in unsere Bibliothek gekommen. Ja sogar, daß es Fragmente eines Werks sind, weiß ich nicht mit Gewißheit, sondern schließe es nur daher, weil sie alle einen Zweck haben, alle sich auf die geoffenbarte Religion beziehen und vornehmlich die biblische Geschichte prüfen.

Sie sind mit der äußersten Freimüthigkeit, zugleich aber mit dem äußersten Ernste geschrieben. Der Untersucher vergißt seine Würde nie; Leichtsinn scheint nicht sein Fehler gewesen zu seyn, und nirgends erlaubt er sich Spöttereien und Possen. Er ist ein wahrer gesetzter Deutscher in seiner Schreibart und in seinen Gesinnungen. Er sagt seine Meinung gerade zu und verschmäht alle kleine Hülfsmittel, den Beifall seiner Leser zu erschleichen.

Da, nach der Hand und der äußern Beschaffenheit seiner Papiere zu urtheilen, sie ungefähr vor dreißig Jahren geschrieben seyn mögen; da aus vielen Stellen eine besondere Kenntniß der hebraischen Sprache erhellt, und der Verfasser durchgangig aus Wolffischen Grundsätzen philosophirt: so haben mich alle diese Umstände zusammen an einen Mann erinnert, welcher um besagte Zeit hier in Wolfenbüttel lebte, und hier, unter

dem Schutze eines einsichtsvollen und gütigen Fürsten, die Duldung fand, welche ihn die wilde Orthodoxie lieber in ganz Europa nicht hätte finden lassen; an Schmid, den Wertheimischen Uebersetzer der Bibel.

Doch, ohne mich bei Vermuthungen über den Verfasser aufzuhalten, hier ist die Stelle, in welcher sich meine Leser mit seinem Geiste näher bekannt machen können. Sie ist aus einer Art von Einleitung genommen, in welcher er von der Vortrefflichkeit und Hinlänglichkeit der natürlichen Religion überhaupt handelt. [1]

Und so weiter! Zu einer Probe ist dieses mehr als hinreichend. Nun erlaube man mir noch, meinen Unbekannten nicht so ganz ohne Geleite abtreten zu lassen.

1) Ich habe gesagt, daß Neusers Schicksale mich an diese Stelle erinnert. Denn als Neuser so weit gekommen war, daß er sich kein Bedenken machte, zur mahometanischen Religion überzutreten, war er doch vermuthlich kein Phantast, der sich von der Wahrheit der mahometanischen Religion, als geoffenbarter Religion, vorzüglich vor der christlichen, überzeugt fühlte; sondern er war ein Deist, der Eine geoffenbarte Religion für so erdichtet hielt, als die andere, und den nur die äußerste Verfolgung zu einem Tausche brachte, an den er nie würde gedacht haben, wenn er irgendwo in der Christenheit die Duldung zu finden gewußt hätte, auf welche unser Unbekannte für solcher Art Leute dringt. Er hatte sie bei den Unitariern Anfangs zu finden geglaubt. Aber der Streit, in welchen er auch mit ihnen sofort verwickelt wurde, mochte ihn wohl

[1] Hier folgt das Fragment, welches hier nebst den übrigen wegbleibt, weil sie nachher zusammen gedruckt sind.

abnehmen lassen, was er sich mit der Zeit selbst von denen zu versehen habe, welche anderswo eben so vogelfrei waren, als er. Ja es scheint, daß diese seine Besorgniß durch Franc. Davidis nachherige Schicksale hinlänglich gerechtfertigt worden. Indeß kann es doch gar wohl seyn, daß Neuser auch eine Art von Prädilection für die mahometanische Religion gehabt, und daß er ihr bereits alle die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, die weit neuerer Zeit freimüthige und unverdächtige Gelehrte ihr erzeigen zu müssen geglaubt haben. „Des Mahomets Alkoran, sagt auch unser Unbekannte kurz vor der mitgetheilten Stelle, „und der türkische Glaube hat zwar einen bösen Ruf bei uns, „nicht allein, weil der Stifter dieser Religion Betrügerei und „Gewalt gebraucht, sondern auch weil viele Thorheiten und „Irrthümer nebst manchen unnöthigen, äußerlichen, hergebrach-„ten Gebräuchen sich eingemischt finden. Ich will ihm auch „gar nicht das Wort reden, viel weniger denselben der christ-„lichen Religion zum Nachtheil erheben. Doch bin ich ver-„sichert, daß unter denen, die der türkischen Religion dieß und „jenes Schuld geben, die wenigsten den Alkoran gelesen haben, „und daß auch unter denen, die ihn gelesen, die wenigsten den „Vorsatz gehabt, den Worten einen gesunden Verstand, dessen „sie fähig sind, zu geben. Ich getraute mir, wenn dieses „mein Hauptabsehen wäre, das vornehmste der natürlichen „Religion aus dem Alkoran gar deutlich und zum Theil gar „schön ausgedruckt darzuthun, und glaube, daß ich bei Ver-„ständigen leicht darin Beifall finden werde, daß fast alles „wesentliche in Mahomets Lehre auf natürliche Religion hin-„auslaufe. Der gelehrte Thomas Hyde, [1] den man sowohl „der Sachen kundig als unpartheiisch halten muß, lobt den „Mahomet als veræ Religionis Abrahami restauratorem,

[1] Th. Heyde de relig. vet. Persar. p. 33.

„der die wahre Religion Abrahams wieder hergestellt habe, „und der getreuste Uebersetzer und Ausleger des Alkorans „Georg Sale [1] zeigt in seiner Einleitung zum Alkoran, daß „der Grundsatz der Lehre Mahomets auf der Einheit Gottes „beruhe, oder auf der Wahrheit, daß nur Ein Gott sey und „seyn könne: daß der Vorsatz, die heidnischen Araber von der „Abgötterei zum Erkenntniß dieses einigen Gottes zu bringen, „edel und höchlich zu loben gewesen, und daß Herr Prideaux „nicht mit Grund vorgebe, ob habe Mahomet bei den Arabern „statt der Abgötterei eine Religion eingeführt, welche eben so „schlimm sey als die Abgötterei. Herr Sale sagt, daß die „Ermahnungen zu guten Sitten und Tugenden, welche im „Alkoran enthalten sind, und sonderlich die Ermahnungen zur „Verehrung eines wahren Gottes zum Theil so vortrefflich „sind, daß ein Christ sie wohl beobachten möchte." — Wie weit nun dieses auch Neuser zu seiner Zeit bereits erkannt, würden wir mit Gewißheit sagen können, wenn es den Herausgebern der Monumentorum Palatinorum beliebt hätte, uns seine Anmerkungen über den Alkoran mitzutheilen, die sie vor sich gehabt zu haben versichern.

2) Dennoch, muß ich hinzufügen, würde mich diese Beziehung auf Neusern bloß und allein nicht haben bewegen können, die mitgetheilte Stelle vor allen andern zu wählen, wenn ich nicht in ihr auch einen besondern Punct der Gelehrsamkeit auf eine ganz besondere Art berührt zu finden geglaubt hätte. Ich meine hiermit, was der Verfasser von den Proselytis portæ in der alten jüdischen Kirche behauptet. Nicht als ob die Sache selbst nicht längst bekannt wäre: es ist bloß die Anwendung auf unsere heutigen Deisten, die mir neu und ihm völlig eigen zu seyn scheint. Sie hat etwas sehr blendendes,

[1] G. Sale preliminary discourse to the Koran p. 36. et 63.

diese Anwendung; und ich wünschte um so mehr, sie aus den Quellen geprüft zu sehen, je weniger ich meinem eigenen Urtheile in mir so fremden Dingen trauen darf. Indeß dünkt mich doch, daß, wenn man schon zugeben müßte, daß diese Proselyti portæ nichts als Deisten gewesen, damit gleichwohl noch nicht erwiesen sey, daß sie auch alle die Freiheit unter den Juden genossen, auf welche die heutigen Deisten unter den Christen Anspruch machen. Wenn wenigstens der Verfasser selbst zugiebt, daß das siebente der noachischen Gebote sie keinesweges als ein Naturgesetz verbunden habe, sondern nur hinzugefügt worden, um den Juden kein Aergerniß zu geben: so dürften sie leicht mehreren solchen Einschränkungen in Beziehung auf die herrschende Religion, der sie nicht zugethan seyn wollten, unterworfen gewesen seyn. Falls sich nun dergleichen fänden, sollten wohl nicht aus ihnen Bedingungen herzuleiten seyn, unter welchen sich auch die Christen könnten und möchten gefallen lassen, Deisten in ihren Pfählen zu dulden? Aber unsere Deisten wollen ohne alle Bedingung geduldet seyn. Sie wollen die Freiheit haben, die christliche Religion zu bestreiten, und doch geduldet seyn. Sie wollen die Freiheit haben, den Gott der Christen zu verlachen, und doch geduldet seyn. Das ist freilich ein wenig viel und ganz gewiß mehr, als ihren vermeinten Vorgängern in der alten jüdischen Kirche erlaubt war. Denn wenn deren einer des Herrn Namen lästerte (Levit. XXIV. 12.), so ward er ohne Barmherzigkeit gesteinigt, und die Entschuldigung half ihm nichts, daß er nicht den wahren Gott, den die Vernunft den Menschen lehre, sondern den Aftergott gelästert habe, wie die Juden sich ihn bildeten. Und schon hieraus, meine ich, ist zu schließen, daß auch die alte jüdische Religion es in diesem Stücke nicht anders werde gehalten haben, als sie es alle halten.

3) Was von dem übrigen Inhalte der Stelle zu denken und zu sagen, brauchen meine Leser nicht von mir zu lernen. Aber wie sehr merkt man es ihr an, daß sie vor dreißig Jahren geschrieben worden! Wie? noch jetzt wären der gesunden Vernunft alle Wege versperrt, Gott nach ihrer Einsicht unter einem angenommenen Christennamen zu verehren? Freilich, ein dergleichen angenommener Christenname, als Arianer, Socinianer, ist vielleicht noch eben so verhaßt, als er es jemals war. Allein, was braucht es auch dieser Namen? Ist der bloße Name Christ nicht weitläuftig, nicht bezeichnend genug? Sind die Namen Calvinist und Lutheraner nicht eben so verwerflich geworden? Weg mit allen diesen Namen, die uns der Einsicht eines Einzigen unterwerfen! Wir sind Christen, biblische Christen, vernünftige Christen. Den wollen wir sehen, der unser Christenthum des geringsten Widerspruchs mit der gesunden Vernunft überführen kann! Was braucht es noch, die Schriften der Freigeister zu unterdrücken? Heraus damit! Sie können nichts als den Triumph unserer Religion vermehren. — Daß dieses die Sprache mancher heutigen Theologen ist, wer weiß das nicht? Und allerdings hat diese Sprache das Gute hervorgebracht, daß neuerer Zeit, wenigstens in dem protestantischen Deutschland, alle bürgerliche Verfolgung gegen Schriften und Schriftsteller unterblieben ist. Eine merkwürdige Erscheinung, von welcher ich wohl wissen möchte, aus welchem Gesichtspuncte sie unser Unbekannte betrachtet haben dürfte! Er scheint dergleichen Theologen im Verdacht zu haben, daß sie von dem ganzen Christenthume nichts übrig lassen und nichts übrig lassen wollen, als den Namen. Daß dieses bei einigen auch wohl der Fall seyn möchte, daran ist kein Zweifel. Aber bei Vielen ist er es auch gewiß nicht; bei denen gewiß nicht, die sich gegen die Vertheidiger einer bloß natürlichen Religion mit

so vielem Stolze, mit so vieler Bitterkeit ausdrücken, daß sie mit jedem Worte verrathen, was man sich von ihnen zu versehen hätte, wenn die Macht in ihren Händen wäre, gegen welche sie jetzt noch selbst protestiren müssen. Dieser ihr vernünftiges Christenthum ist allerdings noch weit mehr, als natürliche Religion: Schade nur, daß man so eigentlich nicht weiß, weder wo ihm die Vernunft, noch wo ihm das Christenthum sitzt.

Aus dem vierten Beitrage.

1777.

Ein Mehreres

aus den Papieren des Ungenannten,

die Offenbarung betreffend.

Das Fragment eines Ungenannten von Duldung der Deisten im vorigen Beitrage, hat bei einem und dem andern meiner Leser, um dessen Beifall mir es nicht am wenigsten zu thun ist, einen besondern Eindruck gemacht. Je weniger man hier so etwas erwartete, desto angenehmer war es, „gleich einem grünen Platze, auf den man unvermuthet „in einer Sandwüste stößt." Das Gleichniß ist nicht mein eigen, wie man wohl denken kann. Es gehört einem von gedachten meinen Lesern, der mich schriftlich damit belohnen und aufmuntern wollen. Denn er setzt hinzu, daß er es für wahre bibliothekarische Pedanterei erklären werde, wenn ich deßwegen, weil dreißigjährige Papiere etwa noch nicht unleserlich und vermodert genug seyn könnten, sie gänzlich wieder bei Seite legen wollte. Er beschwört mich sogar, dem Publicum ja mit nächstem ein Mehreres und wo möglich das

Dreisteste und Stärkste daraus mitzutheilen, um bei Kleingläubigen den Verdacht nicht zu erwecken, was für unbeantwortliche Dinge so geheim gehalten würden.

Nun fürchte ich jenen Spott zu sehr, und bin, was diesen Verdacht betrifft, der guten Sache zu gewiß, als daß ich im geringsten anstehen sollte, seinem Verlangen, welches, wie ich weiß, auch der Wunsch anderer seines gleichen ist, ein Genüge zu leisten. Nur dürfte ich schwerlich eben mit dem Dreistesten und Stärksten so fort aufwarten können. Die Papiere sind noch in zu großer Unordnung, und der Faden bricht oft ab, wo man es am wenigsten erwartet. Bis ich in ihnen also besser bewandert bin, begnüge man sich mit nachstehenden Fragmenten, die ich ohne weitere Einleitung vorlege.

Zum Schlusse derselben bloß erlaube man mir, einige Winke hinzuzufügen, welche die Art und Weise betreffen, wie man, vornehmlich in unsern neuesten Zeiten, alles das abzuweisen und nichtig zu machen gewußt hat. Ich halte einen Zusatz dieser Art für meine Pflicht, so wenig ich mich auch demselben gewachsen zu seyn fühle.

Erstes Fragment.

Von Verschreiung der Vernunft auf den Kanzeln.

Zweites Fragment.

Unmöglichkeit einer Offenbarung, die alle Menschen auf eine gegründete Art glauben können.

Drittes Fragment.

Durchgang der Israeliten durchs rothe Meer.

Viertes Fragment.

Daß die Bücher A. T. nicht geschrieben worden, eine Religion zu offenbaren.

Fünftes Fragment.

Ueber die Auferstehungsgeschichte.

Und nun genug dieser Fragmente! — Wer von meinen Lesern mir sie aber lieber ganz geschenkt hätte, der ist sicherlich furchtsamer, als unterrichtet. Er kann ein sehr frommer Christ seyn, aber ein sehr aufgeklärter ist er gewiß nicht. Er kann es mit seiner Religion herzlich gut meinen, nur müßte er ihr auch mehr zutrauen.

Denn wie vieles läßt sich noch auf alle diese Einwürfe und Schwierigkeiten antworten! Und wenn sich auch schlechterdings nichts darauf antworten ließe, was dann? Der gelehrte Theolog könnte am Ende darüber verlegen seyn; aber auch der Christ? Der gewiß nicht. Jenem höchstens könnte es zur Verwirrung gereichen, die Stützen, welche er der Religion unterziehen wollen, so erschüttert zu sehen; die Strebepfeiler so niedergerissen zu finden, mit welchen er, wenn Gott will, sie so schön verwahrt hatte. Aber was gehen den Christen dieses Mannes Hypothesen und Erklärungen und Beweise an? Ihm ist es doch einmal da, das Christenthum, welches er so wahr, in welchem er sich so selig fühlt. — Wenn der Paralyticus die wohlthätigen Schläge des elektrischen Funkens erfährt: was kümmert es ihn, ob Nollet, oder ob Franklin, oder ob keiner von beiden Recht hat? —

Kurz, der Buchstabe ist nicht der Geist, und die Bibel ist nicht die Religion. Folglich sind Einwürfe gegen den Buchstaben und gegen die Bibel nicht eben auch Einwürfe gegen den Geist und gegen die Religion.

Denn die Bibel enthält offenbar mehr als zur Religion gehöriges, und es ist bloße Hypothese, daß sie in diesem

Mehreren gleich unfehlbar seyn müsse. Auch war die Religion, ehe eine Bibel war. Das Christenthum war, ehe Evangelisten und Apostel geschrieben hatten. Es verlief eine geraume Zeit, ehe der erste von ihnen schrieb, und eine sehr beträchtliche, ehe der ganze Canon zu Stande kam. Es mag also von diesen Schriften noch so viel abhängen, so kann doch unmöglich die ganze Wahrheit der Religion auf ihnen beruhen. War ein Zeitraum, in welchem sie bereits so ausgebreitet war, in welchem sie bereits sich so vieler Seelen bemächtigt hatte, und in welchem gleichwohl noch kein Buchstabe aus dem von ihr aufgezeichnet war, was bis auf uns gekommen: so muß es auch möglich seyn, daß alles, was Evangelisten und Apostel geschrieben haben, wiederum verloren ginge, und die von ihnen gelehrte Religion doch bestände. Die Religion ist nicht wahr, weil die Evangelisten und Apostel sie lehrten: sondern sie lehrten sie, weil sie wahr ist. Aus ihrer inneren Wahrheit müssen die schriftlichen Ueberlieferungen erklärt werden, und alle schriftliche Ueberlieferungen können ihr keine innere Wahrheit geben, wenn sie keine hat.

Dieses also wäre die allgemeine Antwort auf einen großen Theil dieser Fragmente, — wie gesagt, in dem schlimmsten Falle. In dem Falle, daß der Christ, welcher zugleich Theolog ist, in dem Geiste seines angenommenen Systems nichts Befriedigendes darauf zu antworten wisse. Aber ob er das weiß, woher soll er selbst die Erfahrung haben, woher sollen wir es ihm zutrauen, wenn es nicht erlaubt seyn kann, alle Arten von Einwürfen frei und trocken herauszusagen? Es ist falsch, daß schon alle Einwürfe gesagt sind. Noch falscher ist es, daß sie alle schon beantwortet wären. Ein großer Theil wenigstens ist eben so elend beantwortet, als elend gemacht worden. Seichtigkeit und Spötterei der einen Seite hat man

nicht selten mit Stolz und Naserümpfen auf der andern erwiedert. Man hat sich sehr beleidigt gefunden, wenn der eine Theil Religion und Aberglauben für eins genommen; aber man hat sich kein Gewissen gemacht, Zweifel für Unglauben, Begnügsamkeit mit dem, was die Vernunft sagt, für Ruchlosigkeit auszuschreien. Dort hat man jeden Gottesgelehrten zum Pfaffen, hier jeden Weltweisen zum Gottesläugner herabgewürdigt. So hat der eine und der andere seinen Gegner zu einem Ungeheuer umgeschaffen, um ihn, wenn er ihn nicht besiegen kann, wenigstens vogelfrei erklären zu dürfen.

Wahrlich, er soll noch erscheinen, auf beiden Seiten soll er noch erscheinen, der Mann, welcher die Religion so bestreitet, und der, welcher die Religion so vertheidigt, als es die Wichtigkeit und Würde des Gegenstandes erfordert. Mit alle den Kenntnissen, aller der Wahrheitsliebe, alle dem Ernste! — Stürme auf einzelne Bastionen wagen und abschlagen, heißt weder belagern noch entsetzen. Und gleichwohl ist bisher noch wenig mehr geschehen. Kein Feind hat noch die Feste ganz eingeschlossen, keiner noch einen allgemeinen Sturm auf ihre gesammten Werke zugleich gewagt. Immer ist nur irgend ein Außenwerk, und oft ein sehr unbeträchliches angegriffen, aber auch nicht selten von den Belagerten mit mehr Hitze als Klugheit vertheidigt worden. Denn ihre gewöhnliche Maxime war, alles Geschütz auf den einzigen angegriffenen Ort zusammen zu führen, unbekümmert, ob indeß ein anderer Feind an einem andern Orte den entblößten Wall übersteige oder nicht. Ich will sagen: ein einzelner Beweis ward oft zum Nachtheil aller andern, ja zu seinem eigenen überspannt; Ein Nagel sollte alles halten, und hielt nichts. Ein einzelner Einwurf ward oft so beantwortet, als ob er der einzige wäre, und oft mit Dingen, die ihren

eigenen Einwürfen noch sehr ausgesetzt waren. Noch ein unbesonneneres Verfahren war es, wenn man das angegriffene Werk ohne alle Gegenwehr verließ, dem Feinde mit Verachtung preis gab, und sich in ein anderes zog. Denn so hat man sich nach und nach aus allen Werken nicht vertreiben, sondern verscheuchen lassen, und wird nun bald genöthigt seyn, sich wieder in das zuerst verlassene zu werfen. Wer in den neuesten Schriften für die Wahrheit der christlichen Religion ein wenig belesen ist, dem werden die Exempel zu jedem Gliede dieser Allegorie leicht beifallen.

Wie nahe unser Verfasser dem Ideale eines ächten Bestreiters der Religion gekommen, läßt sich aus diesen Fragmenten zwar einigermaßen schließen, aber nicht hinlänglich erkennen. Raum genug scheint er mit seinen Laufgräben eingenommen zu haben, und mit Ernst geht er zu Werke. — Möchte er bald einen Mann erwecken, der dem Ideale eines ächten Vertheidigers der Religion nur eben so nahe käme!

Und nicht diesem Manne vorzugreifen, sondern bloß urtheilen zu lassen, wie vieles nun Er erst zu sagen haben würde, und hiernächst dem ersten panischen Schrecken zu steuern, das einen kleinmüthigen Leser befallen könnte, eile ich, jedem Fragmente insbesondere einige Gedanken beizufügen, die sich mir aufgedrungen haben. Wenn ich aber damit mehr thue, als ich gleich Anfangs thun zu dürfen um Erlaubniß bat, so geschieht es, weil ich den Ton der Verhöhnung verabscheue, in den ich leicht fallen könnte, wenn ich nur jenes thun wollte. Freilich giebt es der Männer genug, welche jetzt die Religion so vertheidigen, als ob sie von ihren Feinden ausdrücklich bestochen wären, sie zu untergraben. Allein es wäre Verleumdung der Religion, wenn ich zu verstehen geben wollte, daß gleichwohl diese Männer nur noch allein vor dem

Riß stünden. Ja woher weiß ich, ob nicht auch diese Männer die besten Absichten von der Welt haben? Wenn sie nicht ihre Absichten schützen sollen, was wird mich schützen, wenn ich das Ziel eben so weit verfehle?

I.

Das erste Fragment bestreitet eine Sache, die nichts weniger als das Christenthum annehmlich zu machen ververmögend ist. Wenn es also Theologen gegeben, die darauf gedrungen, so müssen sie wohl von der Nothwendigkeit derselben sich sehr lebendig überzeugt gefühlt haben. Würden sie sonst unter das Thor, in welches sie einzugehen ermunterten, Fußangel vor aller Augen haben streuen wollen?

Und allerdings hat es dergleichen Theologen gegeben, allein wo gibt es deren denn noch? Hat man den Mantel nicht längst auf die andere Schulter genommen? Die Kanzeln, anstatt von der Gefangennehmung der Vernunft unter den Gehorsam des Glaubens zu ertönen, ertönen nun von nichts, als von dem innigen Bande zwischen Vernunft und Glauben. Glaube ist durch Wunder und Zeichen bekräftigte Vernunft, und Vernunft raisonnirender Glaube geworden. Die ganze geoffenbarte Religion ist nichts, als eine erneuerte Sanction der Religion der Vernunft. Geheimnisse giebt es entweder darin gar nicht, oder wenn es welche giebt, so ist es doch gleichviel, ob der Christ diesen oder jenen oder gar keinen Begriff damit verbindet.

Wie leicht waren jene Theologaster zu widerlegen, die außer einigen mißverstandenen Schriftstellen nichts auf ihrer Seite hatten, und durch Verdammung der Vernunft die beleidigte Vernunft im Harnisch erhielten! Sie brachten alles gegen sich auf, was Vernunft haben wollte und hatte.

Wie kitzlich hingegen ist es, mit diesen anzubinden, welche die Vernunft erheben und einschläfern, indem sie die Widersacher der Offenbarung als Widersacher des gesunden Menschenverstandes verschreien! Sie bestechen alles, was Vernunft haben will, und nicht hat.

Gleichwohl muß unstreitig die Wahrheit auch hier liegen, wo sie immer liegt, zwischen beiden Extremen. Ob eine Offenbarung seyn kann und seyn muß, und welche von so vielen, die darauf Anspruch machen, es wahrscheinlich sey, kann nur die Vernunft entscheiden. Aber wenn eine seyn kann und eine seyn muß, und die rechte einmal ausfindig gemacht worden: so muß es der Vernunft eher noch ein Beweis mehr für die Wahrheit derselben, als ein Einwurf dawider seyn, wenn sie Dinge darin findet, die ihren Begriff übersteigen. Wer dergleichen aus seiner Religion auspolirt, hätte eben so gut gar keine. Denn was ist eine Offenbarung, die nichts offenbart? Ist es genug, wenn man nur den Namen beibehält, ob man schon die Sache verwirft? Und sind das allein die Ungläubigen, welche den Namen mit der Sache aufgeben?

Eine gewisse Gefangennehmung unter dem Gehorsam des Glaubens beruht also gar nicht auf dieser oder jener Schriftstelle, sondern auf dem wesentlichen Begriffe einer Offenbarung. Unser Verfasser mag immerhin jene Schriftstellen besser verstanden haben, und ich wüßte mehr als einen würdigen Ausleger, der eben nicht mehr darin gefunden. Er mag immerhin sehr recht gegen die armseligen Homileten haben, welche zu dem kläglichen Sündenfalle der ersten Aeltern ihre Zuflucht nehmen, eine Sache zu beweisen, die dieses Beweises gar nicht bedarf. Die mosaische Geschichte davon erkennt er selbst für unschuldig an solchem Mißbrauche. Aber wie es nicht wahr ist, daß daraus ein nachheriges Verderben der menschlichen Vernunft

zu folgern, so scheint mir doch auch Er nicht völlig eingesehen zu haben, was darin liegt. Wenn er nämlich sagt: „daß, „nach Anleitung derselben, die Prediger, als wahre Seelsorger, „vielmehr schuldig wären, ihren Zuhörern die gesunde Vernunft „und den Gebrauch derselben als eine untrügliche Richtschnur „der göttlichen Erkenntniß und eines frommen Wandels zu „empfehlen, indem unsere ersten Eltern eben darum gefallen „wären, weil sie ihrer Vernunft sich nicht bedient hätten;" so erschöpft er die Sache nur zur Hälfte. Denn über dieses wird auch noch die Ursache darin angedeutet, wie und warum ihre Vernunft unwirksam geblieben. Mit einem Worte, die Macht unserer sinnlichen Begierden, unserer dunkeln Vorstellungen über alle noch so deutliche Erkenntniß ist es, welche zur kräftigsten Anschauung darin gebracht wird. Von dieser Macht berichtet die mosaische Erzählung entweder die erste traurige Erfahrung, oder ertheilt das schicklichste Beispiel. Factum oder Allegorie, in dieser Macht allein liegt die Quelle aller unserer Vergehungen, die dem Adam, des göttlichen Ebenbildes unbeschadet, eben so wohl anerschaffen war, als sie uns angeboren wird. Wir haben in Adam alle gesündigt, weil wir alle sündigen müssen, und Ebenbild Gottes noch genug, daß wir doch nicht eben nichts anders thun, als sündigen; daß wir es in uns haben, jene Macht zu schwächen, und wir uns ihrer eben so wohl zu guten als zu bösen Handlungen bedienen können. Dieser lehrreichen Auslegung wenigstens ist das so oft verhöhnte Mährchen Mosis sehr fähig, wenn wir die Accomodationen, welche ein späteres System davon machte, nur nicht mit hinein tragen, und Accommodationen Accommodationen seyn lassen.

Wie gesagt, eine gewisse Gefangennehmung der Vernunft unter den Gehorsam des Glaubens beruht bloß auf dem

wesentlichen Begriffe einer Offenbarung. Oder vielmehr, — denn das Wort Gefangennehmung scheint Gewaltsamkeit auf der einen, und Widerstreben auf der andern Seite anzuzeigen, — die Vernunft giebt sich gefangen, ihre Ergebung ist nichts, als das Bekenntniß ihrer Gränzen, sobald sie von der Wirklichkeit der Offenbarung versichert ist. Dieß also, dieß ist der Posten, in welchem man sich schlechterdings behaupten muß, und es verräth entweder armselige Eitelkeit, wenn man sich durch hämische Spötter herauslachen läßt, oder Verzweiflung an den Beweisen für die Wirklichkeit einer Offenbarung, wenn man sich in der Meinung hinauszieht, daß man es alsdann mit diesen Beweisen nicht mehr so streng nehmen werde. Was man damit retten will, geht um so viel unwiederbringlicher verloren, und es ist bloßer Fallstrick, den die Widersacher der christlichen Religion durch Uebertreibung des Unbegreiflichen in derselben denjenigen von ihren Vertheidigern legen, die ihrer Sache so ganz gewiß nicht sind, und vor allen Dingen die Ehre ihres Scharfsinns in Sicherheit bringen zu müssen glauben.

Ein anderer Fallstrick, den man selbst Theologen von der besseren Art legt, ist der, daß man sich mit den bisherigen katechetischen Lehrbüchern so unzufrieden bezeigt, und es ihrer fehlerhaften Einrichtung zuschreibt, daß die Religion nicht mehr Eingang finde. Nun will ich zwar gar nicht läugnen, daß an diesen Büchern nicht manches zu verbessern seyn sollte; aber man sehe doch wohl zu, ehe man mit gutherziger Uebereilung eben das daran verbessert, was gewisse Leute so gern verbessert haben möchten, zu welchen selbst unser Verfasser gehört, wenn er ihnen „den Mangel an einer vernünftigen „Religion und an einem vernünftigen Uebergange von derselben zur Offenbarung“ vorwirft.

Ich denke, dieser Mangel ist theils kein Mangel, und theils würde es äußerst gefährlich seyn, ihm abzuhelfen, ihm wirklich abzuhelfen. Denn davon kann doch nur die Rede seyn, weil bloß so obenhin daran künsteln die lieben Bücherchen ja erst recht schal und kahl machen würde.

Die geoffenbarte Religion setzt im geringsten nicht eine vernünftige Religion voraus, sondern schließt sie in sich. Wenn sie dieselbe voraussetzte, das ist, wenn sie ohne dieselbe unverständlich wäre, so wäre der gerügte Mangel der Lehrbücher ein wahrer Mangel. Da sie aber dieselbe in sich schließt, da sie alle Wahrheiten enthält, welche jene lehrt, und sie bloß mit einer andern Art von Beweisen unterstützt: so ist es noch sehr die Frage, ob die Einförmigkeit der Beweisart in Lehrbüchern für Kinder und gemeine Leute, nicht bequemer und nützlicher ist, als eine genaue Absonderung der vernünftigen und geoffenbarten Lehrsätze, einen jeden aus der ihm eigenthümlichen Quelle erwiesen.

Wenigstens ist es gewiß, daß der Uebergang von bloßen Vernunftswahrheiten zu geoffenbarten äußerst mißlich ist, wenn man sich durch die ebenso scharfen als faßlichen Beweise der ersteren verwöhnt hat. Man erwartet und fordert sodann bei den Beweisen der andern eben dieselbe Schärfe und Faßlichkeit, und hält, was nicht ebenso erwiesen ist, für gar nicht erwiesen. Ich erinnere mich hierbei, was mir in meiner Jugend begegnete. Ich wollte Mathematik studiren, und man gab mir des ältern Sturms Tabellen in die Hände, in welchen noch die Chiromantie mit unter den mathematischen Wissenschaften abgehandelt ist. Als ich auf diese kam, wußte ich gar nicht, wie mir geschah. Mein kleiner Verstand kam auf einmal aus aller seiner Wirksamkeit; und obschon eine Kunst, die mich mit meinem künftigen Schicksale bekannt

zu machen versprach, keinen geringen Reiz für mich hatte: so war mir doch, als ob ich schales Zuckerwasser auf lieblichen Wein tränke, wenn ich aus der Geometrie in sie herüberblickte. Ich wußte nicht, was ich von dem Manne denken sollte, der so disparate Dinge in Ein Buch vereinigt hatte; ich gab ihm seinen Abschied, und suchte einen andern Lehrer. Hätte ich aber glauben müssen, daß dieser Mann unfehlbar gewesen, so würden die erbetenen Grundsätze der Chiromantie, deren Willkürlichkeit mir so auffallend war, mich mit Furcht und Mißtrauen gegen die mathematischen Wahrheiten erfüllt haben, die meinem Verstande so sehr behagten, ob ich sie gleich zum Theil nur noch bloß mit dem Gedächtnisse gefaßt hatte. Unmöglich hätte ich beide, Geometrie und Chiromantie, für gleich gewiß halten können; aber möglich wäre es gewesen, daß ich mich gewöhnt hätte, Chiromantie und Geometrie als gleich ungewiß zu denken.

Ich halte es kaum der Mühe werth, mich vor dem Verdachte zu bewahren, als wolle ich hiermit zu verstehen geben, daß die Beweise für die Offenbarung und die Beweise für die Chiromantie von einerlei Gewichte wären. Sie sind freilich nicht von einerlei Gewichte; ihre specifischen Gewichte haben schlechterdings kein Verhältniß gegen einander: aber beider Beweise sind doch aus der nämlichen Classe; sie gründen sich beide auf Zeugnisse und Erfahrungssätze. Und das Abstechende der stärksten Beweise dieser Art gegen Beweise, die aus der Natur der Dinge fließen, ist so auffallend, daß alle Kunst, dieses Auffallende zu vermindern, dieses Abstechende durch allerlei Schattirungen sanfter zu machen, vergebens ist.

II.

Das zweite Fragment sagt eine Menge vollkommen richtiger, ganz ungezweifelter Dinge. Es mag nichts als solche Dinge enthalten! Der Beweis, daß eine Offenbarung, die alle Menschen auf eine gegründete Art glauben könnten, unmöglich sey, sey mit aller Strenge geführt. Und er ist es wirklich.

Führt er aber seine Beantwortung nicht gleich mit sich? Wenn eine solche Offenbarung unmöglich ist, — nun freilich: so hat sie auch Gott nicht möglich machen können. Allein, wenn nun gleichwohl eine Offenbarung nützlich und nöthig ist: sollte Gott dem ungeachtet lieber gar keine ertheilen, weil er keine solche ertheilen konnte? Sollte Gott dem ganzen menschlichen Geschlechte diese Wohlthat vorenthalten, weil er nicht alle Menschen zu gleicher Zeit, in gleichem Grade daran Theil nehmen lassen konnte? Wer hat das Herz, hierauf mit Ja zu antworten?

Genug, wenn die höchste Weisheit und Güte bei Ertheilung der Offenbarung, die sie in jener Allgemeinheit und Allklarheit nicht gewähren konnte, nur denjenigen Weg gewählt hat, auf welchem in der kürzesten Zeit die meisten Menschen des Genusses derselben fähig wurden. Oder getraut sich jemand zu zeigen, daß dieses nicht geschehen? daß die Offenbarung, zu einer andern Zeit einem andern Volke in einer andern Sprache ertheilt, mehrere Menschen in kürzerer Zeit mit den Wahrheiten und den Bewegungsgründen zur Tugend hätte ausrüsten können, deren sich jetzt die Christen als Christen rühmen dürfen?

Wer sich dieses getraut, der nenne mir vorläufig doch nur erst ein Volk, in dessen Händen das anvertraute Pfund

der Offenbarung wahrscheinlicher Weise mehr gewuchert haben würde, als in den Händen des Jüdischen. Dieses unendlich mehr verachtete als verächtliche Volk ist doch in der ganzen Geschichte schlechterdings das erste und einzige, welches sich ein Geschäft daraus gemacht, seine Religion mitzutheilen und auszubreiten. Wegen des Eifers, mit welchem die Juden dieses Geschäft betrieben, bestrafte sie schon Christus, verlachte sie schon Horaz. Alle anderen Völker waren mit ihren Religionen entweder zu geheim und zu neidisch, oder viel zu kalt gegen sie gesinnt, als daß sie für derselben Ausbreitung sich der geringsten Mühewaltung hätten unterziehen wollen. Die christlichen Völker, die den Juden in diesem Eifer hernach gefolgt sind, überkamen ihn bloß, in so fern sie auf den Stamm des Judenthums gepfropft waren.

Wenn denn nun aber gleichwohl, würde unser Verfasser insistiren, eine gegründete Kenntniß der Offenbarung, die alle Menschen unmöglich haben können, allen Menschen zur Seligkeit unumgänglich nöthig ist: wie kommen die Millionen dazu —?

Laßt uns einen so grausamen Gedanken auch nicht einmal ausdenken! — Wehe dem menschlichen Geschlechte, wenn nichts diesem Gedanken entgegen zu setzen, als etwa, — daß der Verfasser die Summe gezogen, ehe die Rechnung noch geschlossen und man zu ihm sagen könnte: „das Christenthum „ist auf ewige Zeiten; es gewinnt alle Jahre neuen Boden, „obgleich weder Missionen noch gelehrte Erweise seiner Wahr„heit diesen neuen Boden gewinnen helfen; wenn schon in den „letzten Jahrhunderten der christlichen Völker nicht viel mehr „geworden, so sind unter diesen christlichen Völkern doch gewiß „mehr Christen geworden; die Zeit muß kommen, da dieses „unmerkliche Wachsthum der Welt mit Erstaunen in die Augen

„leuchten wird; der glückliche Windstoß muß kommen, welcher „die noch zerstreuten Flammen in Einen alles umfassenden „Brand vereinigt, so daß am Ende die Zahl der Verlornen „sich zu der Zahl der Geretteten eben so verhalten wird, als „noch jetzt die Zahl der Geretteten sich zu der Zahl der Ver„lornen verhält.“ —

Wehe dem menschlichen Geschlechte, wenn nur dieses — oder etwa noch irgend ein armseliges Distinctiönchen es trösten soll! — Daß man zwischen der Offenbarung und den Büchern der Offenbarung einen Unterschied machen müsse; daß jene nur eine einzige sehr faßliche Wahrheit sey, deren Geschichte in diesen enthalten; daß die Seligkeit nicht an die mühsame Erforschung dieser, sondern an die herzliche Annahme jener gebunden sey, welches in den einzelnen Posten der Rechnung große Ausfälle machen müsse. —

Denn Wehe dem menschlichen Geschlechte, wenn in dieser Oekonomie des Heils auch nur eine einzige Seele verloren geht. An dem Verluste dieser einzigen müssen alle den bittersten Antheil nehmen, weil jede von allen diese einzige hätte seyn können. Und welche Seligkeit ist so überschwenglich, die ein solcher Antheil nicht vergällen könnte?

Aber wozu dieser Parenthyrsus? — Eine so unverschuldete Niederlage der Menschen, ein von Gott selbst der Hölle so in die Hände gespielter Sieg ist ein elendes Hirngespinnst. Man gehe dem blinden Lärmen nur auf den Grund. Ein Wort, und er ist beigelegt.

Daß nämlich die Offenbarung auch für diejenigen Menschen zur Seligkeit nöthig sey, die gar keine, oder doch keine gegründete Kenntniß davon erlangen können, ist weder die Lehre Christi, noch jemals die allgemein anerkannte Lehre der Kirche gewesen. Selbst die, die sich in allen den verschiedenen

Gemeinden derselben am härtesten darüber ausgedrückt haben, die jener allgemeinen Nothwendigkeit nichts vergeben zu dürfen geglaubt, sind den traurigen Folgerungen doch ausgewichen, und haben mit der andern Hand wiedergegeben, was sie mit der einen genommen. Es ist gleichviel, mit wie guter oder schlechter Art sie dieses gethan; wie unphilosophisch sie dabei gedacht; wie treu oder nicht treu sie ihrem eigenen System dabei geblieben: genug, sie haben es doch gethan, und haben es gern und freudig gethan. Ihr bloßer Wunsch rechtfertigt ihr Herz, und ihr Geständniß, daß Gott dispensiren könne, wo es der Theolog nicht könne, daß Gott Auswege wissen werde, wo es auch nicht einmal der Dispensation bedürfe, versöhnt mit ihrem System.

Und hier ist es, wo ich die allgemeine Anmerkung gegen unsern Verfasser, die ich schon angedeutet, ausdrücklich wiederholen muß, die ihm aber eben so wohl zur Entschuldigung, als zum Tadel gereicht. Er nimmt alles, was ein gewisses, in gewissen symbolischen Büchern vorgetragenes System des Christenthums begreift, für das einzig wahre eigentliche Christenthum. Sätze, ohne welche das Christenthum nicht bestehen kann, welche von dem Stifter mit ausdrücklichen Worten gelehrt worden, und Sätze, welche man bloß zur besseren Verbindung jener eingeschaltet, oder aus ihnen folgern zu müssen vermeint, sind ihm Eins. Gleichwohl ist billig und recht, daß bei Bestreitung des Christenthums alle Secten für Einen Mann zu stehen angenommen werden, und eigentlich nichts wider das Christenthum für gültig zu achten, als worauf keine von allen diesen Secten antworten kann. Aber von dieser Art sind doch wahrlich nicht weder die Lehre von der gänzlichen Verderbniß der menschlichen Vernunft in göttlichen Dingen, gegen welche er in dem ersten Fragmente so gutes Spiel hatte, noch die

Lehre von der unumgänglichen Nothwendigkeit eines klaren und deutlichen Glaubens zur Seligkeit, auf welche dieses zweite Fragment hinaus läuft; noch auch die Lehre von der Theopneustie, wie er sie (S. 358) vorträgt, aber freilich auch vortragen mußte, um allen seinen Einwürfen, selbst den geringfügigsten, einen gleich hohen Grad des Belangs zu verschaffen. — So wenigstens muß ich aus dem, was vor uns liegt, urtheilen.

III.

Der Einwurf des dritten Fragments ist schon oft gemacht und oft beantwortet worden. Aber wie ist er beides? Sicherlich ist er noch nie so gründlich, so ausführlich, allen Ausflüchten so vorbeugend gemacht worden, als hier. Und nun versuche man, wie viel die Antworten eines Clericus, eines Calmet, eines Saurin, eines Lilienthals dagegen verschlagen. Ich fürchte, sehr viel wohl nicht. Nothwendig wird der Orthodox also ganz auf etwas Neues denken müssen, wenn er sich auf seinem Posten nicht zu behaupten weiß und seiner Sache doch nichts vergeben will.

Er wird ihr aber nicht wenig zu vergeben glauben, wenn er die Unmöglichkeit, daß eine so große Menge in so kurzer Zeit einen solchen Weg machen können, eingestehen und sich damit zu retten suchen wollte, daß also wohl in dem Texte die Zahl des ausziehenden Volks verschrieben seyn möge, daß anstatt sechsmalhundert tausend streitbarer Mann, nur deren sechzigtausend, nur sechstausend ausgezogen. — Ich nun freilich wohl wüßte nicht, was ein solcher Schreibfehler, wenn er auch noch so wissentlich wäre begangen worden, eben verderben würde. In den ältesten Zeiten verband man mit großen Summen noch sehr undeutliche Begriffe, und es geschah wohl oft

ganz unschuldiger Weise, wenn man eine sehr große Zahl bald durch diese, bald durch eine andere Anzahl ausdrückte. Man hätte viel zu bezweifeln, wenn man an allen den alten Schlachten zweifeln wollte, bei welchen die Zahl der gebliebenen Feinde von dem einen Schriftsteller so, von dem andern anders und von allen weit größer angegeben wird, als sich mit andern zugleich erzählten Umständen reimen läßt. Warum sollte man mit Wundern es genauer nehmen wollen, bei welchen auf die Zahl derer, zu deren Besten oder zu deren Züchtigung sie geschehen, weit weniger ankommt, — ganz und gar nichts auf ihr beruht? Denn ob Moses mit seinem Stabe das Meer theilt und Millionen trockenes Fußes hindurchführt, oder ob Elisa mit dem Mantel seines Meisters das nämliche an dem Jordan thut und bloß für seine Person hindurchgeht: ist dieses nicht ein eben so gutes Wunder als jenes?

So freilich würde ich denken. Aber allerdings kann der Orthodox so nachgebend nicht wohl seyn, so lange noch eine Möglichkeit unversucht ist, die Sache bis in den kleinsten Buchstaben zu retten. — Wie vielleicht hier. — Denn wie, wenn das Wunder folgender Gestalt erfolgt wäre? — Als die Israeliten an einen Arm des arabischen Meerbusens gelangt waren, durch welchen sie nothwendig mußten, wenn sie ihren Verfolgern nicht in die Hände fallen wollten, so trieb ein starker Wind — man nehme die Ebbe zu Hülfe, wenn man will — das Wasser aus diesem Arme M e e r e i n und hielt es so lange zurück, bis sie mit aller Gemächlichkeit hindurch gegangen waren. Indeß suchte das oberwärts gestauchte Wasser einen andern Ablauf, brach hinter den Israeliten durch, stürzte sich einen neuen Weg wieder L a n d e i n, und in diesem neuen Arme war es, wo die Aegyptier ihren Untergang fanden. Was könnte ungezwungener seyn, als diese Vorstellung? Ist

es nicht die Natur des Wassers, daß es, in seinem gewöhnlichen Ablaufe gehindert, die erste die beste schwache oder niedrige Stelle des Ufers übersteigt oder durchreißt und ein neues Bette sich wühlt? Und welche Schwierigkeit unsers Fragments bleibt durch diese Vorstellung noch ungehoben? Die Israeliten, deren so viel seyn mögen, als man will, brauchen nun nicht zu eilen; sie können mit Rindern und Kindern, mit Sack und Pack nun so langsam ziehen, als sie nur immer nöthig haben; sind sie gleich beim Eintritte der Morgenwache schon eben nicht über den ganzen breiten ausgetrockneten Arm, so ist das Wasser dieses Armes doch nun schon hinter ihnen, und ihre Feinde ersaufen in eben dem Wasser, auf dessen Boden sie ihnen entkommen.

Ich wüßte nicht, daß irgend ein Ausleger sich eine ähnliche Vorstellung gemacht und den Text darnach behandelt hätte, der sich gewiß in sehr vielen Stellen ihr ungemein fügen würde, ihr in allem besser fügen würde, als jeder andern Vorstellung. Ja, die Sache noch so genau genommen, sehe ich nur ein einziges Wort in der mosaischen Erzählung Luthers, das ihr entgegen zu seyn scheint. Nämlich: „und das Meer kam wieder für Morgens in *seinen* Strom;" oder wie es Herr Michaelis übersetzt: „da kam das Wasser um die Morgenzeit wieder und hielt seine *gewöhnliche* Fluth." Wenn es *sein* Strom war, in welchen das Meer zurückkam, wenn es seine *gewöhnliche* Fluth war, mit welcher es zurückkam, so scheint ein neuer Arm, ein neuer Ausfluß freilich mehr als eigenmächtig angenommen zu seyn. Luther zwar hat ganz das Ansehen, hier mehr der Vulgata als dem Grundtexte gefolgt zu seyn, welche sagt: mare reuersum est primo diluculo ad priorem locum; und Herr Michaelis dürfte leicht ein wenig zu viel von seiner Hypothese in den Text getragen haben.

Denn nach den Worten heißt es in diesem doch nur: „und das Meer kam wieder am Morgen in seiner Stärke;" so daß es noch nicht einmal entschieden ist, ob das Meer in seiner Stärke wiedergekommen, oder ob es wiederkam, als der Morgen in seiner Stärke war.

Doch dem sey, wie ihm wolle. Meine Auslegung lasse sich, oder lasse sich nicht vertheidigen: ich bin weit entfernt zu glauben, daß der Orthodox genöthigt sey, zu einem Einfalle von mir seine Zuflucht zu nehmen. Er braucht, wie gesagt, nur auf seinem Posten sich zu behaupten, und er kann alle die sinnreichen Einfälle entbehren, mit welchen man ihm zu Hülfe zu kommen den Schein haben will, und in der That ihn nur aus seiner Verschanzung heraus zu locken sucht.

Ich nenne aber seinen Posten den kleinen, aber unüberwindlichen Bezirk, außer welchem ihn gar keine Anfälle beunruhigen müßten, die Eine befriedigende Antwort, die er auf so viele Einwürfe ertheilen kann und soll. Als hier. „Wenn „denn nun aber, darf er bloß sagen, der ganze Durchgang „ein Wunder war? Wenn das Wunder nicht bloß in der „Auftrocknung des Meerbusens bestand, wenn auch die Ge„schwindigkeit, mit welcher eine solche Menge in so kurzer Zeit „herüberkam, mit zu dem Wunder gehört? — Ich habe gar „nichts dawider, daß man bei dem ersten Stücke dieser wun„derbaren Begebenheit auch natürliche Ursachen wirksam seyn „läßt; nicht den Wind bloß, dessen die Schrift selbst gedenkt; „sondern auch die Ebbe, von der die Schrift nichts sagt; und „wenn man an Einer Ebbe nicht genug hat, meinetwegen auch „zwei auf einander folgende Ebben, Ebbe auf Ebbe, von wel„cher weder die Schrift, noch die Admiralitäts-Lootsen in „Curhafen etwas wissen. [1] Ich gebe es gern zu, daß es zu

[1] S. Niebuhrs Beschreibung von Arabien, S. 414.

„einem Wunder genug ist, wenn diese natürlichen Ursachen „nur nicht jetzt, oder jetzt nicht so und so wirksam gewesen „wären, und ihre dermalige so beschaffene Wirksamkeit, die „unmittelbar in dem Willen Gottes gegründet ist, gleichwohl „vorhergesagt worden. Ich gebe das gern zu: nur muß man „mit dem, was ich zugebe, mich nicht schlagen wollen; nur „muß man das, wovon ich zugebe, daß es bei einem Wunder, „dem Wunder unbeschadet, seyn könne, nicht zu einer unum„gänglichen Erforderniß des Wunders überhaupt machen; man „muß ein Wunder, weil sich keine natürlichen Kräfte angeben „lassen, deren sich Gott dazu bedient, nicht platterdings ver„werfen. Die Auftrocknung des Meerbusens geschah durch „Ebbe und Wind; gut: und war doch ein Wunder. Die Ge„schwindigkeit, mit der das Volk herüber kam, ward — frei„lich weiß ich nicht wie bewirkt: aber ist sie darum weniger „ein Wunder? Sie ist gerade Wunders um so viel mehr. Es „klingt allerdings ganz sinnreich, wenn sich euer Verfasser „(S. 372) verbittet, daß man den Israeliten und ihren „Ochsen und Karren nur keine Flügel gebe. Indeß sagt „doch Gott selbst, daß er die Israeliten auf Adlersflügeln „(2. Mos. 19, 4) aus Aegypten getragen habe: und wenn die „Sprache nun kein Wort hat, die Art und Weise dieser wun„derbaren Geschwindigkeit auszudrücken, als diese Metapher? „Erlaubt mir immer, daß ich auch in einer Metapher, die Gott „braucht, mehr Wirkliches sehe, als in allen euren symbo„lischen Demonstrationen."

Und wenn der Orthodox so antwortet, wie will man ihm beikommen? Man kann die Achseln zucken über seine Antwort, so viel man will, aber stehen muß man ihn doch lassen, wo er steht. Das ist der Vortheil, den ein Mann hat, der seinen Grundsätzen treu bleibt, und lieber nicht so ausge-

machten Grundsätzen folgen, als ihnen nicht consequent reden und handeln will. Diese Consequenz, vermöge welcher man voraussagen kann, wie ein Mensch in einem gegebenen Falle reden und handeln werde, ist es, was den Mann zum Manne macht, ihm Charakter und Stetigkeit giebt, diese großen Vorzüge eines denkenden Menschen. Charakter und Stetigkeit berichtigen sogar mit der Zeit die Grundsätze; denn es ist unmöglich, daß ein Mensch lange nach Grundsätzen handeln kann, ohne es wahrzunehmen, wenn sie falsch sind. Wer viel rechnet, wird es bald merken, ob ihm ein richtiges Einmaleins beiwohnt oder nicht.

Nicht also die Orthodoxie, sondern eine gewisse schielende, hinkende, sich selber ungleiche Orthodoxie ist so eckel! So eckel, so widerstehend, so aufstoßend! — Das wenigstens sind die eigentlichen Worte für meine Empfindung.

IV.

Das alte Testament weiß von keiner Unsterblichkeit der Seele, von keinen Belohnungen und Strafen nach diesem Leben. Es sey so. Ja, man gehe, wenn man will, noch einen Schritt weiter. Man behaupte, das A. T. oder doch das israelitische Volk, wie wir es in den Schriften des A. T. vor den Zeiten der Babylonischen Gefangenschaft kennen lernen, habe nicht einmal den wahren Begriff von der Einheit Gottes gehabt. Wenn man das Volk meint, und einzelne erleuchtetere Seelen, dergleichen die heiligen Schriftsteller selbst waren, davon ausnimmt, so kann auch die Behauptung zu einem hohen Grade von Wahrscheinlichkeit getrieben werden. Gewiß ist es wenigstens, daß die Einheit, welche das israelitische Volk seinem Gott beilegte, gar nicht die transscendentale metaphysische Einheit war, welche jetzt der Grund aller

natürlichen Theologie ist. Bis zu der Höhe hatte sich der gemeine menschliche Verstand in so frühen Zeiten noch nicht erhoben, am wenigsten unter einem Volke erhoben, dem Künste und Wissenschaften so unangelegen waren, und das sich aller Gemeinschaft mit unterrichtetern Völkern so hartnäckig entzog. Bei dem wahren echten Begriffe eines einigen Gottes hätte dieses Volk unmöglich so oft von ihm abfallen, und zu andern Göttern übergehen können. Es würde die falschen Götter nicht des nämlichen Namens gewürdigt haben; es würde den wahren Gott nicht so ausschließungsweise seinen Gott, den Gott seines Landes, den Gott seiner Väter genannt haben. Kurz, der Einige hieß bei ihm nichts mehr, als der Erste, der Vornehmste, der Vollkommenste in seiner Art. Die Götter der Heiden waren ihm auch Götter, aber unter so vielen Göttern konnte doch nur einer der mächtigste und weiseste seyn, und dieser mächtigste und weiseste war sein Jehova. So lange es keinen Grund fand, an der Macht und Weisheit, in welchen sein Gott den Göttern aller andern Völker überlegen war, zu zweifeln, so lange hing es ihm an. Kaum aber glaubte es zu erkennen, daß dieses oder jenes benachbarte Volk, durch Vorsorge seines Gottes, irgend eines Wohlstandes genoß, der ihm abging, den ihm also sein Jehova nicht gewähren konnte, oder nicht gewähren wollte, so wich es hinter ihm ab, und hurte mit den Göttern des vermeinten glücklichern Volks, von welchen es nicht eher wieder zurück kam, als bis es seine Lust gebüßt hatte, und durch den Verlust größerer Güter, durch Verwahrlosung des wesentlichern Wohlstandes gebüßt hatte. Nur als es in der Babylonischen Gefängniß seinen Verstand ein wenig mehr hatte brauchen lernen; als es ein Volk näher hatte kennen lernen, das sich den einigen Gott würdiger dachte; als nun erst selbst

die Schriften seines Gesetzgebers und seiner Propheten unter ihm gemeiner wurden; als es sahe, wie viel große unerkannte Wahrheiten in diesen Schriften lagen, oder sich hineinlegen ließen; als es erkannte, wie selbst nach diesen Schriften seinem Jehova eine weit erhabenere Einheit zukomme, als die, welche ihn bloß an die Spitze aller andern Götter setzte: ward es auf einmal ein ganz anderes Volk, und alle Abgötterei hörte unter ihm auf. Wenn diese plötzliche Veränderung, die kein Mensch läugnen kann, nicht durch den veredelten Begriff zu erklären, den es sich nun von seinem eigenen Gott machte, so ist sie durch nichts zu erklären. Man kann einem Nationalgott untreu werden, aber nie Gott, sobald man ihn einmal erkannt hat.

Wie gesagt, man thue über die Einwürfe des vierten Fragments auch noch diesen Schritt hinaus, und füge hinzu: daß, so wie Moses selbst im Anfange seiner Sendung von dem Unendlichen keinen Begriff hatte, — würde er ihn sonst nach seinem Namen gefragt haben? — sich Gott zu ihm herabließ, und sich ihm nicht als den Unendlichen, sondern bloß als eine von den besondern Gottheiten ankündigte, unter welche der Aberglaube Länder und Völker vertheilt hatte. Gott ward der Gott der Ebräer, und wenn die Ebräer ihren Gott nun einmal satt hatten, was war natürlicher, als daß sie es mit einem andern versuchen wollten?

Auch so noch — wenn man dem alten israelitischen Volke selbst diesen großen mehr hergebrachten als erwiesenen Vorzug, den einigen wahren Gott gekannt zu haben, mit Grunde streitig machen könnte — auch so noch getraute ich mir die Wege Gottes mit ihm zu rechtfertigen.

Auf die Göttlichkeit der Bücher des A. T. ist aus dergleichen Dingen wenigstens gar nichts zu schließen. Denn

diese muß ganz anders, als aus den darin vorkommenden Wahrheiten der natürlichen Religion erwiesen werden. Wahrheiten, die allerdeutlichsten, die allererhabensten, die allertiefsten von dieser Art, kann jedes andere eben so alte Buch enthalten, wovon wir jetzt die Beweise haben; Beweise, welche so manchen gelehrten Sorites für die Göttlichkeit der Bibel fehlerhaft machen, in welchem die allein in dem A. T. gelehrte Einheit Gottes ein Glied ist. Die heiligen Bücher der Braminen müssen es an Alter und an würdigen Vorstellungen von Gott mit den Büchern des A. T. aufnehmen können, wenn das Uebrige den Proben entspricht, die uns jetzt erst zuverlässige Männer daraus mitgetheilt haben. Denn obschon der menschliche Verstand nur sehr allmählig ausgebildet worden, und Wahrheiten, die gegenwärtig dem gemeinsten Manne so einleuchtend und faßlich sind, einmal sehr unbegreiflich, und daher unmittelbare Eingebungen der Gottheit müssen geschienen haben, und als solche auch damals nur haben angenommen werden können: so hat es doch zu allen Zeiten und in allen Ländern privilegirte Seelen gegeben, die aus eigenen Kräften über die Sphäre ihrer Zeitverwandten hinausdachten, dem größern Lichte entgegen eilten, und andern ihre Empfindungen davon, zwar nicht mittheilen, aber doch erzählen konnten.

Was sich also von dergleichen Männern herschreiben kann, deren noch jetzt von Zeit zu Zeit einige aufstehen, ohne daß man ihnen immer Gerechtigkeit wiederfahren läßt, das kann zu keinem Beweise eines unmittelbar göttlichen Ursprungs gebraucht werden. Kann es diesen Ursprung aber nicht erweisen, da, wo es vorhanden ist, so kann es diesen Ursprung auch nicht widerlegen, da wo es mangelt, und Bücher können gar wohl von Gott seyn, durch eine höhere Eingebung Gottes

verfaßt seyn, ob sich schon nur wenige, oder gar keine Spuren von der Unsterblichkeit der Seelen und der Vergeltung nach diesem Leben darin finden. Diese Bücher können sogar eine seligmachende Religion enthalten, das ist, eine Religion, bei deren Befolgung sich der Mensch seiner Glückseligkeit so weit versichert halten kann, als er hinausdenkt. Denn warum dürfte eine solche Religion sich nicht nach den Gränzen seiner Sehnsucht und Wünsche fügen? Warum müßte sie nothwendig erst die Sphäre dieser Sehnsucht und Wünsche erweitern? Freilich wäre eine solche seligmachende Religion nicht die seligmachende christliche Religion. Aber wenn denn die christliche Religion nur erst zu einer gewissen Zeit, in einem gewissen Bezirke erscheinen konnte, mußten deßwegen alle vorhergehende Zeiten, alle andere Bezirke keine seligmachende Religion haben? Ich will es den Gottesgelehrten gern zugeben, daß aber doch das Seligmachende in den verschiedenen Religionen immer das Nämliche müsse gewesen seyn, wenn sie mir nur hinwiederum zugeben, daß darum nicht immer die Menschen den nämlichen Begriff damit müssen verbunden haben. Gott könnte ja wohl in allen Religionen die guten Menschen in der nämlichen Betrachtung, aus den nämlichen Gründen selig machen wollen, ohne darum allen Menschen von dieser Betrachtung, von diesen Gründen die nämliche Offenbarung ertheilt zu haben. —

Unter einem gewissen Cirkel von Freunden ist vor einiger Zeit ein kleiner Aufsatz in der Handschrift herum gegangen, welcher die ersten Linien zu einem ausführlichen Buche enthielt, und überschrieben war: Die Erziehung des Menschengeschlechts. Ich muß bekennen, daß ich von einigen Gedanken dieses Aufsatzes bereits wörtlich Gebrauch gemacht habe. Was hindert mich also, oder vielmehr, was ist also

schicklicher, als daß ich den Anfang desselben in seinem ganzen Zusammenhange mittheile, der sich auf den Inhalt unsers vierten Fragments so genau bezieht? Die Indiscretion, die ich damit begehe, weiß ich zu verantworten, und von der Lauterkeit der Absichten des Verfassers bin ich überzeugt. Er ist auch bei weitem so heterodox nicht, als er bei dem ersten Anblicke scheint, wie ihm auch die schwierigsten Leser zugestehen werden, wenn er einmal den ganzen Aufsatz, oder gar die völlige Ausführung desselben bekannt zu machen für gut halten sollte. Hier ist indeß, wie gesagt, der Anfang,[1] — des verwandten und genutzten Inhalts wegen.

Die Erziehung des Menschengeschlechts.

Und so gelangt der Verfasser zu dem zweiten großen Schritte in der Erziehung des Menschengeschlechts. Auf die kindischen Bewegungsgründe zum Gehorsam folgen die ungleich mehr anspornenden Aussichten des Jünglings. Künftige Ehre, künftiges Wohlleben tritt an die Stelle der gegenwärtigen Näscherei, des gegenwärtigen Spielzeugs. Doch alle diese fernern Speculationen gehören nicht zu unserer Sache, und ich breche ab. Auch giebt man einen Vorschmack nicht mit der ganzen Schüssel.

V.

Ueber die Widersprüche in der Auferstehungsgeschichte, welche das fünfte Fragment uns so nahe legt, dächte ich nun so.

§. Die Zeugen der Auferstehung Christi sind nicht die nämlichen Personen, die uns die Nachricht von der Aussage

[1] Die ersten 53 Paragraphen.

dieser Zeugen überliefert haben. Denn wenn schon in einem und dem andern beide Charaktere zusammen kommen, so ist doch unwidersprechlich, daß kein einziger Evangelist bei allen und jeden Erscheinungen Christi gegenwärtig gewesen.

§. Folglich sind zweierlei Widersprüche hier möglich. Widersprüche unter den Zeugen, und Widersprüche unter den Geschichtschreibern der Aussage dieser Zeugen.

§. Sind Widersprüche unter den Zeugen vorhanden? — Dergleichen könnten nur seyn, wenn ein Evangelist über den einzelnen Fall, bei welchem er selbst Augenzeuge gewesen, sich selbst widerspräche: oder wenigstens, wenn mehrere Evangelisten über den nämlichen einzelnen Fall, bei welchem jeder gegenwärtig gewesen, sich unter einander widersprächen. Dergleichen Widersprüche sind mir unbekannt.

§. Sind Widersprüche unter den Zeugen vorhanden gewesen? — Anscheinende: warum nicht? Denn die Erfahrung giebt es, und es kann schlechterdings nicht anders seyn, als daß von mehreren Zeugen nicht jeder die nämliche Sache an dem nämlichen Orte, zu der nämlichen Zeit, anders sehen, anders hören, folglich anders erzählen sollte. Denn eines jeden Aufmerksamkeit ist anders gestimmt. Ich halte es sogar für unmöglich, daß der nämliche Zeuge von dem nämlichen Vorfalle, den er mit aller vorsetzlichen Aufmerksamkeit beobachtete, zu verschiedenen Zeiten die nämliche Aussage machen könne. Denn die Erinnerung des Menschen von der nämlichen Sache ist zu verschiedenen Zeiten verschieden. Er müßte denn seine Aussage auswendig gelernt haben: aber alsdann sagt er nicht, wie er sich der Sache jetzt erinnerlich ist, sondern wie er sich derselben zu der Zeit, als er seine Aussage auswendig lernte, erinnerlich war.

§. Sind wahre Widersprüche unter den Zeugen vorhanden

gewesen? solche, die bei keiner billigen Vergleichung, bei keiner nähern Erklärung verschwinden? — Woher sollen wir das wissen? Wir wissen ja nicht einmal, ob jemals die Zeugen gehörig vernommen worden? Wenigstens ist das Protokoll über dieses Verhör nicht mehr vorhanden; und wer Ja sagt, hat in diesem Betracht eben so viel Grund für sich, als wer Nein sagt.

§. Nur daß, wer Nein sagt, eine sehr gesetzliche Vermuthung für sich anführen kann, die jener nicht kann. Diese nämlich. Der große Proceß, welcher von der glaubwürdigen Aussage dieser Zeugen abhing, ist gewonnen. Das Christenthum hat über die heidnische und jüdische Religion gesiegt. Es ist da.

§. Und wir sollten geschehen lassen, daß man uns diesen gewonnenen Proceß nach den unvollständigen, unconcertirten Nachrichten von jenen, wie aus dem Erfolge zu schließen, glaubwürdigen und einstimmigen Zeugnissen nochmals nach zweitausend Jahren revidiren wolle? Nimmermehr.

§. Vielmehr: so viel Widersprüche in den Erzählungen der Evangelisten, als man will! — Es sind nicht die Widersprüche der Zeugen, sondern der Geschichtschreiber, nicht der Aussagen, sondern der Nachrichten von diesen Aussagen.

§. Aber der heilige Geist ist bei diesen Nachrichten wirksam gewesen. — Ganz recht; nämlich dadurch, daß er jeden zu schreiben getrieben, wie ihm die Sache nach seinem besten Wissen und Gewissen bekannt gewesen.

§. Wenn sie nun dem einen so, dem andern anders bekannt war, bekannt seyn mußte? — Sollte der heilige Geist in dem Augenblicke, da sie die Feder ergriffen, lieber ihre verschiedenen Vorstellungen einförmig, und eben durch diese Einförmigkeit verdächtig machen, oder sollte er zugeben, daß

die Verschiedenheit beibehalten wurde, auf die jetzt gar nichts mehr ankommt?

§. Sagt man, Verschiedenheiten sind keine Widersprüche? — Was sie nicht sind, das werden sie in dem zweiten und dritten Munde. Was Verschiedenheit bei den Augenzeugen war, wird Widerspruch bei denen, welche die Sache nur von Hörensagen haben.

§. Nur ein fortdauerndes Wunder hätte es verhindern können, daß in den 30 bis 40 Jahren, ehe Evangelisten schrieben, solche Ausartungen der mündlichen Erzählung von der Auferstehung sich nicht ereignet hätten. Aber was für Recht haben wir, dieses Wunder anzunehmen? Und was dringt uns, es anzunehmen?

§. Wer sich irgend einen solchen Drang muthwillig schafft, der habe es. Aber er wisse auch, was ihm sodann obliegt: alle die Widersprüche zu heben, die sich in den verschiedenen Erzählungen der Evangelisten finden, und sie auf eine leichtere, natürlichere Art zu heben, als es in den gewöhnlichen Harmonien geschehen ist.

§. Daß er dabei sich ja nicht auf dieses und jenes Werk zu sehr verlasse, dessen vielversprechender Titel ihm etwa nur bekannt ist. Ditton hat freilich die Wahrheit der christlichen Religion aus der Auferstehung demonstrativisch erwiesen. Aber er hat die Widersprüche der Evangelisten ganz übergangen, entweder weil er glaubte, daß diese Widersprüche schon längst auf die unwidersprechlichste Weise gehoben wären, — woran ich zweifle; oder weil er dafür hielt, daß seine Demonstration, ungeachtet aller dieser Widersprüche, in ihrer ganzen Stärke bestehen könne, — wie auch mich dünkt.

§. Eben so ist Th. Sherlok in seiner gerichtlichen Prüfung der Zeugen der Auferstehung verfahren. Er erhärtet,

daß die eigentlichen Zeugen allen Glauben verdienen; aber auf die Widersprüche in den Erzählungen der Evangelisten läßt er sich nicht ein.

§. Der einzige Gilbert West hat diese Widersprüche zum Theil mit in seinen Plan ziehen zu müssen geglaubt. Wen indeß seine ewige Vervielfaltigung der nämlichen Personen und Erscheinungen beruhigen kann, der muß so schwer eben nicht zu beruhigen seyn.

§. Folglich findet der Mann, der die Untrüglichkeit der Evangelisten in jedem Worte behauptet, auch hier noch unbearbeitetes Feld genug. Er versuche es nun, und beantworte die gerügten zehn Widersprüche unsers Fragments. Aber er beantworte sie alle. Denn diesem und jenen nur etwas wahrscheinliches entgegen setzen, und die übrigen mit triumphirender Verachtung übergehen, heißt keinen beantworten.

Theologische Streitschriften.

Theologische Streitschriften.

Ueber den

Beweis des Geistes und der Kraft.

— δια τας τεραστιους δυναμεις, ἁς κατασκευαστεον γεγονεναι και ἐκ πολλων μεν ἀλλων, και ἐκ του ἰχνη μεν αὐτων ἐτι σωζεσθαι, παρα τοις κατα το βουλημα του λογου βιουσι.

Ωριγενης κ. Κ.

An den Herrn Director Schumann zu Hannover.

1777.

Mein Herr!

Wem konnte es angelegener seyn, Ihre neue Schrift sofort zu lesen, als mir? — Ich hungere nach Ueberzeugung so sehr, daß ich, wie Erisichton, alles verschlinge, was einem Nahrungsmittel nur ähnlich sieht. — Wenn Sie mit diesem Bogen es eben so machen, so sind wir einer des andern Mann. Ich bin mit der Hochachtung, welche Untersucher der Wahrheit gegen einander zu tragen sich nie entbrechen,

Ihr rc. — — —

Ein anderes sind erfüllte Weissagungen, die ich selbst erlebe; ein anderes erfüllte Weissagungen, von denen ich nur historisch weiß, daß sie andere wollen erlebt haben.

Ein anderes sind Wunder, die ich mit meinen Augen sehe, und selbst zu prüfen Gelegenheit habe; ein anderes sind Wunder, von denen ich nur historisch weiß, daß sie andere wollen gesehen und geprüft haben.

Das ist doch wohl unstreitig? Dagegen ist doch nichts einzuwenden?

Wenn ich zu Christi Zeiten gelebt hätte, so würden mich die in seiner Person erfüllten Weissagungen allerdings auf ihn sehr aufmerksam gemacht haben. Hätte ich nun gar gesehen, ihn Wunder thun; hätte ich keine Ursache zu zweifeln gehabt, daß es wahre Wunder gewesen, so würde ich zu einem von so lange her ausgezeichneten wunderthätigen Mann allerdings so viel Vertrauen gewonnen haben, daß ich willig meinen Verstand dem seinigen unterworfen hätte; daß ich ihm in allen Dingen geglaubt hätte, in welchen eben so ungezweifelte Erfahrungen ihm nicht entgegen gewesen wären.

Oder wenn ich noch jetzt erlebte, daß Christum oder die christliche Religion betreffende Weissagungen, von deren Priorität ich längst gewiß gewesen, auf die unstreitigste Art in Erfüllung gingen; wenn noch jetzt von gläubigen Christen Wunder gethan würden, die ich für echte Wunder erkennen müßte; was könnte mich abhalten, mich diesem Beweise des Geistes und der Kraft, wie ihn der Apostel nennt, zu fügen?

In dem letztern Falle war noch Origenes, der sehr Recht hatte zu sagen, daß die christliche Religion an diesem Beweise des Geistes und der Kraft einen eigenen göttlicheren Beweis habe, als alle griechische Dialektik gewähren könne. Denn noch war zu seiner Zeit „die Kraft, wunderbare Dinge zu thun, von denen nicht gewichen," die nach Christi Vorschrift lebten; und wenn er ungezweifelte Beispiele hiervon hatte, so mußte

er nothwendig, wenn er nicht seine eigenen Sinne verläugnen wollte, jenen Beweis des Geistes und der Kraft anerkennen.

Aber ich, der ich auch nicht einmal mehr in dem Falle des Origenes bin, der ich in dem achtzehnten Jahrhunderte lebe, in welchem es keine Wunder mehr giebt; wenn ich anstehe, noch jetzt auf den Beweis des Geistes und der Kraft etwas zu glauben, was ich auf andere meiner Zeit angemessenere Beweise glauben kann, woran liegt es?

Daran liegt es, daß dieser Beweis des Geistes und der Kraft jetzt weder Geist noch Kraft mehr hat, sondern zu menschlichen Zeugnissen von Geist und Kraft herabgesunken ist.

Daran liegt es, daß Nachrichten von erfüllten Weissagungen nicht erfüllte Weissagungen, daß Nachrichten von Wundern nicht Wunder sind. Diese, die vor meinen Augen erfüllten Weissagungen, die vor meinen Augen geschehenen Wunder wirken unmittelbar. Jene aber, die Nachrichten von erfüllten Weissagungen und Wundern, sollen durch ein Medium wirken, das ihnen alle Kraft benimmt.

Den Origenes anführen und ihn sagen lassen, „daß der „Beweis der Kraft wegen der erstaunlichen Wunder so heiße, „die zur Bestätigung der Lehre Christi geschehen," ist nicht allzuwohl gethan, wenn man das, was unmittelbar bei dem Origenes darauf folgt, seinen Lesern verschweigt. Denn die Leser werden den Origenes auch aufschlagen, und mit Befremden finden, daß er die Wahrheit jener bei der Grundlegung des Christenthums geschehenen Wunder, εκ πολλων μεν αλλων, und also aus der Erzählung der Evangelisten wohl mit, aber doch vornehmlich und namentlich aus den Wundern erweist, die noch damals geschahen.

Wenn nun dieser Beweis des Beweises jetzt gänzlich weggefallen, wenn nun alle historische Gewißheit viel zu schwach

ist, diesen weggefallenen augenscheinlichen Beweis des Beweises zu ersetzen; wie ist mir denn zuzumuthen, daß ich die nämlichen unbegreiflichen Wahrheiten, welche Leute vor sechzehn bis achtzehn hundert Jahren auf die kräftigste Veranlassung glaubten, auf eine unendlich mindere Veranlassung eben so kräftig glauben soll?

Oder ist, ohne Ausnahme, was ich bei glaubwürdigen Geschichtschreibern lese, für mich eben so gewiß, als was ich selbst erfahre?

Das wüßte ich nicht, daß es jemals ein Mensch behauptet hätte, sondern man behauptet nur, daß die Nachrichten, die wir von jenen Weissagungen und Wundern haben, eben so zuverlässig sind, als nur immer historische Wahrheiten seyn können. — Und freilich, fügt man hinzu, könnten historische Wahrheiten nicht demonstrirt werden, aber dem ungeachtet müsse man sie eben so fest glauben, als demonstrirte Wahrheiten.

Hierauf nun antworte ich. *Erstlich*, wer läugnet es, — ich nicht — daß die Nachrichten von jenen Wundern und Weissagungen eben so zuverlässig sind, als nur immer historische Wahrheiten seyn können? — Aber nun, wenn sie *nur* eben so zuverlässig sind, warum macht man sie bei dem Gebrauche auf einmal unendlich zuverlässiger?

Und wodurch? — Dadurch, daß man ganz andere und mehrere Dinge auf sie baut, als man auf historisch erwiesene Wahrheiten zu bauen befugt ist.

Wenn keine historische Wahrheit demonstrirt werden kann, so kann auch nichts *durch* historische Wahrheiten demonstrirt werden.

Das ist, *zufällige Geschichtswahrheiten können der Beweis von nothwendigen Vernunftswahrheiten nie werden.*

Ich läugne also gar nicht, daß in Christo Weissagungen

erfüllt worden; ich läugne gar nicht, daß Christus Wunder gethan, sondern ich läugne, daß diese Wunder, seitdem ihre Wahrheit völlig aufgehört hat, durch noch gegenwärtig gangbare Wunder erwiesen zu werden; seitdem sie nichts als Nachrichten von Wundern sind, (mögen doch diese Nachrichten so unwidersprochen, so unwidersprechlich seyn, als sie immer wollen), mich zu dem geringsten Glauben an Christi anderweitige Lehren verbinden können und dürfen. Diese anderweitigen Lehren nehme ich aus anderweitigen Gründen an.

Denn Zweitens: was heißt einen historischen Satz für wahr halten? eine historische Wahrheit glauben? Heißt es im geringsten etwas anderes, als diesen Satz, diese Wahrheit gelten lassen? nichts dawider einzuwenden haben? sich gefallen lassen, daß ein anderer einen andern historischen Satz darauf baut, eine andere historische Wahrheit daraus folgert? sich selbst vorbehalten, andere historische Dinge darnach zu schätzen? Heißt es im geringsten etwas anderes? etwas mehr? Man prüfe sich genau!

Wir alle glauben, daß ein Alexander gelebt hat, welcher in kurzer Zeit fast ganz Asien besiegte. Aber wer wollte, auf diesen Glauben hin, irgend etwas von großem dauerhaften Belange, dessen Verlust nicht zu ersetzen wäre, wagen? Wer wollte, diesem Glauben zufolge, aller Kenntniß auf ewig abschwören, die mit diesem Glauben stritte? Ich wahrlich nicht. Ich habe jetzt gegen den Alexander und seine Siege nichts einzuwenden; aber es wäre doch möglich, daß sie sich eben so wohl auf ein bloßes Gedicht des Choerilus, welcher den Alexander überall begleitete, gründeten, als die zehnjährige Belagerung von Troja sich auf weiter nichts, als auf die Gedichte des Homers gründet.

Wenn ich folglich historisch nichts dawider einzuwenden

habe, daß Christus einen Todten erweckt; muß ich darum für wahr halten, daß Gott einen Sohn habe, der mit ihm gleiches Wesens sey? In welcher Verbindung steht mein Unvermögen, gegen die Zeugnisse von jenem etwas erhebliches einzuwenden, mit meiner Verbindlichkeit, etwas zu glauben, wogegen sich meine Vernunft sträubt?

Wenn ich historisch nichts dawider einzuwenden habe, daß dieser Christus selbst von dem Tode auferstanden; muß ich darum für wahr halten, daß eben dieser auferstandene Christus de: Sohn Gottes gewesen sey?

Daß der Christus, gegen dessen Auferstehung ich nichts Historisches von Wichtigkeit einwenden kann, sich deßwegen für den Sohn Gottes ausgegeben, daß ihn seine Jünger deßwegen dafür gehalten, das glaube ich herzlich gern. Denn diese Wahrheiten, als Wahrheiten einer und eben derselben Classe, folgen ganz natürlich aus einander.

Aber nun mit jener historischen Wahrheit in eine ganz andere Classe von Wahrheiten herüber springen, und von mir verlangen, daß ich alle meine metaphysischen und moralischen Begriffe darnach umbilden soll; mir zumuthen, weil ich der Auferstehung Christi kein glaubwürdiges Zeugniß entgegen setzen kann, alle meine Grundideen von dem Wesen der Gottheit darnach abzuändern; wenn das nicht eine μεταβασις εις αλλο γενος ist, so weiß ich nicht, was Aristoteles sonst unter dieser Benennung verstanden.

Man sagt freilich: aber eben der Christus, von dem du historisch mußt gelten lassen, daß er Todte erweckt, daß er selbst vom Tode erstanden, hat es selbst gesagt, daß Gott einen Sohn gleiches Wesens habe, und daß Er dieser Sohn sey.

Das wäre ganz gut! Wenn nur nicht, daß dieses Christus gesagt, gleichfalls nicht mehr als historisch gewiß wäre.

Wollte man mich noch weiter verfolgen und sagen: „O „doch! das ist mehr als historisch gewiß; denn inspirirte Ge„schichtschreiber versichern es, die nicht irren können.“

So ist auch das leider nur historisch gewiß, daß diese Geschichtschreiber inspirirt waren, und nicht irren konnten.

Das, das ist der garstige breite Graben, über den ich nicht kommen kann, so oft und ernstlich ich auch den Sprung versucht habe. Kann mir Jemand hinüber helfen, der thue es, ich bitte ihn, ich beschwöre ihn. Er verdient ein Gotteslohn an mir.

Und so wiederhole ich, was ich oben gesagt, mit den nämlichen Worten. Ich läugne gar nicht, daß in Christo Weissagungen erfüllt worden; ich läugne gar nicht, daß Christus Wunder gethan; sondern ich läugne, daß diese Wunder, seitdem ihre Wahrheit völlig aufgehört hat, durch noch gegenwärtig gangbare Wunder erwiesen zu werden; seitdem sie nichts als Nachrichten von Wundern sind, (mögen doch diese Nachrichten so unwidersprochen, so unwidersprechlich seyn, als sie immer wollen), mich zu dem geringsten Glauben an Christi anderweitige Lehren verbinden können und dürfen.

Was verbindet mich denn dazu? — Nichts, als diese Lehren selbst, die vor achtzehn hundert Jahren allerdings so neu, dem ganzen Umfange damals erkannter Wahrheiten so fremd, so uneinverleiblich waren, daß nichts geringeres als Wunder und erfüllte Weissagungen erfordert wurden, um erst die Menge aufmerksam darauf zu machen.

Die Menge aber auf etwas aufmerksam machen, heißt, dem gesunden Menschenverstand auf die Spur helfen.

Auf die kam er, auf der ist er, und was er auf dieser Spur rechts und links aufgejagt, das, das sind die Früchte jener Wunder und erfüllten Weissagungen.

Diese Früchte sehe ich vor mir reifen und gereift, und ich sollte mich damit nicht sättigen dürfen? weil ich die alte fromme Sage, daß die Hand, die den Samen dazu ausgestreut, sich siebenmal bei jedem Wurfe in Schneckenblute waschen müssen — nicht etwa läugnete, nicht etwa bezweifelte — sondern bloß an ihren Ort gestellt seyn ließe? — Was kümmert es mich, ob die Sage falsch oder wahr ist; die Früchte sind trefflich.

Gesetzt, es gebe eine große nützliche mathematische Wahrheit, auf die der Erfinder durch einen offenbaren Trugschluß gekommen wäre; — (wenn es dergleichen nicht giebt, so könnte es doch dergleichen geben) — läugnete ich darum diese Wahrheit, entsagte ich darum, mich dieser Wahrheit zu bedienen, wäre ich darum ein undankbarer Lästerer des Erfinders, weil ich aus seinem anderweitigen Scharfsinne nicht beweisen wollte, es für beweislich daraus gar nicht hielt, daß der Trugschluß, durch den er auf die Wahrheit gestoßen, kein Trugschluß seyn könne? —

— Ich schließe und wünsche: möchte doch alle, welche das Evangelium Johannis trennt, das Testament Johannis wieder vereinigen! Es ist freilich apokryphisch, dieses Testament, aber darum nicht weniger göttlich.

Das Testament Johannis.

— qui in pectus Domini recubuit et de purissimo fonte hausit rivulum doctrinarum.

HIERONYMUS.

Ein Gespräch.

1777.

Er und Ich.

Er. Sie waren sehr fix mit diesem Bogen:[1] aber man sieht es diesem Bogen auch an.

Ich. So?

Er. Sie pflegen sonst deutlicher zu schreiben.

Ich. Die größte Deutlichkeit war mir immer die größte Schönheit.

Er. Aber ich sehe, Sie lassen sich auch fortreißen. Sie fangen auch an zu glauben, nur immer auf Umstände anspielen, die unter hundert Lesern nicht einem bekannt sind; die Ihnen selbst vielleicht nur erst seit gestern oder ehegestern bekannt geworden —

Ich. Zum Exempel?

Er. Lasse gelehrt.

[1] Ueber den Beweis des Geistes und der Kraft.

Ich. Zum Exempel?

Er. Ihr Räthsel, womit Sie schließen. — Ihr Testament Johannis. Ich habe meinen Grabius und Fabricius vergebens darnach durchblättert.

Ich. Muß denn auch alles ein Buch seyn?

Er. Es ist kein Buch dieses Testament Johannis? — Nun, was ist es denn?

Ich. Der letzte Wille Johannis; — die letzten merkwürdigen, einmal über das andere wiederholten Worte des sterbenden Johannis. — Die können ja auch ein Testament heißen? Nicht?

Er. Können freilich. — Aber so bin ich schon weniger darauf neugierig. — Indeß doch: wie lauten sie denn? — Ich bin in dem Abdias, oder wo sie sonst stehen mögen, nicht eben sehr belesen.

Ich. Bei einem minder verdächtigen Schriftsteller stehen sie nun doch. — Hieronymus hat sie uns aufbehalten in seinem Commentar über den Paulinischen Brief an die Galater. — Da schlagen Sie nur nach. — Ich denke kaum, daß sie Ihnen gefallen werden.

Er. Wer weiß? — Sagen Sie doch nur.

Ich. Aus dem Kopfe? Mit den Umständen, die mir jetzt erinnerlich sind, oder wahrscheinlich dünken?

Er. Warum nicht?

Ich. Johannes, der gute Johannes, der sich von seiner Gemeinde, die er in Ephesus einmal gesammelt hatte, nie wieder trennen wollte, dem diese Eine Gemeinde ein genugsam großer Schauplatz seiner lehrreichen Wunder und wunderthätigen Lehre war; Johannes war nun alt und so alt —

Er. Daß die fromme Einfalt glaubte, er werde nie sterben.

Ich. Da ihn doch jeder von Tag zu Tag immer mehr und mehr sterben sah.

Er. Der Aberglaube traut den Sinnen bald zu viel, bald zu wenig. — Selbst da, als Johannes schon gestorben war, hielt noch der Aberglaube dafür, daß Johannes nicht sterben könne, daß er schlafe, nicht todt sey.

Ich. Wie nahe der Aberglaube oft der Wahrheit tritt!

Er. Erzählen Sie nur weiter. Ich mag Sie nicht dem Aberglauben das Wort sprechen hören.

Ich. So zaudernd eilig, als ein Freund sich aus den Armen eines Freundes windet, um in die Umarmungen seiner Freundin zu eilen, — trennte sich allmählig sichtbar Johannis reine Seele von dem eben so reinen, aber verfallenen Körper. — Bald konnten ihn seine Jünger auch nicht einmal zur Kirche mehr tragen. Und doch versäumte Johannes auch keine Collecte gern; ließ keine Collecte gern zu Ende gehen, ohne seine Anrede an die Gemeinde, welche ihr tägliches Brod lieber entbehrt hätte, als diese Anrede.

Er. Die öfters nicht sehr studirt mag gewesen seyn.

Ich. Lieben Sie das Studirte?

Er. Nachdem es ist.

Ich. Ganz gewiß war Johannis Anrede das nie. Denn sie kam immer ganz aus dem Herzen. Denn sie war immer einfältig und kurz, und wurde immer von Tag zu Tag einfältiger und kürzer, bis er sie endlich gar auf die Worte einzog — —

Er. Auf welche?

Ich. „Kinderchen, liebt euch!"

Er. Wenig und gut.

Ich. Meinen Sie wirklich? — Aber man wird des Guten und auch des Besten, wenn es alltäglich zu seyn beginnt, so

bald satt! — In der ersten Collecte, in welcher Johannes nicht mehr sagen konnte, als „Kinderchen, liebt euch!“ gefiel dieses, „Kinderchen, liebt euch!“ ungemein. Es gefiel auch noch in der zweiten, in der dritten, in der vierten Collecte: denn es hieß, der alte schwache Mann kann nicht mehr sagen. Nur als der alte Mann auch dann und wann wieder gute heitere Tage bekam, und doch nichts mehr sagte, und doch nur die tägliche Collecte mit weiter nichts, als einem „Kinderchen, liebt euch!“ beschloß; als man sah, daß der alte Mann nicht bloß nur so wenig sagen konnte; als man sah, daß er vorsetzlich nicht mehr sagen wollte; ward das „Kinderchen, liebt euch!“ so matt, so kahl, so nichtsbedeutend! Brüder und Jünger konnten es kaum ohne Ekel mehr anhören, und erdreisteten sich endlich, den guten alten Mann zu fragen: Aber Meister, warum sagst du denn immer das nämliche?

Er. Und Johannes? —

Ich. Johannes antwortete: „Darum, weil es der Herr befohlen. Weil das allein, das allein, wenn es geschieht, genug, hinlänglich genug ist.“ —

Er. Also das? Das ist Ihr Testament Johannis?

Ich. Ja!

Er. Gut, daß Sie es apokryphisch genannt haben!

Ich. Im Gegensatz des kanonischen Evangelii Johannis. — Aber göttlich ist mir es denn doch.

Er. Etwa, wie Sie auch wohl Ihre Schöne göttlich nennen würden.

Ich. Ich habe nie eine Schöne göttlich genannt und bin nicht gewohnt, dieses Wort so zu mißbrauchen. — Was ich hier göttlich nenne, nennt Hieronymus dignam Joanne sententiam.

Er. Ah Hieronymus!

Ich. Augustinus erzählt, daß ein gewisser Platoniker gesagt habe, der Anfang des Evangelii Johannis: „Im Anfang war das Wort u. s. w." verdiene in allen Kirchen an dem sichtbarsten, in die Augen fallendsten Orte mit goldenen Buchstaben angeschrieben zu werden.

Er. Allerdings! der Platoniker hatte sehr recht. — O die Platoniker! Und ganz gewiß, Plato selbst hätte nichts Erhabeneres schreiben können, als dieser Anfang des Evangelii Johannis ist.

Ich. Mag wohl seyn. — Gleichwohl glaube ich, der ich aus der erhabenen Schreiberei eines Philosophen eben nicht viel mache, daß mit weit mehrerem Rechte in allen unsern Kirchen an dem sichtbarsten, in die Augen fallendsten Orte mit goldenen Buchstaben angeschrieben zu werden verdiente — das Testament Johannis.

Er. Hm!

Ich. „Kinderchen, liebt euch!"

Er. Ja! ja!

Ich. Dieses Testament Johannis war es, worauf ehedem ein gewisses Salz der Erde schwur. Jetzt schwört dieses Salz der Erde auf das Evangelium Johannis, und man sagt, es sey nach dieser Abänderung ein wenig dumpfig geworden.

Er. Auch ein Räthsel?

Ich. Wer Ohren hat zu hören, der höre!

Er. Ja, ja, ich merke nun wohl.

Ich. Was merken Sie?

Er. So ziehen immer gewisse Leute den Kopf aus der Schlinge. — Genug, daß sie die christliche Liebe beibehalten: mag doch aus der christlichen Religion werden, was da will.

Ich. Ob Sie mich mit zu diesen gewissen Leuten zählen?

Er. Ob ich recht daran thun würde, müssen Sie von sich selbst erfragen.

Ich. Ich darf doch also ein Wort für diese gewisse Leute sprechen?

Er. Wenn Sie sich fühlen.

Ich. Aber ich verstehe Sie auch wohl nicht. — So ist die christliche Liebe nicht die christliche Religion?

Er. Ja und Nein.

Ich. Wie Nein?

Er. Denn ein anderes sind die Glaubenslehren der christlichen Religion, und ein anderes das Praktische, welches sie auf diese Glaubenslehren will gegründet wissen.

Ich. Und wie Ja?

Er. In so fern nur das wahre christliche Liebe ist, die auf christliche Glaubenslehren gegründet wird.

Ich. Aber welches von beiden möchte wohl das Schwerere seyn? — Die christlichen Glaubenslehren annehmen und bekennen? oder die christliche Liebe ausüben?

Er. Es würde Ihnen nichts helfen, wenn ich auch einräumte, daß das Letztere bei weitem das Schwerere sey.

Ich. Was soll es mir denn helfen?

Er. Denn es ist um so lächerlicher, daß sich jene gewissen Leute den Weg zur Hölle so sauer machen.

Ich. Wie so?

Er. Wozu das Joch der christlichen Liebe auf sich nehmen, wenn es ihnen durch die Glaubenslehren weder sanft, noch verdienstlich wird?

Ich. Ja freilich: diese Gefahr müßten wir sie nun schon laufen lassen. Ich frage also nur: ist es von andern gewissen Leuten klug gehandelt, dieser Gefahr wegen, welche jene

gewissen Leute mit ihrer unchristlichen christlichen Liebe laufen, ihnen den Namen der Christen abzusprechen?

Er. Cui non competit definitio, non competit definitum. Habe ich das erfunden?

Ich. Aber wenn wir gleichwohl die Definition ein wenig weiter fassen könnten? Und das nach dem Ausspruche jenes guten Mannes: „Wer nicht wider uns ist, der ist für uns." – Sie kennen ihn doch, den guten Mann?

Er. Recht wohl. Es ist eben der, der an einem andern Orte sagt: „Wer nicht mit mir ist, der ist wider mich."

Ich. Ja so! allerdings; das bringt mich zum Stillschweigen. — O, Sie allein sind ein wahrer Christ! — Und belesen in der Schrift wie der Teufel.

Hieronymus

in Epist. ad Galatas, c. 6.

Beatus Joannes Evangelista, cum Ephesi moraretur usque ad ultimam senectutem, et vix inter discipulorum manus ad Ecclesiam deferretur, nec posset in plura vocem verba contexere, nihil aliud per singulas solebat proferre collectas, nisi hoc: Filioli diligite alterutrum. Tandem discipuli et fratres qui aderant, tædio affecti, quod eadem semper audirent, dixerunt: Magister, quare semper hoc loqueris? Qui respondit dignam Joanne sententiam: Quia præceptum Domini est, et si solum fiat, sufficit.

Eine Duplik.

Contestandi magis gratia, quam aliquid ex oratione promoturus.

Dictys Cart.

1778.

Ich habe alle Achtung gegen den frommen Mann, der sich in seinem Gewissen verbunden gefühlt hat, die Auferstehungsgeschichte gegen das Fragment meines Ungenannten zu retten. Wir handeln alle nach dem Maaße unserer Einsichten und Kräfte, und es ist immer rührend, wenn auch der schwache abgelebte Nestor sich dem ausfordernden Hektor stellen will, falls kein jüngerer und stärkerer Grieche mit ihm anzubinden sich getraut.

Auch will ich mir nicht herausnehmen, bei diesem Kampfe Wärtel zu seyn und meine Stange dazwischen zu werfen, wenn von der einen oder der andern Seite ein gar zu hämischer und unedler Streich geführt würde. Der Kampfwärtel war eine Gerichtsperson; und ich richte niemanden, um von niemanden gerichtet zu seyn.

Aber ich darf nicht vergessen, was ich mir selbst schuldig bin. Ich laufe Gefahr, daß meine Absicht verkannt und meine vorgeschlagenen Austräge gemißdeutet werden. Ein Wort kann diesem Uebel noch vorbauen: und wer wird mir dieses Wort nicht erlauben oder verzeihen?

Lessing.

Erst wollen wir den Standort gehörig erwägen, auf dem jeder von uns hält, damit wir um so redlicher Licht und Wetter theilen können. Denn nicht genug, daß wir alle mit gleichen Waffen fechten. Ein Sonnenstrahl, der des einen Auge mehr trifft, als des andern; ein strenger Luftzug, dem dieser mehr ausgesetzt ist, als jener, sind Vortheile, deren sich kein ehrlicher Fechter wissentlich bedient. — Besonders bewahre uns Gott alle vor der tödtlichen Zugluft heimlicher Verleumdung!

Mein Ungenannter behauptet: die Auferstehung Christi ist auch darum nicht zu glauben, weil die Nachrichten der Evangelisten davon sich widersprechen.

Ich erwiedere: die Auferstehung Christi kann ihre gute Richtigkeit haben, ob sich schon die Nachrichten der Evangelisten widersprechen.

Nun kommt ein Dritter und sagt: die Auferstehung Christi ist schlechterdings zu glauben, denn die Nachrichten der Evangelisten davon widersprechen sich nicht.

Man gebe auf dieses auch darum, auf dieses obschon, auf dieses denn wohl Acht. Man wird finden, daß auf diesen Partikeln gerade nur nicht alles beruht.

I.

Der Ungenannte, so viel ich nun von seinen Papieren näher weiß, hat nichts geringeres als einen Hauptsturm auf die christliche Religion unternommen. Es ist keine einzige Seite, kein einziger noch so versteckter Winkel, dem er seine Sturmleitern nicht angeworfen. Freilich hat er diese Sturmleitern nicht alle mit eigener Hand neu geschnitzt; die meisten davon sind schon bei mehreren Stürmen gewesen; einige derselben sind sogar ein wenig sehr schadhaft, denn in der

belagerten Stadt waren auch Männer, die zerschmetternde Felsenstücke auf den Feind herabwarfen. — Doch was thut das? Heran kommt, nicht wer die Leiter machte, sondern wer die Leiter besteigt; und einen behenden kühnen Mann trägt auch wohl eine morsche Leiter.

Folglich mußte er nothwendig, als er zur Auferstehungsgeschichte kam, alles mitnehmen, was man von jeher wider die historische Glaubwürdigkeit derselben eingewendet hat, oder einwenden hätte können, wenn anders über eine so abgedroschene Materie jetzt noch etwas einzuwenden seyn möchte, dessen sich nicht schon seit siebzehnhundert Jahren einer oder der andere sollte bedacht haben. Was nun schon, vor kurz oder lang, einmal eingewendet worden, darauf wird, wie leicht zu glauben, auch wohl seyn geantwortet worden. Aber der Ungenannte dachte ohne Zweifel: ein anderes ist, auf etwas antworten; ein anderes, etwas beantworten. Daher bot er alles auf, was ungefähr noch dienen konnte: Altes und Neues, mehr oder weniger Bekanntes, Argumente und Argumentchen. Und das mit seinem guten Rechte. Denn der zwanzigmal geschlagene Soldat kann endlich doch einmal siegen helfen.

Wenn man aber nun schon, da ich aus dem Werke des gründlichen und bündigen Mannes — (gründlich und bündig kann man seyn, wenn man von der Wahrheit auch noch so weit entfernt bleibt —) nichts als Fragmente mittheilen können und wollen; wenn man, sage ich, nun schon mit höhnischem Achselzucken, mit halb mitleidiger, halb ärgerlicher Miene über ihn herfährt, von aufgewärmtem Brei spricht und das Schicksal der Theologen beklagt, die noch immer auf Dinge antworten sollen, die auf Treue und Glauben ihrer Lehrer und ihrer Lehrer Lehrer längst beantwortet sind: so muß ich freundschaftlich rathen, den grellen Ton ein wenig sanfter zu halten,

dieweil es noch Zeit ist. Denn man möchte sonst sich ganz lächerlich gemacht haben, wenn man endlich erfährt, wer der ehrliche, unbescholtene Mann ist, über den man so christmilde gespöttelt; wer der unstreitige Gelehrte ist, den man so gern zum unwissenden, muthwilligen Laffen erniedrigt hätte.

Das ist nichts als Gerechtigkeit, die ich seiner Person widerfahren lasse. Die Gerechtigkeit seiner Sache steht auf einem ganz andern Blatte. Ein Mann, der Unwahrheit unter entgegengesetzter Ueberzeugung in guter Absicht eben so scharfsinnig als bescheiden durchzusetzen sucht, ist unendlich mehr werth, als ein Mann, der die beste, edelste Wahrheit aus Vorurtheil mit Verschreiung seiner Gegner auf alltägliche Weise vertheidigt.

Will es denn Eine Classe von Leuten nie lernen, daß es schlechterdings nicht wahr ist, daß jemals ein Mensch wissentlich und vorsätzlich sich selbst verblendet habe? Es ist nicht wahr, sag' ich; aus keinem geringeren Grunde, als weil es nicht möglich ist. Was wollen sie denn also mit ihrem Vorwurfe muthwilliger Verstockung, geflissentlicher Verhärtung, mit Vorbedacht gemachter Plane, Lügen auszustaffiren, die man Lügen zu seyn weiß? Was wollen sie damit? Was anders, als — — Nein; weil ich auch ihnen diese Wahrheit muß zu gute kommen lassen; weil ich auch von ihnen glauben muß, daß sie vorsätzlich und wissentlich kein falsches, verleumderisches Urtheil fällen können, so schweige ich und enthalte mich alles Wiederscheltens.

Nicht die Wahrheit, in deren Besitz irgend ein Mensch ist, oder zu seyn vermeint, sondern die aufrichtige Mühe, die er angewandt hat, hinter die Wahrheit zu kommen, macht den Werth des Menschen. Denn nicht durch den Besitz, sondern durch die Nachforschung der Wahrheit erweitern sich seine

Kräfte, worin allein seine immer wachsende Vollkommenheit besteht. Der Besitz macht ruhig, träge, stolz —

Wenn Gott in seiner Rechten alle Wahrheit, und in seiner Linken den einzigen immer regen Trieb nach Wahrheit, obschon mit dem Zusatze, mich immer und ewig zu irren, verschlossen hielte und spräche zu mir: wähle! Ich fiele ihm mit Demuth in seine Linke und sagte: Vater gieb! die reine Wahrheit ist ja doch nur für dich allein!

II.

Noch einmal: es ist ledig meine Schuld, wenn der Ungenannte bis jetzt so beträchtlich nicht scheint, als er ist. Man lasse ihn diese fremde Schuld nicht entgelten.

Was kann er dafür, daß ich nur Fragmente seiner Arbeit fand, und aus Fragmenten gerade nur eben diese bekannt machte? Er selbst würde, um sich in seinem besten Vortheile zu zeigen, vielleicht ganz andere Proben ausgesucht haben, wenn er sich nicht vielmehr alles Probegeben verbeten hätte.

Denn wie kann man auch von einer weitläuftigen zusammengesetzten Maschine, deren kleinste Theile auf eine einzige große Wirkung berechnet sind, eine Probe geben? Ein Vorbild wohl, ein Modell wohl. Aber wer hat jemals ein Gewicht oder eine Unruhe, eine Feder oder ein Rad zur Probe von einer Uhr gegeben?

Auch fühle ich wohl, daß in diesem Betracht — aber auch nur in diesem — ich selbst mit meinen Proben besser zu Hause geblieben wäre. Und warum blieb ich nicht auch? Weil ich das nämliche damals noch nicht fühlte? oder weil mich die Güte der Proben selbst verführte?

Das letztere, wenn ich die Wahrheit bekennen soll; das letztere. Ich gab ein Rad, eine Feder nicht als Probe der

Uhr, sondern als Probe ihres gleichen. Das ist: ich glaubte allerdings, daß auch in den einzelnen Materien, in welche die gelieferten Fragmente schlagen, noch nicht besseres und gründlicheres geschrieben worden, als eben diese Fragmente. Ich glaubte allerdings, daß z. E. außer dem Fragmente von der Auferstehungsgeschichte noch nie und nirgends die häufigen Widersprüche der Evangelisten, die ich für wahre Widersprüche erkannte, so umständlich und geflissentlich ins Licht gesetzt worden.

Das glaubte ich, das glaub' ich noch. — War ich aber, bin ich aber darum völlig des Ungenannten Meinung? Wollte ich darum, will ich darum eben dahinaus, wo er hinaus wollte?

Mit nichten! — Ich gab den Vordersatz zu, und läugnete die Folge.

Ich gab den Vordersatz zu, weil ich nach vielfältigen aufrichtigen Versuchen, ihn nicht zugeben zu dürfen, mich überzeugte, wie schlecht es mit allen evangelischen Harmonien bestellt sey. Denn, überhaupt von ihnen zu reden, getraue ich mir, nach eben den Regeln, welche sie zum Grunde legen, schlechterdings ohne Ausnahme alle und jede verschiedene Erzählungen der nämlichen Begebenheit in nicht mindere Uebereinstimmung zu setzen. Wo Geschichtschreiber nur in der Hauptsache übereinkommen, bietet die Methode unserer evangelischen Harmonisten allen übrigen Schwierigkeiten Trotz. Man soll sie so toll nicht erdenken können: ich will sie gar bald in Ordnung haben, und mein jedesmaliges Verfahren mit ihnen mit dem Verfahren irgend eines berühmten Harmonisten belegen. —

Aber ich läugnete meinem Ungenannten die Folge. — Und wer hat sich je in der Profangeschichte die nämliche Folgerung

erlaubt? Wenn Livius und Polybius und Dionysius und Tacitus eben dieselbe Ereignung, etwa eben dasselbe Treffen, eben dieselbe Belagerung jeder mit so verschiedenen Umständen erzählen, daß die Umstände des einen die Umstände des andern völlig Lügen strafen; hat man darum jemals die Ereignung selbst, in welcher sie übereinstimmen, geläugnet? Hat man sich nie getraut, sie eher zu glauben, als bis man Mittel und Wege ausgesonnen, jene widerspenstige Verschiedenheit von Umständen wenigstens, gleich stößigen Böcken, in einen engen Stall zu sperren, in welchem sie das Widereinanderlaufen wohl unterlassen müssen?

Das wahre Bild unserer harmonischen Paraphrasen der Evangelisten! denn leider bleiben die Böcke darum doch immer stößig, wenden darum doch immer die Köpfe und Hörner noch gegen einander und reiben sich und drängen sich. — Ei, mag auch! Genug, daß der unverträglichen Böcke eben so viele in dem engen Stalle sind, als der geduldigen, einverstandenen Schafe nur immer hineingehen würden.

O der schönen Eintracht! — Ohne eine solche immer gährende, brausende, aufstoßende Harmonie sollten Livius und Polybius, Dionysius und Tacitus nicht glaubwürdige Geschichtschreiber seyn können? —

„Possen! denkt der freie offene Leser, der sich nicht muthwillig durch kleine Sophistereien um den Nutzen und das Vergnügen der Geschichte bringen will, Possen! Was kümmert mich der Staub, der unter jedes Schritten auffliegt? Waren sie nicht alle Menschen? Hier hatte nun dieser oder jener nicht so gute Nachrichten, als der dritte! Hier schrieb der eine vielleicht etwas hin, worüber er gar keinen Gewährsmann hatte. Nach Gutdünken! Nach seinem besten Ermessen! So ein Umstand war ihm just noch nöthig, um einen Uebergang zu haben,

um eine Periode zu runden. Nun dann, da steht er! — Kann ich verlangen, daß gleiche Schritte auch gleichen Staub erregen?“

So denkt, sag ich, der freie offene Kopf, der die Schranken der Menschheit und das Gewerbe des Geschichtschreibers ein wenig näher kennt. — Kreuzige und segne dich immer darüber, gute ehrliche Haut, die du beredet worden, ich weiß nicht, welche Untrüglichkeit bis in der kleinsten Faser eines guten Geschichtschreibers zu suchen! Hast du nie gelesen, was ein Geschichtschreiber [1] selbst, und zwar einer von den allerpünktlichsten, sagt? Neminem scriptorum, quantum ad historiam pertinet, non aliquid esse mentitum. Vollständige Begebenheiten freilich nicht; ganze Thatsachen freilich nicht; aber so von den kleinen Bestimmungen welche, die der Strom der Rede auch wohl ganz unwillkürlich aus ihm herausspielt. Welcher Geschichtschreiber wäre jemals über die erste Seite seines Werks gekommen, wenn er die Belege aller dieser kleinen Bestimmungen jedesmal hätte bei der Hand haben müssen? Nordberg straft in solchen kleinen Bestimmungen Voltairen hundertmal Lügen; und doch ist es das noch lange nicht, was Voltairen zum romanhaften Geschichtschreiber macht. So straff den Zügel in der Hand kann man wohl eine Chronik zusammenklauben; aber wahrlich keine Geschichte schreiben.

Wenn nun Livius und Dionysius und Polybius und Tacitus so frank und edel von uns behandelt werden, daß wir sie nicht um jede Sylbe auf die Folter spannen: warum denn nicht auch Matthäus und Marcus und Lucas und Johannes?

Ich habe mich schon erklärt, daß ihr besonderer Vorzug, durch einen näheren Antrieb des heil. Geistes geschrieben zu haben, hier nichts verschlägt. Aber wer darauf besteht,

[1] Vopiscus.

verräth, warum es ihm zu thun ist. — Nicht um die Glaubwürdigkeit der Auferstehung, die unter unauflöslichen Widersprüchen der Evangelisten leiden möchte, sondern um seine einmal eingesogenen Begriffe von der Theopneustie. Nicht um das Evangelium, sondern um seine Dogmatik.

Und doch, selbst die crudesten Begriffe von der Theopneustie angenommen, getraue ich mir zu beweisen, daß, wenn die Evangelisten einmal einander widersprechende Nachrichten von der und jener bei der Auferstehung vorgefallenen Kleinigkeit hatten (sie konnten sie aber so leicht haben, sie konnten sie fast so unmöglich nicht haben, weil sie so spät hernach schrieben, weil sie von dem wenigsten, oder von gar nichts Augenzeugen gewesen waren), daß, sag' ich, der heil. Geist ihnen diese widersprechende Nachrichten nothwendig lassen mußte.

Der Orthodoxist — (nicht der Orthodox. Der Orthodox tritt auf meine Seite. Auch mache ich den Unterschied zwischen Orthodox und Orthodoxist nicht zuerst:) der Orthodoxist sagt ja selbst, daß es der Weisheit des heil. Geistes nicht unanständig gewesen, anscheinende Widersprüche in die Erzählungen der Evangelisten mit einfließen zu lassen, damit so weniger der Verdacht der Abredung, den eine gar zu sichtliche Uebereinstimmung erwecken würde, auf sie fallen könne.

Ganz recht! Aber warum denn nur anscheinende Widersprüche? — So hätte wahrlich der heil. Geist auch nur ein anscheinendes Mittel gebraucht, jenen Verdacht von den Evangelisten abzulenken! Denn was sind anscheinende Widersprüche? Sind es nicht Widersprüche, die sich endlich in die vollkommenste Uebereinstimmung auflösen lassen? — Nun da ist sie ja wieder, die vollkommene Uebereinstimmung, die der heil. Geist vermeiden wollte, weil sie so sehr nach Verabredung schmeckt. Der ganze Unterschied wäre ja nur, daß die

Evangelisten in diesem Falle ihre Verabredung meisterlich hätten zu verstecken gewußt. Sie verwirrten und verwickelten und verstümmelten ihre Erzählung, damit sie nicht nach vorläufiger Vereinständniß geschrieben zu haben scheinen möchten. Sie verwirrten und verwickelten und verstümmelten sie aber so, daß ihnen auch kein Widerspruch zur Last fallen konnte. Unsere nächsten Nachkommen, dachten sie, die dem Dinge noch auf die Spur kommen könnten, wie alle die Bäche doch nur aus einer Quelle geflossen, lassen sich durch das Labyrinth unserer Erzählung von dieser Nachsuchung abhalten. Und wenn dergleichen Nachsuchung nicht mehr möglich ist, so wird man schon den Faden zu unserem Labyrinthe finden, und diese versteckte Eintracht wird ein neuer Beweis unserer Wahrhaftigkeit werden.

Ich wette eine Million Jahre von meiner Seligkeit, daß die Evangelisten so nicht gedacht haben! Aber daß diese Spitzfindigkeit doch einem einfallen kann; daß man sich so etwas doch als möglich denken muß: was veranlaßt offenbarer dazu, als unsere kunstreichen Harmonien?

Sollte man sich nicht erst erkundigt haben, ob in dem ganzen weiten Umfange der Geschichte ein einziges Exempel anzutreffen, daß irgend eine Begebenheit von Mehreren, die weder aus einer gemeinsamen Quelle geschöpft, noch sich einer nach dem andern gerichtet (wenn sie in ein ähnliches Detail kleiner Umstände gehen wollen, als womit wir die Auferstehungsgeschichte ausgeschmückt finden), ohne die offenbarsten, unauflöslichsten Widersprüche erzählt worden? Ich biete aller Welt Trotz, mir ein einziges solches Exempel zu zeigen. Nur merke man die Bedingungen wohl: von Mehreren, die weder aus einer gemeinsamen Quelle geschöpft, noch sich einer nach dem andern gerichtet. — Ich bin von der Unmöglichkeit eines

solchen Exempels eben so gewiß überzeugt, als von meinem eigenen Daseyn.

Wenn sich nun in der ganzen unendlichen Weltgeschichte ein solches Exempel nie gefunden, nie finden wird, nie finden kann: warum verlangt man denn, daß uns gerade die Evangelisten dieses Exempel sollen geliefert haben?

Weil sie der heil. Geist trieb? darum? — Weil freilich arme Menschen dem Irrthume unterworfen sind; aber nicht der heil. Geist? darum?

Nimmermehr, nimmermehr! — Denn der heil. Geist, um sich als den zu zeigen, der er ist, hat schlechterdings nichts thun können, was eben so wohl die Wirkung der feinsten Büberei seyn könnte. Auch nur könnte. Nicht das, was die ägyptischen Zauberer dem Moses nachthun konnten (wahr oder nur zum Schein nachthun konnten), sondern was Moses allein thun konnte, bekräftigte seine Sendung.

Noch hat sich, so viel ich weiß, kein Orthodox einfallen lassen, daß der Antrieb des heil. Geistes die Evangelisten allwissend gemacht habe. Das ist: was die Evangelisten vor diesem Antriebe nicht wußten, das wußten sie auch unter und nach diesem Antriebe nicht. Erfuhren sie also durch den Antrieb des heil. Geistes nichts mehr, so erfuhren sie auch nichts besser. Denn man kann nichts besser erfahren, ohne etwas mehr zu erfahren; indem alle unsere falschen Urtheile nur daher entstehen, weil wir Erkenntnißgründe nicht genug haben, und aus Abgang der wahren, uns mit angenommenen behelfen?

Mitwirkung des heil. Geistes genug, wenn er nur den zum Schreiben antrieb, in dem er die wenigsten und unerheblichsten Mißbegriffe erkannte; nur über dessen Schrift besonders wachte, der diese wenigen unerheblichen Mißbegriffe von

geschehenen Dingen in keine nothwendige Verbindung mit seinen Lehrsätzen gebracht hatte. Der gesunde Verstand, der sich damit nicht begnügt, wird des Dinges bald so viel haben, daß er sich lieber mit gar nichts begnügen will. In diesem Verstande kann man sagen, daß niemand mehr Ungläubige gemacht hat, als der sogenannte Rechtgläubige.

Allerdings ward die neue Religion auf damalige Ueberzeugung von der Auferstehung Christi gegründet, welche Ueberzeugung sich auf die Glaubwürdigkeit und Eintracht der Augenzeugen gründen mußte. Nun haben wir, die wir jetzt leben, diese Augenzeugen nicht mehr unter uns; haben nur Geschichtschreiber von den Aussagen dieser Augenzeugen, in welchen Geschichtschreibern sich nur das allgemeine Resultat von den Aussagen dieser Augenzeugen unverfälscht erhalten konnte; und gleichwohl soll unsere jetzige Ueberzeugung von der Auferstehung Christi nicht gegründet genug seyn, wenn sie sich bloß auf jenes Resultat der Aussagen gründet, und sich nicht zugleich auf die völlige Uebereinstimmung der Geschichtschreiber von diesen Aussagen gründen kann? — Da wären wir, die wir jetzt leben, schön daran!

Und gleichwohl möchte ich gar zu gern behaupten, daß wir, die wir jetzt leben, auch in diesem Puncte besser daran sind, als die, zu deren Zeiten die Augenzeugen noch vorhanden waren. Denn der Abgang der Augenzeugen wird uns reichlich durch etwas ersetzt, was die Augenzeugen nicht haben konnten. Sie hatten nur den Grund vor sich, auf den sie, in Ueberzeugung seiner Sicherheit, ein großes Gebäude aufzuführen wagten. Und wir, wir haben dieses große Gebäude selbst aufgeführt vor uns. — Welcher Thor wühlt neugierig in dem Grunde seines Hauses, bloß um sich von der Güte des Grundes seines Hauses zu überzeugen? — Setzen mußte sich das

Haus freilich erst an diesem und jenem Orte. — Aber daß der Grund gut ist, weiß ich nunmehr, da das Haus so lange Zeit steht, überzeugender, als es die wissen konnten, die ihn legen sahen.

Ein Gleichniß, welches mir hier einfällt, wird nichts verderben. Gesetzt, der Tempel der Diana zu Ephesus stünde noch in seiner ganzen Pracht vor uns. Nun fände sich in alten Nachrichten, daß er auf einer Grundlage von Kohlen ruhe; sogar der Name des weisen Mannes wäre noch bekannt, der zu einer so sonderbaren Grundfeste den Rath gegeben. Eine Grundlage von Kohlen! von morschen zerreiblichen Kohlen! Doch darüber wäre ich hinweg; ich begriffe sogar, daß Theodorus wohl so uneben nicht geurtheilt haben möchte, daß Kohlen, wenn sie die Holznatur abgelegt, den Anfällen der Feuchtigkeit widerstehen müßten. Sollte ich wohl, bei aller dieser wahrscheinlichen Vermuthung a priori, an der ganzen historischen Aussage deßwegen zweifeln, weil die verschiedenen Urheber derselben über die Kohlen selbst etwa nicht einig wären? Weil Plinius etwa sagte, es wären ölbäumene Kohlen gewesen; Pausanias aber von ellernen und Vitruvius von eichenen Kohlen spräche? O der Thoren, die diesen Widerspruch, so Widerspruch als er ist, für wichtig genug hielten, den Grund an zwanzig Orten aufzugraben, um doch nur eine Kohle herauszuziehen, in deren vom Feuer zerrütteten Textur eben sowohl der Oelbaum, als die Eiche und Eller zu erkennen wäre! O der Erzthoren, die lieber über eine vieldeutige Textur von Kohlen streiten, als die großen Ebenmaaße des Tempels bewundern wollten!

Ich lobe mir, was über der Erde steht, und nicht, was unter der Erde verborgen liegt! — Vergieb es mir, lieber Baumeister, daß ich von diesem weiter nichts wissen mag, als

daß es gut und fest seyn muß. Denn es trägt, und trägt so lange. Ist noch keine Mauer, keine Säule, keine Thüre, kein Fenster aus seinem rechten Winkel gewichen, so ist dieser rechte Winkel freilich ein augenscheinlicher Beweis von dem unwandelbaren Grunde, aber er ist doch darum nicht die Schönheit des Ganzen. An dieser, an dieser will ich meine Betrachtungen weiden; in dieser, in dieser will ich dich preisen, lieber Baumeister! Preisen, auch wenn es möglich wäre, daß die ganze schöne Masse gar keinen Grund hätte, oder doch nur auf lauter Seifenblasen ruhete.

Daß die Menschen so ungern sich mit dem befriedigen, was sie vor sich haben! — Die Religion ist da, die durch die Predigt der Auferstehung Christi über die heidnische und jüdische Religion gesiegt hat, und diese Predigt soll gleichwohl damals nicht glaubwürdig genug gewesen seyn, als sie siegte? Ich soll glauben, daß sie damals nicht glaubwürdig genug befunden ward, weil ich jetzt nicht mehr ihre völlige Glaubwürdigkeit beweisen kann? —

Nicht viel anders ist es mit den Wundern, durch welche Christus und seine Jünger die Religion gepflanzt. — Mögen doch die jetzigen Nachrichten von ihnen noch so zweifelhaft, noch so verdächtig seyn; sie wurden ja nicht für uns Christen gethan, die wir jetzt leben. Genug, daß sie die Kraft der Ueberzeugung gehabt haben, die sie haben sollten! Und daß sie die gehabt haben, beweist das noch immer fortdauernde Wunder der Religion selbst. Die wunderbare Religion muß die Wunder wahrscheinlich machen, die bei ihrer ersten Gründung sollen geschehen seyn. Aber auf die historische Wahrscheinlichkeit dieser Wunder die Wahrheit der Religion gründen, wenn das richtig, wenn das auch nur klug gedacht ist! — — Es sey herausgesagt! Wenn ich jemals so richtig, so klug zu

denken fähig bin, so ist es um meinen Verstand geschehen. Das sagt mir mein Verstand jetzt. Und habe ich jemals einen andern Verstand, so hatte ich nie einen.

Die Wunder, die Christus und seine Jünger thaten, waren das Gerüste und nicht der Bau. Das Gerüste wird abgerissen, sobald der Bau vollendet ist. Den muß der Bau wenig interessiren, der seine Vortrefflichkeit nur aus dem abgerissenen Gerüste beweisen zu dürfen glaubt, weil die alten Baurechnungen vermuthen lassen, daß ein eben so großer Meister zu dem Gerüste müsse gehört haben, als zu dem Baue selbst. — Kann wohl seyn! — Aber borgen und wagen will ich doch im geringsten nichts auf diese Vermuthung; noch weniger will ich, durch dieses Vorurtheil von dem Gerüste, mich im Geringsten abhalten lassen, den Bau selbst nach den eingestandenen Regeln einer guten Architektur zu prüfen. —

Wann wird man aufhören, an den Faden einer Spinne nichts weniger als die ganze Ewigkeit hängen zu wollen! — Nein, so tiefe Wunden hat die scholastische Dogmatik der Religion nie geschlagen, als die historische Exegetik ihr jetzt täglich schlägt.

Wie? Es soll nicht wahr seyn, daß eine Lüge historisch ungezweifelt bewiesen werden könne? Daß unter den tausend und tausend Dingen, an welchen zu zweifeln uns weder Vernunft noch Geschichte Anlaß geben, daß unter diesen tausend und tausend Dingen auch wohl ungeschehene Sachen mit unterlaufen könnten? Es soll nicht wahr seyn, daß unendliche Facta wahre unstreitige Facta gewesen, für die uns dennoch die Geschichte zu wenige, zu unwichtige Zeugnisse hinterlassen, als daß wir sie ohne Leichtsinn glauben könnten?

Das soll nicht wahr seyn? — Freilich, wenn es wahr ist, wo bleiben alle historische Beweise für die Wahrheit der

christlichen Religion? — Wo sie wollen! Wäre es denn ein großes Unglück, wenn sie endlich einmal wieder in den Winkel des Zeughauses gestellt würden, in welchen sie noch vor funfzig Jahren standen?

III.

Bei dieser meiner Gesinnung von der historischen Wahrheit, die weder aus Scepticismus entsteht, noch auf Scepticismus leitet, war es also gewiß keine ernsthafte Aufmunterung, wenn ich in meinen Gegensätzen schrieb: „Der Mann, der die Un-„trüglichkeit der Evangelisten in jedem Worte behaupten wolle, „finde auch hier (in der Auferstehungsgeschichte) noch unbear-„beitetes Feld genug.“ Ich setzte freilich hinzu: „Er versuche „es nun, und beantworte die gerügten zehn Widersprüche „unseres Fragments.“ Aber in diesem Tone schreckt man auch ab, und das wollte ich. Abschrecken wollte ich. Denn ich sagte weiter: „Nur beantworte er sie alle, diese gerügten „Widersprüche. Bloß diesem und jenem etwas wahrscheinliches „entgegensetzen, und die übrigen mit triumphirender Verach-„tung übergehen, heißt keinen beantworten.“

Nun habe ich nie erwartet, daß man auf meine Ermunterung irgend etwas thun, oder auf meine Abschreckung irgend etwas unterlassen müsse. Mein Gewissen giebt mir das Zeugniß, daß ich so eitel zu seyn nicht fähig bin. Alles, was ich mir in diesem Puncte selbst vorwerfen kann, ist dieses, daß es mich aber doch ein wenig befremdet, wenn auf meine Ermunterung etwas zu thun, gerade das nämliche unterlassen, und auf meine Abschreckung etwas zu unterlassen, gerade das nämliche gethan wird.

Doch auch diese Befremdung ist wahrlich nicht Stolz, ist wahrlich nicht Unleidlichkeit, von meinem guten Nachbar Ja

für Nein, und Nein für Ja zu hören. Ich kann mir nur nicht gleich einbilden, daß ich meinen guten Nachbar, oder daß mich mein guter Nachbar gehörig verstanden. — So horche ich denn noch einmal hin, — und dann auf ewig nicht mehr. —

Wahrhaftig also, lieber Nachbar? wahrhaftig? — Auf alle, auf alle die gerügten Widersprüche hast du dir getraut, zu antworten? befriedigend zu antworten? — Und glaubst wirklich nun nicht weniger geleistet zu haben, als du dir getraut? —

So würde ich freundschaftlich meinem Nachbar unter vier Augen zusprechen, wenn ich ihn kennte, wenn ich seinen Namen zuverlässig wüßte, und ich mir seine Bekanntschaft durch Offenherzigkeit und Wahrheitsliebe zu erwerben hoffen dürfte. Aber ich weiß seinen Namen nicht, und er weiß meinen.

Er weiß ihn, ob er ihn schon nicht genannt hat. Er hat mich namentlich ganz aus diesem Streite gelassen, es ist ihm keine einzige nachtheilige Beziehung auf mich entfahren. Er hat mich für das genommen, was ich bin. Für einen Aufseher von Bücherschätzen, der (wie diese Leute einmal sind!) sich unbekümmert läßt, ob das Seltene, das er mittheilt, auch in allem Betracht gut ist, oder nicht; wenn es nur selten ist. Dafür hat er mich genommen, und ich danke ihm aufrichtig, daß er mich wenigstens für nichts Schlimmeres genommen.

Nur bedaure ich zugleich, daß ich mich bei seiner Darstellung auf eine vermeinte Herausforderung in derjenigen Entfernung nicht halten kann, in welcher mich zu halten er mir so gütig freistellen wollen. Und das zwar aus folgender Ursache nicht.

Wenn es wahr ist, daß mein Ungenannter ein eben so

unwissender als boshafter Mann ist; wenn es wahr ist, daß alle seine Einwürfe, alle seine gerügten Widersprüche unzähligemal schon gemacht und gerügt, aber auch bereits eben so oft abgewiesen und beantwortet worden; wenn es wahr ist, daß er schnurstracks wider einander laufende Behauptungen in der Auferstehungsgeschichte gefunden, bloß weil er sie finden wollen, nicht weil er das Unglück gehabt, sie wirklich dafür zu halten; wenn es wahr ist, daß man bloß seine Schmähschrift in die eine und die Bibel in die andere Hand nehmen darf, um beiden Gerechtigkeit widerfahren zu lassen; wenn alles das wahr ist, — (der Spruch ist gerecht! Ich spreche ihn über mich selbst aus, breche über mich selbst den Stab!) so bin ich, ich, sein von ihm ungebetener Herausgeber, nicht allein eben so strafbar, sondern noch weit strafbarer, als er selbst.

Und das, das sollte ich — (Mit dem Seyn hat es keine Noth. Daß ich das nicht bin, braucht nur Einer zu wissen. Der weiß es.) — das sollte ich ruhig auch nur scheinen wollen? Ich müßte nicht wissen, daß die Welt mehr darauf achtet, was man scheint, als was man ist. Und einmal muß ich doch mit der Welt leben, und will mit ihr leben.

Mein Ungenannter vielleicht hatte das Zeug einmal im hitzigen Fieber hingeschrieben, aber Gott hatte ihn wieder zu gesunder und kalter Ueberlegung kommen lassen; er war nur verhindert worden, den Bettel ganz zu vertilgen. Nun komme ich, ich, der ich doch wohl auch wissen könnte und sollte, worauf sich der Ungenannte bloß im hitzigen Fieber nicht zu besinnen vermochte, nämlich, daß alles das nichts als abgedroschenes und längst den Flammen überantwortetes Stroh sey; nun komme ich, und vollführe eine Sünde, die ich auszuhecken und zu entwerfen nicht einmal den Verstand hatte; vollführe eine

Sünde, damit der arme Teufel ja nichts einbüßt, bloß um eine Sünde zu vollführen, und Aergerniß zu geben. — Daß ich sage: ich räumte nur seinen Vordersatz ein, und läugnete die Folgerung, das macht meine Sache nicht um ein Haar besser. Denn die Leute, die ich ärgere, halten es für eben so wichtig, den Vordersatz zu läugnen, als die Folgerung nicht zuzugeben. Ja sie glauben die Folgerung nur, weil und so fern das Gegentheil des Vordersatzes seine Richtigkeit hat.

Aber wie? Weil ich sehe und überzeugt bin, daß man meinem Ungenannten nicht die Gerechtigkeit widerfahren läßt, die ihm gebührt; weil ich finde, daß man es sich ebenso leicht macht, ihn zu widerlegen, als mich es schwer dünkt; weil ich bemerke, daß man ihm die Karten in die Hand prakticirt, die man sich am besten zu stechen getraut, muß ich darum überhaupt sein Vorfechter werden? Das will ich denn auch wohl bleiben lassen! Wer mit solchen Fuscheleien spielt, und glauben kann, er habe sein Geld gewonnen und nicht gestohlen, der glaube es immerhin! Der Zuschauer, der auf die Finger zu gut Acht gab, thut am besten, er schweigt.

Schweigt? — Aber wenn er nun auf die Hand des betrogenen Spielers gewettet hat? — So kann er freilich nicht schweigen, wenn er sein Geld nicht muthwillig verlieren will. Dann ist der Fall kitzlich. Er gehe mit seinem Muthe zu Rathe, und wette wenigstens nicht weiter. — —

Nun, so schränke ich mich denn auch in dem Ueberreste dieser Duplik lediglich auf das ein, was ich von den Behauptungen des Ungenannten zu dem Meinigen gemacht habe; auf die Widersprüche in der Auferstehungsgeschichte der Evangelisten.

Von diesen habe ich behauptet, und behaupte noch: sie

nirgends so kräftig auf einander gehäuft, nirgends so deutlich auseinander gesetzt zu wissen. Irre ich mich, so nenne man mir doch den Mann oder das Buch, wo eben das eben so gut zu lesen ist. Meine Verwunderung, ein solches Werk nicht gekannt zu haben, kann nur durch die andere Verwunderung übertroffen werden, wenn man mir zugleich auch ein Werk nennt, worin das alles schon seine Abfertigung erhalten, welches ich eben so wenig gekannt hätte. Auch eben so wenig noch kenne. Denn daß, seit heute und gestern, wenigstens die Unterredungen meines guten Nachbars dieses Werk nicht geworden, will ich mit seiner Erlaubniß nunmehr näher zeigen.

Wie weit mich meine Geduld auf diesem Wege begleiten wird, weiß ich wahrlich noch selbst nicht. Ob bis ans Ende; ob durch alle zehn Widersprüche und ihre vermeinten Beantwortungen, das steht dahin! Ich traue es ihr kaum zu. Wozu auch? denn wenn ich nur an einem einzigen Widerspruche zeige, daß er weder durch die gegevene, noch durch irgend eine andere in der Welt zu gebende Antwort sich heben läßt, so habe ich, nach meiner vorläufigen Erklärung, verthan. Wo Ein Widerspruch ist, können deren hundert seyn; genug, daß auch deren tausend das nicht beweisen, was mein Ungenannter daraus beweisen will. — Also ohne weiteres zur Sache! Was ich sonst noch zu sagen hätte, wird sich auch finden.

Erster Widerspruch.

„Lucas (XXIII, 56) läßt die frommen Weiber, welche „den Leichnam Christi salben wollten, die Specereien dazu „am Freitage gegen Abend, vor Eintritt des Sabbaths oder „ersten Ostertages, einkaufen, und Marcus (XVI, 1) am

„Sonnabende des Abends, nach unserer Art zu reden, als „der Sabbath vorbei war.“

Daß man in diesen verschiedenen Behauptungen vorlängst einen Widerspruch gefunden, erhellt daraus, daß man vorlängst versucht hat, entweder den Marcus nach dem Lucas, oder den Lucas nach dem Marcus umzustimmen.

Die den Marcus nach dem Lucas umstimmen wollen, sagen, daß in den Worten διαγενομενου του σαββατου ἠγορασαν ἀρωματα das ἠγορασαν auch wohl jam empta habebant heißen könne, indem öfter die unbestimmte Zeit anstatt der längst vergangenen gebraucht werde. Sie übersetzen also: „Als der „Sabbath vergangen war, hatten die Weiber bereits vorher „Specereien gekauft;“ und ich darf wohl sagen, daß dieses unter den protestantischen Gottesgelehrten die angenommenere Auslegung bisher gewesen.

Mein Ungenannter hatte also Recht, sich bloß an diese Auslegung zu halten, gegen welche er, ein wenig pedantisch zwar, aber doch vollkommen gründlich erwies, daß die duo genitivi consequentiam designantes hier nicht zuließen, das ἠγορασαν in der längst vergangenen Bedeutung zu nehmen. Der ungenannte Gegner meines Ungenannten muß auch — (Aber wie soll ich diese zwei Ungenannte in der Folge am schicklichsten und kürzesten bezeichnen? Der Ungenannte bleibt der Ungenannte, und weil ich den ungenannten Gegner meines Ungenannten einmal meinen Nachbar zu nennen veranlaßt worden, so bleibe er mein Nachbar. Sollte er diese Benennung übel nehmen? Wie könnte ich in ihm einen Mann besser bezeichnen, mit dem ich gern in Ruhe und Friede leben möchte, als durch das Wort Nachbar?) Mein Nachbar also muß auch weder beim Glassius noch beim Wolf, auf die wir von dem deutschen Ausgeber des englischen Bibelwerks

verwiesen werden, ein Exempel fürs Gegentheil gefunden haben, sonst er wohl darauf bestanden, und nicht eine so gefährliche Volte geschlagen haben würde.

Denn wahrlich, wenn das keine gefährliche Volte ist, so giebt es gar keine. Weil Marcus sich nicht nach dem Lucas umstimmen läßt, so will er nun mit aller Gewalt den Lucas nach dem Marcus umstimmen. Da Marcus nicht gemeint haben kann, daß die frommen Weiber die Specereien schon gekauft hatten, ehe der Sabbath vergangen war, so soll nun Lucas gemeint haben, daß sie sie nicht eher gekauft, als bis der Sabbath vergangen war. „Ei freilich!" dachte mein guter Nachbar, der nun einmal für allemal überzeugt war, daß wenn das Schloß nicht rechts aufgehen will, es nothwendig links aufgehen müsse: „ei freilich! das ist ja auch ganz leicht zu erweisen. Denn einmal sagt doch Lucas nicht mit ausdrücklichen Worten, daß die Specereien den Freitag Abend gekauft worden; sondern er sagt nur, daß sie von den Weibern gekauft worden, nachdem sie den Freitag Abend von dem Grabe zurückgekommen. Nun kann zwar, wie jeder weiß, ὑποςρεψασαι ἡτοιμασαν ἀρωματα nicht wohl anders verstanden werden, als daß sie Specereien unmittelbar nach ihrer Zurückkunft bereitet; doch da folgt bald darauf ein μεν, das im Deutschen nicht ausgedrückt ist, und von dem mir die guten Leute, für die ich schreibe, schon auf mein Wort glauben werden, daß es nachdem inzwischen bedeute (denn μεν bloß durch zwar geben, will nicht langen,) und der Evangelist also sichtbar der Meinung damit vorbeugen wollen, daß die Zubereitung der Specereien Freitag Abend vorgenommen worden. Getrost also den Versikel: ὑποςρεψασαι δε ἡτοιμασαν ἀρωματα και μυρα και το μεν σαββατον ἡσυχασαν κατα την ἐντολην, übersetzt: zurückgekommen vom Grabe,

bereiteten sie die Specereien und Salben, nachdem sie inzwischen (zwischen dem Zurückkommen und Bereiten, zwischen dem participio und verbo, denn das bedeutet das μεν hier sichtbar) den Sabbath nach dem Gesetze geruhet hatten."

Ist es möglich, lieber Nachbar, ist es möglich, daß sich Ihre Feder — (denn daß Ihr Verstand mit fortmußte, begreife ich —) nicht sichtbar sträubte, als Sie dieses niederzuschreiben im Begriff waren? — Wenigstens, will ich hoffen, haben Sie sich nachher um den Beweis von der sichtbaren Bedeutung Ihres theuern, von keinem einzigen Uebersetzer noch bemerkten μεν, umgethan; haben nachher ein paar Stellen aufgesucht, wo μεν möglicherweise, obschon mit eben so wenig Grunde, diese sichtbare Bedeutung haben könnte. Das will ich hoffen, das muß ich hoffen, denn sie sind ein ehrlicher Mann; Sie haben sich nicht auf einen Belag stillschweigend bezogen, von dem Sie wußten, daß Sie ihn nicht haben könnten, sondern Sie haben bloß einen Belag stillschweigend vorausgesetzt, von dem Sie annahmen, daß er Ihnen nicht fehlen könnte. Aber nun, lieber Nachbar, heraus damit! — heraus damit! ob ich schon voraus sehe, daß er eine Revolution in der ganzen Geschichte anrichten wird, die nicht klein ist. Denn welche Folge von Begebenheiten ist gegen dieses erwiesene μεν gekettet genug? Welche Wirkung läßt sich nicht dadurch zur Ursache, welche Ursache nicht zur Wirkung machen? Es giebt keine Hysteraprotera mehr, wenn dieses μεν erwiesen wird.

Immerhin! nur heraus mit dem Beweise — denn wissen Sie, lieber Nachbar, wenn Sie ihn mißgünstig zurückbehalten, wissen Sie, was man alsdann sagen wird und muß? — Daß Sie Ihre Leser zum Besten gehabt, daß Sie lieber den Originaltext des N. T. für eine wächserne Nase erklären, als

einen Widerspruch in ihm zugeben wollen, der von ganz und gar keiner Erheblichkeit ist. — Keines von beiden möchte ich, um alles in der Welt, nicht von mir sagen lassen, wenn ich ein Theolog wäre.

Aber sind Sie denn einer, lieber Nachbar? — Woher weiß ich denn, daß Sie einer sind? — Wie man doch gewisse Dinge so leicht annehmen kann! — Erst nun fange ich an, gerade das Gegentheil anzunehmen. Denn nur so sind Sie entschuldigt, und ich möchte Sie gar zu gern entschuldigen.

Ein Theolog, denke ich nun, hätte mir die Blöße gewiß nicht gegeben, die mir dieser gutmeinende Laie giebt. Auch werden die Theologen gewiß gegen diese Blöße protestiren. Wie können sie auch anders? Das Feuer ist ja noch nicht so nahe, daß man schon zum Fenster herabspringen muß. Ich selbst, der ich kein Theolog bin, wüßte noch eine ganz andere Antwort, wenn mir so viel daran gelegen wäre, diesen ersten Widerspruch zu heben.

Und welche? Ohne erst lange nachzusuchen, ob schon vor mir jemand auf eben den Einfall gekommen, will ich ihn hersetzen. Ist er zu brauchen: desto besser! Ich behaupte nur in Thesi, daß es in den Erzählungen der Evangelisten, ihrer Glaubwürdigkeit unbeschadet, Widersprüche geben könne; aber in Hypothesi, ob dieses und jenes wirklich ein Widerspruch sey, behalte ich mir alles Recht vor, die Sache noch erst genauer zu untersuchen. Dergleichen einzelne Untersuchungen mögen ausfallen, wie sie wollen: ich verliere und gewinne nichts dabei. Und wenn ich etwas dabei sagen kann, wodurch ein anderer, der nicht wie ich denkt, etwas zu gewinnen vermeint: warum soll ich ihm die Freude nicht machen? Auch ist es aufrichtiger, für seinen Gegner mit zu sehen.

So denn also! — Wie wenn man den Evangelisten allen beiden

Recht geben könnte? Nicht zwar dadurch, daß man den einen und den andern, auf der grammatischen Folter, das nämliche sagen ließe. Auch nicht dadurch, daß man, wie jemand gemeint hat, die frommen Weiber zu zwei verschiedenenmalen Specereien kaufen läßt, den Freitag nur so viel, als sie in der Geschwindigkeit noch haben konnten, und den Sonnabend Abend das übrige. So hätte es ihnen allenfalls in einem kleinen Städtchen ergehen können, aber schwerlich wohl in Jerusalem. Sondern dadurch, daß man auf das ἑτοιμαζειν des Lucas aufmerksam mache, und es in seiner weitern Bedeutung hier gelten lasse. Wenn denn einmal die Weiber, als sie den Freitag gegen Abend vom Grabe zurückkamen, durchaus nicht mehr Zeit sollen gehabt haben, die Specereien zu kaufen, mit baarer klingender Münze zu bezahlen: sagt denn das auch Lucas von ihnen? Er sagt ja nur ἡτοιμασαν ἀρωματα; und nicht ἠγορασαν. Aber, wird man sagen, wie kann man Specereien bereiten, die man noch nicht gekauft hat, und doch kaufen muß? Das ist es eben: ἑτοιμος heißt nicht bloß προχειρος, der gleich bei der Hand ist, der gleich zur Hand schafft, sondern auch nur προθυμος, der gleich willig und entschlossen ist, etwas zur Hand zu schaffen. Folglich heißt auch ἡτοιμασαν nicht bloß præparabant *manibus*, sie machten zurecht, durch eine Art von Handarbeit, sondern auch præparabant *animo*, curabant ut præparata haberent, sie thaten sich um, sie sorgten, daß sie sie in Bereitschaft haben möchten. Sie gingen nicht in die Gewölbe der Spereceihändler, die freilich wohl schon geschlossen waren, und kauften, sondern sie nahmen sich nur vor zu kaufen, erkundigten sich nur, wo sie am besten zu kaufen wären, denn sie waren fremd. Und das durften sie thun, wenn auch der Sabbath schon längst angegangen war; das war ihnen, durch das

Gebot am Sabbath zu ruhen, im geringsten nicht untersagt. — So wie auch den heutigen Juden noch nicht. Denn wäre ihnen mit dem Kaufen, auch das Denken an das Kaufen am Sabbath verboten: so würde der Sabbath wohl blutselten gehörig von ihnen gefeiert. Kaufen und versteigern sie nicht selbst am Sabbath, nicht selbst in der Synagoge, nicht selbst die Ehre, die Gesetzrolle an irgend einem feierlichen Tage aus ihrem Schranke nehmen und auf das Pult des Vorlesers tragen zu dürfen? Genug, wenn sie das Geld dafür nicht am Sabbath erlegen! — Kurz, man übersetze ἡτοιμασαν ἀρωματα durch destinabant aromata, providebant aromatibus: und was ist dann noch zu erinnern? — Daß auch ἑτοιμαζειν im N. T. an mehreren Orten nichts als destinare heißt, davon hat Grotius bereits die Exempel gesammelt; nur sehe ich keinen Grund, es mit ihm einzig auf destinationem divinam einzuschränken. — Und nun weiter!

Zweiter Widerspruch.

„Johannes, bei welchem Joseph von Arimathia und Ni„codemus den Leichnam Christi in allen Stücken nach der „Weise der Juden bestatten; Johannes sagt nicht, daß die „Weiber ihn salben wollen. Aber Marcus und Lucas, welche „nur melden, daß Joseph von Arimathia den Leichnam bloß „in feine Leinwand gewickelt, also nicht gesalbet habe; Mar„cus und Lucas sagen, daß die Weiber, die diese tumultua„rische unvollständige Bestattung des Joseph von Arimathia „mit angesehen hatten, nach Verlauf des Sabbaths den Leich„nam Christi auch salben wollen. Beim Johannes thun „Joseph und Nicodemus alles, und die Weiber thun nichts, „und wollen nichts thun. Beim Marcus und Lucas thut „Joseph von Arimathia nicht alles, und die Weiber wollen

„nur spät hernach thun, was Joseph zu thun vergaß, oder „nicht Zeit hatte. So einig also Johannes mit sich selbst ist; „so einig Marcus und Lucas mit sich selbst sind: so sehr „widerspricht Marcus und Lucas dem Johannes, und Johan„nes dem Marcus und Lucas.“

Und das, dächte ich, wäre klar. Wenigstens ist mir es noch klar, nachdem ich alles sorgfältig erwogen, was mein guter Nachbar dawider vorbringt, und fast ein wenig zu grämlich vorbringt. Denn er nennt diesen Widerspruch gerade zu einen erträumten Widerspruch, und sagt: „Eine Sache thun wollen, die ein anderer schon gethan hat, die sich aber auch zweimal thun läßt, das streitet offenbar nicht mit einander.“ Freilich nicht, lieber Nachbar. Aber ist denn die völlige Bestattung eines Leichnams, wobei nichts vergessen worden, was die Gebräuche des Landes und Volkes erfordern, dergleichen nach dem Johannes die Bestattung des Joseph und Nicodemus gewesen, ist denn die etwas, was sich zweimal thun läßt? von vernünftigen Leuten zweimal thun läßt? Gründet sich bei dem Marcus und Lucas denn nicht offenbar die vorgehabte Balsamirung der Weiber, auf die nicht völlige Bestattung durch Joseph von Arimathia? So wie die völlige Bestattung durch Joseph von Arimathia und Nicodemus beim Johannes doch wohl der Grund ist, warum er von einer vorgehabten Balsamirung der Weiber nichts sagt? Völlige Bestattung, und nicht völlige: das widerspricht sich doch? — Gestehen Sie, lieber Nachbar, Sie haben gar nicht einmal eingesehen, worauf es hier eigentlich ankömmt! — Wenn bei Einem Evangelisten alles beide stünde; wenn Ein Evangelist sagte, daß Joseph und Nicodemus die Leiche auch gesalbt hätten, und ebenderselbe sagte nicht weniger, daß ihn die Weiber ebenfalls salben wollen; und man wollte alsdann

diesen Evangelisten in Widerspruch mit sich selbst setzen, so käme Ihre Antwort noch ein wenig zu Passe. Denn alsdann wäre es durch diesen Evangelisten selbst festgesetzt, daß die Salbung eines Leichnams zweimal geschehen könne, und wir müßten uns alle mit bloß möglichen Gründen begnügen, warum sie zum zweitenmale unternommen worden. Da aber kein Evangelist von so einer doppelten Salbung spricht; da diese vorgehabte doppelte Salbung nur in der Harmonie steht, und doch wohl nicht auch die Harmonie von dem h. Geiste eingegeben ist: so ist es bloß gefabelt, guter Nachbar, wenn Sie sagen, daß vielleicht die erste Salbung den lieben accuraten Weiberchen nicht gut genug gewesen; daß vielleicht die hebräischen Weiber in Galiläa andere Salbungsgebräuche gehabt, als in Jerusalem üblich waren; daß es vielleicht ein doppeltes Salbungsgeschäft gegeben, eines für Fäulniß und Verwesung, welches die Männer besorgen müssen, und eines für Wohlgeruch, womit sich die Weiber abgaben. Alles das ist bloß gefabelt, lieber Nachbar, und ohne allen Grund in der Geschichte gefabelt. Besonders Ihr Einfall von dem doppelten Balsamirungsgeschäfte, der dem Hrn. A. so sehr gefällt, hätte doch wohl erst müssen anderweits aus der Geschichte erwiesen werden, damit er nicht einzig und allein aus eben dem Umstande abgesondert scheine, zu dessen Beglaubigung Sie ihn anwenden. Nicht?

Doch die Grundlosigkeit dieses Einfalls vom doppelten Salbungsgeschäfte, ist noch bei weitem nicht seine schlimmste Seite. Wenn wir ihn gelten lassen, lieber Nachbar, sehen Sie denn nicht, daß er den Johannes offenbar Lügen straft? Johannes sagt, daß Joseph und Nicodemus den Leichnam Christi so begraben, ganz so, w i e d i e J u d e n z u b e g r a b e n p f l e g e n. Und Sie sagen mit Ihrem raren Einfalle: nein,

nicht so, nicht ganz so, denn sie hatten nur die eine Hälfte der Salbung, die Salbung wider die Fäulniß vollzogen, und die andere Hälfte, des Wohlgeruchs wegen, war noch übrig, und wie billig, den frommen Weibern übrig gelassen worden, deren Nase so eckel ist.

O der trefflichen Harmonie, die zwei widersprechende Nachrichten, die wörtlich bei den Evangelisten stehen, nicht anders vereinigen kann, als durch Erdichtung einer dritten Nachricht, von der kein einziger Evangelist eine Sylbe sagt!

O der erbaulichen Harmonie, die einen Evangelisten von dem armseligen elenden Widerspruche eines andern Evangelisten (armselig und elend, wegen der Unbeträchtlichkeit des Umstandes) auf keine andere Weise retten kann, als daß sie diesen oder jenen an einem andern Orte zum Lügner macht!

Dritter Widerspruch.

„Matthäus sagt, daß vor den Augen der Maria Mag„dalena, und der andern Maria, geschehen sey, was die „übrigen Evangelisten sie, bei Annäherung des Grabes, be„reits geschehen finden lassen."

Mein Ungenannter gründet sich auf das ἰδου ἐγενετο beim Matthäus; und es könnte wohl seyn, daß es Matthäus so verstanden habe. Doch Sie haben Recht, lieber Nachbar; ἰδου ist öfters bloß eine Partikel der Aufmunterung für den Leser, und zeigt nicht immer an, daß die Sache in Gegenwart der dabei gedachten Personen geschehen sey. Εγενετο mag auch immerhin heißen, es war geschehen. — Aber warum ließen Sie es nun bei dieser Antwort nicht bewenden? Warum wollten Sie Ihren Gegner nicht bloß schlagen, sondern vernichten? Warum muß er Ihnen nun gleich ein Mann seyn, der Abend und Morgen nicht unterscheiden wolle?

Die Strafe dieser Unbarmherzigkeit ist Ihnen auf dem Fuße gefolgt. Denn Sie haben sich dadurch in eine weitere Auflösung verwickelt, deren Folge Sie unmöglich gehörig können überdacht haben. Ich meine die Sätze (S. 131), die Ihnen so klar und richtig scheinen, daß die Verwirrung derselben Vorsatz werden muß. — Vorsatz, die Wahrheit nicht für Wahrheit zu erkennen! Licht und Finsterniß nicht unterscheiden wollen! Ich wüßte keinen Vorwurf, über welchen ich mehr schaudern würde, als diesen, wenn ich ihn objective als möglich denken könnte. Daß er subjective möglich ist, höre ich leider. Aber Sie müssen ganz etwas anders dabei denken, als ich, oder Sie könnten die schmähsüchtige Grausamkeit nicht haben, ihn so wiederholt zu machen.

Nun lassen Sie uns doch die Sätze näher betrachten, die so klar und richtig seyn sollen. — Mir graulet, eine Menge unnöthiger Worte machen zu müssen. Aber vielleicht, daß mir andere wohl noch unnöthigere Worte, deren ich mich in meinem Leben schuldig gemacht, darum vergeben werden!

Ihr erster Satz also: „den Sonnabend spät Abends „gingen die beiden Marien nach Christi Grabe, bloß zuzusehen, „ob es noch ungestört sey, kamen aber allem Ansehen nach „zu ihrem Zwecke nicht, weil es schon zu spät war. Mat„thäus XXVIII."

Und das ist einer von den Sätzen, die man nicht in Zweifel ziehen kann, ohne den Vorsatz zu haben, sich zu irren? So hat Grotius denn auch schon diesen unseligen Vorsatz gehabt. Denn er schreibt[1] ausdrücklich: Apud Matthaeum vero hoc loco agi de aliqua itione vespertina, qua nihil relatu dignum acciderit, matutinam ad quam sequentia omnia pertinent silentio omitti, nihil habet probabilitatis. Lassen

[1] Ad Matth. c. XXVIII. v. 2.

Sie doch einen Mann, lieber Nachbar, weil er nicht denkt wie Sie, sondern wie Grotius, nicht gleich einen von den Elenden seyn, die Licht und Finsterniß nicht unterscheiden wollen. Freilich; nicht unterscheiden können, das sieht nun freilich dem Grotius wohl ähnlich. Ich will mich wohl hüten, Ihnen auch über mich ein solches Urtheil abzulocken. Sie sollen Recht haben.

Es folgt Ihr zweiter Satz, mit welchem ich den dritten sogleich verbinde: „Den Sonntag Morgen sehr früh „gingen sie in Gesellschaft verschiedener anderer Weiber wie„der dahin, in der Absicht, seinen Leib zu salben. Marc. „XVI. 2. Luc. XXIV. 1. Auf diesem Wege wurden sie ge„wahr, daß der Stein vor dem Grabe weg, und es folglich „geöffnet war. Marc. XVI. 3. 4. Luc. XXIV. 2.“

Die Weiber gingen wieder dahin? Was haben Sie denn, lieber Nachbar, für Grund zu diesem Wieder? Matthäus sagt ja nicht, daß auf jenen unfruchtbaren Abendbesuch ein neuer gefolgt sey. Und die übrigen Evangelisten sagen ja nicht, daß vor dem frühen Morgenbesuche der Weiber schon ein anderer vorhergegangen sey. Woher wissen Sie denn also das Wieder? — Was wissen zwar? — Die Bedürfniß Ihrer Harmonie erfordert es anzunehmen. Das ist genug! Allerdings. —

Kömmt Ihr vierter Satz: „Maria Magdalena, die „unruhigste unter ihnen, sahe es, weil sie voraus ging, am „ersten, und kehrte sogleich, ohne weiter bis zum Grabe zu „gehen, um, dem Petrus und Johannes die Nachricht, welche „sie für ganz gewiß hielt, zu bringen, daß der Leib Christi „weggenommen sey. Joh. XX. 1. 2.“

Die arme Maria Magdalena! — Läuft nicht schon genug Thorheit und Böses auf ihrer Rechnung? Muß sie auch noch

so eine Närrin werden, der lieben Harmonie zu gefallen? — Wie? Maria konnte bloß daher, weil sie von weitem den Stein vom Grabe abgewälzt sahe, bloß daher schließen, daß der Leichnam Christi nicht mehr darin befindlich sey? Vergaß sie denn in dem Augenblicke, in welcher Absicht sie selbst herkam? Sie wollte mit ihren Gespielinnen ja auch den Stein vom Grabe wälzen. Sie war ja schon darum besorgt gewesen, wer ihnen wälzen hülfe. Und doch wollte sie den Leichnam Christi nicht verschleppen, sie wollte ihn nur salben. Und ihr fiel nicht erst ein, daß ihr andere in eben dieser Absicht wohl schon könnten zuvorgekommen seyn? Sie sahe nicht erst hin, ob es nicht so wäre? Sie schließt nur — wenn das anders schließen heißen kann: der Stein ist weg, also ist auch der Leichnam weg? So schließt sie, und läuft und läuft, sonst möchten Petrus und Johannes nicht zeitig genug erfahren, was für eine unbesonnene Närrin sie ist. — O gewiß, wenn diese Maria Magdalena hier so schließen, so handeln können: — wie kann man noch zweifeln? — so war sie Magdalene die Sünderin, das ist, die Hure. Denn nur eine Erzhure kann so leichtsinnig schließen. Nur durch solche leichtsinnige Schlüsse werden Mädchen zu Huren. — Auch war sie ohne Zweifel die nämliche Maria Magdalena, aus welcher Christus sieben Teufel austrieb. Ein achter Teufel, bei dem sich die übrigen länger zu wohnen schämten, war in ihr zurückgeblieben: der alberne Teufel der Unbesonnenheit. Ohne den dümmsten von allen Teufeln konnte sie nicht so schließen. Und doch läßt man sie so schließen, der lieben Harmonie zu gefallen. — Wahrlich, wenn die Nachricht, die Maria Magdalena auf diese Weise dem Petrus und Johannes brachte, die erste Verkündigung der Auferstehung Christi seyn sollen: so ist diese erste Verkündigung eine große Armseligkeit gewesen!

Man sage nicht, daß man sich nicht darum zu bekümmern, oder daran zu ärgern habe, wie voreilig und unbesonnen Maria Magdalena hier erscheine; genug, daß sie Johannes nicht anders schildere. Und was sagt Johannes? — „Da sie sieht, daß der Stein vom Grabe hinweg war, da läuft sie und kommt zu Simon Petro und zu dem andern Jünger, welchen Jesus lieb hatte." — Sie läuft, und sieht wirklich nicht erst in das Grab? Johannes will wirklich nicht, daß wir das dabei im Gedanken ergänzen sollen? Er ließ es nicht aus, weil es sich von selbst versteht? Er ließ es aus, weil es wirklich nicht geschehen war? — Nun, so ist Maria Magdalena nicht nur eine unbesonnene Närrin, sondern noch dazu eine unverschämte Lügnerin. Denn sie spricht zu den Jüngern: „Sie haben den Herrn weggenommen aus dem Grabe, und wir wissen nicht, wo sie ihn hingelegt haben." Wie konnte sie das sagen, wenn sie nicht einmal zugesehen hatte, ob er auch wirklich weggenommen wäre? Sagt sie nicht mit diesen nämlichen Worten, daß sie wirklich zugesehen habe? — Nur darum, weil sie es hier selbst sagt, hielt Johannes für überflüssig, es die Zeile vorher von ihr zu sagen. — Oder ist das kein Lügner, der seine Vermuthungen für Facta ausgiebt?

Doch ich will auf dieser Verleumdung der armen Marie Magdalena — es ist eine wahre, wahre Verleumdung — nicht weiter bestehen. Es soll auch damit seyn, wie mein Nachbar es haben will. Denn ich will seine Sätze hier gar nicht widerlegen, ich will sie vielmehr annehmen und mich mit ihnen nur zum Matthäus wenden, um zu sehen, wie dieser dabei wegkömmt.

Präge dir, mein geduldiger Leser, diese vier Sätze wohl ein, und lies nunmehr mit mir bei dem Matthäus: „Am

Abend aber des Sabbaths, welcher anbricht am Morgen des ersten Feiertages der Sabbathen, kam Maria Magdalena und die andere Maria, das Grab zu besehen. Und siehe, es geschah ein groß Erdbeben. Denn der Engel des Herrn kam vom Himmel herab, trat hinzu und wälzete den Stein von der Thüre und setzte sich darauf, und seine Gestalt war wie der Blitz und sein Kleid weiß wie der Schnee. Die Hüter aber erschracken für Furcht und wurden, als wären sie todt. Aber der Engel antwortete und sprach: fürchtet euch nicht!" —

Und so weiter! Es ist genug, mein Leser. Aber wissen muß ich, ob du es auch recht begriffen hast, wie viel du in diesen wenigen Worten des Matthäus gelesen? — Und sieh', da fällt denn folgendes Gespräch unter uns vor:

Ich. Wie viel also, freundlicher Leser, hast du jetzt bei dem Matthäus gelesen?

Du. Wie viel? hm!

Ich. Ha! ich errathe dich. Es ist wahr; ich muß nicht fragen, wie viel? sondern: wie vielerlei?

Du. Das sollt ich meinen!

Ich. Also wie vielerlei?

Du. Wie willst du, daß ich dir antworte? Nach dem gesunden Menschenverstande? oder nach den Sätzen deines Nachbars?

Ich. Ich hoffe ja, daß beides einerlei seyn wird.

Du. Mit nichten! Denn nach dem gesunden Menschenverstande habe ich nur einerlei gelesen; indem alles ja vollkommen so fortlief, als ob es nur Ein Anfang, nur Ein Fortgang und nur Ein Ende Einer und eben derselben Begebenheit wäre. Ich nehme an, wir hätten ausgelesen.

Ich. So laß den gesunden Menschenverstand ein wenig

schlafen, und antworte mir auf die andere Weise. Wie vielerlei nach den Sätzen meines Nachbars?

Du. Dreierlei. Erst: einen vorgehabten und angefangenen Abendbesuch, aus welchem ward, ich weiß nicht was. Zweitens: eine Erscheinung, erschienen, ich weiß nicht wem. Drittens: einen Morgenbesuch, welcher anfing, ich weiß nicht wie.

Ich. Warum sagst du: einen Abendbesuch, aus welchem ward, ich weiß nicht was?

Du. Weil ihm das Ende fehlt, und dein Nachbar selbst nicht weiß, was daraus geworden. Es geht damit bis auf die Worte: „sie kamen, das Grab zu besehen.“ Sie kamen, übersetzt dein Nachbar durch: sie gingen. Sie gingen also, sagt er: „aber das Thor war entweder schon zu, oder sie wur- „den von der Wache gewarnt, nicht weit zu gehen, wenn sie „vor dem Thorschlusse wieder in die Stadt wollten.“ Kurz, sie machten, was man nennt, einen Fleischergang. Und diesen Fleischergang hielt dennoch der heil. Geist für wichtig genug, ihn aufzeichnen zu lassen. Denn er kam aus herzlicher Liebe zu Jesu.

Ich. Recht hübsch für eine Predigt! — Aber warum sagtest du: eine Erscheinung, erschienen, ich weiß nicht wem?

Du. Weil sie den Weibern nicht geschehen seyn soll, und die Hüter, welche darüber erschracken und vor Furcht wurden, als wären sie todt, auch nicht viel davon abbekommen haben können.

Ich. Endlich warum sagtest du: ein Morgenbesuch, welcher anfing, ich weiß nicht wie?

Du. Weil sich dieser Morgenbesuch mitten im Gespräche mit dem Engel anfängt. „Aber der Engel antwortete ihnen und sprach.“ So sind sie denn da, die frommen Weiber, und niemand hört sie weder ausgehen, noch ankommen. Wenn

auch das antwortete des Engels nicht voraussetzt, daß sie ihn vorher gefragt, so müssen sie doch schon wenigstens da gewesen seyn, und irgend eine Miene der Bestürzung und Neugierde gemacht haben, auf die ihnen der Engel Auskunft ertheilte. Sie waren also da, und weil sie von gestern Abend nicht mehr da waren, so waren sie da einzig und allein durch das mächtige Wollen deines Nachbars.

Ich. Spottest du seiner?

Du. Warum sollte ich nicht? — O daß ich nur recht könnte! Denn spottet auch Er nicht eines ehrlichen Geschichtschreibers, der gerade deßwegen so albern und dumm erzählen soll, weßwegen er ein Muster aller Erzähler seyn müßte, und seyn könnte, deßwegen, weil ihm der heil. Geist die Feder geführt?

Ich. Ja sieh' nur, lieber Leser, der heil. Geist sah nicht sowohl auf das, was er jeden Evangelisten insbesondere schreiben ließ, als auf das, was man über siebzehnhundert Jahre aus den Nachrichten ihrer aller zusammensetzen würde.

Du. Und das ist es eben, was ich für Spötterei erkläre. Doch Spötterei sagt hier noch viel zu wenig. Er lästert, dein Nachbar lästert, und die einzige Entschuldigung, die ich ihm leihen kann, ist die: er weiß nicht, was er sagt.

Ich. Ei, ei! lieber Leser, lieber Leser! Also willst auch du nicht begreifen, „daß man kurz seyn müsse, wenn man „verschiedene wichtige Begebenheiten in wenig Worten erzählen „will?“ [1]

Du. Freilich nicht; denn wie soll ich Unsinn begreifen wollen? Alles, was ich begreife, ist das, daß man kurz ist (nicht kurz seyn müsse), wenn man verschiedene Begebenheiten in wenig Worten erzählt. Oder, daß man verschiedene wichtige

[1] S. Fünfte Unterredung, S. 130.

Begebenheiten in wenig Worten erzählen müsse, wenn man kurz seyn will.

Ich. Nun, nun; nimm es mit dem Nachbar nicht so genau. Sein Herr A. verstand ihn doch. Und du verstehst ihn ja auch. Aber du willst ihn nicht verstehen, du willst nicht. Du willst nicht wissen, „daß jedem Geschichtschreiber „frei steht, aus einer Reihe von Begebenheiten, die er sammt- „lich zu erzählen nicht nöthig hält, diejenigen auszuheben, „welche er seiner besondern Absicht am gemäßesten findet.“ [1]

Du. Das will ich nicht begreifen? O das begreif ich sehr wohl und sehr gern.

Ich. Du willst nicht begreifen, „daß der Leser nicht „berechtigt ist zu schließen: was ein Geschichtschreiber, der die „Kürze liebt und, wie man aus andern sieht, manches aus- „läßt, hinter einander erzählt, das ist unmittelbar auf ein- „ander gefolgt. [2]

Du. Das will ich nicht wissen? O das weiß ich recht wohl. Aber er, dein Nachbar, will nicht wissen, will nicht begreifen —

Ich. Will nicht? — Soll ich denn das Will nicht auch von Dir vertragen? Verschone mich damit! Verschone dich selbst damit, günstiger Leser, wie man dich in allen Vorreden nennt. Denn dieses Will nicht, worüber nur Gott richten muß, weil nur Gott darüber richten kann, ist so ungünstig, so garstig, so giftig! Laß es dem Nachbar, der es sich nun einmal angewöhnt hat. Wenn er wüßte, wie weh es thäte, er würde es selbst nicht brauchen. — Also, was wolltest du sagen, daß er nicht begreift? —

Du. Er begreift nicht, daß alles, was er da schwatzt,

[1] Ebend. S. 132.

[2] Ebend. S. 132.

nicht zur Sache gehört. Denn ganz ein anders ist, aus mehreren Begebenheiten nur die zweckmäßigsten wählen, und die andern übergehen; und ganz ein anders, aus zwei verschiedenen Begebenheiten nur Eine machen. Jenes darf der Geschichtschreiber, jenes muß er oft. Aber dieses darf er schlechterdings nie. Und dieses, nicht jenes; dieses, was schlechterdings kein Geschichtschreiber thun darf, er sey von dem heil. Geiste inspirirt oder nicht; dieses, was er schlechterdings nicht thun darf, wenn er nicht ein elender unzuverlässiger Geschichtschreiber in beiden Fällen seyn und bleiben will; dieses fällt durch die Sätze deines Nachbars dem Matthäus zur Last.

Ich. Das wäre!

Du. Wie albern du dich stellst! — Oder heißt das nicht aus zwei Begebenheiten eine machen, wenn man von jener den Kopf nimmt, und den Schwanz wegläßt, und von dieser den Kopf wegläßt, und den Schwanz nimmt, und Kopf von jener und Schwanz von dieser unmittelbar an einander hängt, ohne im geringsten auch nicht durch eine einzige Partikel anzuzeigen, daß Schwanz von jener und Kopf von dieser fehlen?

Ich. Das thäte nun freilich wohl Matthäus nach den Sätzen meines Nachbars! — Aber wenn der Schwanz von jener und der Kopf von dieser nun nichts enthielt, was der Mühe des Erzählens werth war? —

Du. Nun ja doch, so konnte er sie weglassen! Aber er wußte doch, daß er sie weglasse? in seiner Seele mußte doch eine Idee davon seyn, daß jener Kopf nicht zu diesem Schwanze und dieser Schwanz nicht zu jenem Kopfe gehöre?

Ich. Allerdings.

Du. Und du glaubst, der heil. Geist hätte es sich für unanständig oder für zu schwer gehalten, diese Idee von Zusammendrängung und Verstümmelung zweier Begebenheiten

in Eine, welche in der Seele des Matthäus doch liegen mußte, durch irgend eine kleine Partikel mit anzudeuten? Hätte der heil. Geist dem Matthäus die Feder ungeführt gelassen: ich bin gewiß, Matthäus selbst, Matthäus allein würde schon, auch eben so kurz, in seinen Worten zu unterscheiden gewußt haben, was so unterschieden in seinem Kopfe war. — Also, sage deinem Nachbar von meinetwegen —

Ich. Nein, nein; ich will meinem Nachbar von deinetwegen nichts sagen. Du bist zu bitter, ungeduldiger Leser. Tritt ab! tritt ab! —

— Ich will lieber von meinetwegen den Nachbar noch bitten, alles dieses — wenn es ihm schon ein wenig zu beißend sollte gesagt seyn, — wozu hilft das Salz, wenn man nicht damit salzen soll? — ruhig und sorgfältig zu überlegen, und mir bei Gelegenheit wissen zu lassen, ob er noch seine Sätze für so klar und richtig hält, daß ihre Verwirrung nur Vorsatz seyn könne? Vornehmlich beschwöre ich ihn, wohl in Erwägung zu ziehen, ob es nicht besser ist, ob es nicht ehrfurchtsvoller gegen die Schriften des N. Testaments gedacht ist, lieber von gar keiner Harmonie in solchen Dingen wissen zu wollen, als eine anzunehmen, wobei einer der Evangelisten so schändlich in den Koth getreten wird.

Vierter Widerspruch.

„Die Engel betreffend, die nach der Auferstehung Christi in „und um dem Grabe erschienen, ist der Widerspruch der Evan„gelisten allgemein. Sie sind weder in Ansehung der Anzahl „derselben, noch in Ansehung des Standorts derselben, noch in „Ansehung der Reden derselben mit einander zu vereinigen."

Diesen Widerspruch, so vielfach er auch seyn mag, möchte ich herzlich gern meinem Nachbar Preis geben. Nicht zwar,

als ob er ihn gehoben hätte, als ob er ihn ohne die grausamste Verletzung des Textes, dem er Ehrerbietung schuldig ist, gegen den er so viel Ehrerbietung zu haben vorgiebt, gehoben hatte. Ganz und gar nicht!

Denn, wenn es auch wahr wäre, daß in den Worten des Marcus (XVI, 5), και εἰσελθουσαι εἰς το μνημειον εἰδον νεανισκον καθημενον ἐν τοις δεξιοις, nicht nothwendig läge, daß ihnen der Engel im Hereingehen innerhalb dem Grabe zur rechten Hand erschienen; wenn es auch wahr wäre, daß man den Marcus vielmehr so verstehen müsse, „die Weiber wären „des Engels erst nach ihrem Eingange ins Grab, entweder „beim Heraussehen oder beim Herausgehen aus demselben „vor dem Grabe ansichtig geworden:“ entsteht sodann nicht die unbeantwortliche Frage, warum sie denn auch nicht gleich beim Hereingehen ins Grab den Engel linker Hand sitzen gesehen? Er saß ja schon davor auf dem Steine, den er abgewälzt hatte, ehe die Weiber noch herbeikamen. Ist denn ein Engel, dessen Gestalt wie der Blitz ist, ein Ding, das man so leicht übersieht?

Auch ist es ja aus dem Matthäus offenbar, daß die Weiber den Engel auf dem Steine vor dem Grabe sahen, ehe sie hereingingen, daß sie nur auf seine Aufmunterung, auf sein Geheiß hereingingen: „Kommt her und sehet die Stätte!“ Alles, was vor diesen Worten vorhergeht, spricht der Engel ja augenscheinlich mit den Weibern vor dem Grabe. Nur was darauf folgt, spricht er mit ihnen innerhalb dem Grabe. — Es ist ganz unglaublich, mit was für einer blinden Dreistigkeit diese Erzählung des Matthäus zur Bestätigung dessen angeführt wird, was man mit solcher Gewaltsamkeit aus den Worten des Marcus erzwungen! — [1]

Bei dem Lucas nun gar sollen alle beide Engel draußen

[1] Fünfte Unterredung, S. 135.

vor dem Grabe gesessen haben, und von den Weibern nicht eher seyn gesehen worden, als bis sie wiederum aus dem Grabe herausgekommen. Wie war denn das möglich? Waren die Weiber blind im Hereingehen? Oder waren die Engel nur erst sichtbar im Herausgehen?

Und wozu alle diese Unwahrscheinlichkeiten? alle diese Winkelzüge? Damit nirgends mehr als zwei Engel herauskommen, weil die Evangelisten deren höchstens nur zwei erwähnen? damit der Engel, der auf dem Steine vor dem Grabe sitzt, immer fein mitgezählt werden kann?

O Armseligkeit aller Armseligkeit! — für den mit Engeln so zu knickern, dem sie Legionenweise zu Dienste stunden!

Ja, wir knickern nur so damit, höre ich meinen Nachbar sagen, um die Evangelisten bei Ehren zu erhalten!

Nicht die Evangelisten, Nachbar! sondern eure engbrüstige, lahme, schielende, thersitische Harmonie der Evangelisten. Thersitisch: denn sie ist eben so ungestalten als schmähsüchtig gegen jeden Evangelisten insbesondere. Die, die, weil sie so ganz euer Werk ist, soll nichts leiden!

Was? es wäre den Evangelisten nicht anständiger, wenn ich sagte: kalte Widerspruchklauber! seht ihr denn nicht, daß die Evangelisten die Engel nicht zählen? Das ganze Grab, die ganze weite Gegend um das Grab wimmelte unsichtbar von Engeln. Da waren nicht nur zwei Engel (gleich als ein Paar Grenadier, die vor der Behausung des abmarschirten Generals zurückgelassen werden, bis sein ganzes Gepäcke abgeführt worden), da waren deren Millionen. Es erschien nicht immer der eine und eben derselbe; nicht immer die nämlichen zwei. Bald erschien der, bald jener; bald an dieser Stelle, bald an einer andern; bald allein, bald in Gesellschaft; bald sagten sie das, bald jenes. —

Auf so eine abwechselnde, unstete, weder an ein gewisses Moment der Zeit, noch an einen gewissen Punct des Raumes zu heftende, auch in dem nämlichen Augenblicke, an der nämlichen Stelle zwei oder mehreren verschiedenen Personen verschiedentlich vorkommende Erscheinung scheinen mir die Worte zu deuten, welche Matthäus zwar nur von dem Einen herabfahrenden Engel braucht: ἦν δε ἡ ἰδεα ἀυτου ὡς ἀϛραπη; „die Idee, das Bild desselben war wie Blitz." Denn ἰδεα ist hier wohl noch etwas anders, als προσωπον, und wenn damit, wie Grotius will, auf eine Stelle des Daniels nach der Uebersetzung der Siebziger gesehen würde, so wäre ja wohl auch das in dieser Stelle befindliche προσωπον gebraucht worden. Ἰδεα heißt auch sonst nirgends das bloße Angesicht, wohl aber der totale Eindruck, den irgend etwas sichtbares Zusammengesetztes macht. Also: die Sichtbarwerdung des herabfahrenden Engels wirkte wie Blitz, und wer auf diese Wirkung jemals Acht gegeben hat, wird wissen, daß in dem erschütternden Auge der nämliche Eindruck zurückbleibt, welchen ein starrer Blick auf gefrorenen Schnee im Sonnenglanze zu verursachen pflegt, welches in den folgenden Worten: καὶ το ἐνδυμα ἀυτου λευκο ὡσει χιων, „und seine Hülle weiß wie der Schnee," sehr malerisch ausgedrückt wird. —

Und das, das ist die Antwort — Man nenne sie immerhin mehr poetisch als wahr. — In solchen Fällen ist mir das Würdigste, das Wahrste. — Das ist die Antwort, um deren willen mir dieser ganze vierte Widerspruch so kümmerlich, so klein, so ganz in dem ängstlichen Geiste der Harmonie, die er bestreiten soll, gedacht vorkömmt, daß ich mich keinen Augenblick länger darnach umsehen mag.

Fünfter Widerspruch.

„Beim Lucas berichten Maria Magdalena und die übri-
„gen Weiber dem Simon Petrus und Johannes und übrigen
„Jüngern, die wirklich geschehene Auferstehung Christi, die
„sie von den Engeln vernommen; bei dem Johannes aber
„meldet Maria Magdalena nur allein dem Petrus und Jo-
„hannes nur allein, nur allein, daß sie das Grab geöffnet
„gefunden, und der Leichnam des Herrn daraus entwendet
„worden."

Diesen Widerspruch hat man vorlängst damit zu heben gesucht, daß man angenommen, Maria Magdalena sey zweimal zum Petrus gekommen, habe ihm zweimal Nachrichten gebracht (die erste, welche Johannes meldet, und die zweite, deren Lucas gedenket;) und Petrus sey, zufolge ihrer zweimaligen Nachricht, zweimal zu dem Grabe gegangen. Mein Ungenannter aber sagt, daß der doppelte Gang des Petrus zum Grabe nicht zu erweisen stehe, indem der Hingang, von welchem Lucas (XXIV. 12.) rede, ganz ungezweifelt eben derselbe sey, dessen Johannes (XX. 2.) gedenke, welches sich durch die fast identischen Ausdrücke zu Tage lege, welche beide Evangelisten davon brauchen.

Was sagt nun mein Nachbar hierzu? Er sagt Anfangs,[1] daß dieser vermeinte Widerspruch aus dem Irrthum herrühre, „daß Magdalena mit unter den Weibern gewesen, welche die „erste Erscheinung der Engel hatten." — Und war sie denn das nicht? Ist denn das so ein ausgemachter Irrthum? Weiß denn mein Nachbar nicht einmal, daß die Väter der Kirche es als eine Maxime angenommen haben, daß Maria Magdalena bei allen und jeden Erscheinungen, deren von den

[1] Fünfte Unterredung, S. 136.

vier Evangelisten gedacht wird, gegenwärtig gewesen, um sogleich mit Irrthümern um sich zu werfen? Wenigstens dächte ich doch, wäre es augenscheinlich, daß der, welcher diesen angeblichen Irrthum hegt, den Worten des Matthäus mehr Gerechtigkeit wiederfahren lasse, als der den Matthäus, wie ich gezeigt habe, so unbesonnen zwei verschiedene Begebenheiten in Eine kneten läßt. Doch die Autorität des Matthäus — weil er ihr so halsbrechend doch einmal ausweichen zu müssen geglaubt, und eine Calumnie leichter gemacht als widerrufen ist — auch bei Seite gesetzt: sagen es denn nicht auch Marcus und Lucas mit ausdrücklichen Worten, daß Maria Magdalena bei der ersten Erscheinung der Engel gegenwärtig gewesen? Freilich nennt Lucas sie nicht namentlich bei dem Hingange: aber er nennt sie doch namentlich bei der Rückkunft. (XXIV. 10.) Oder ist das bei dem Lucas eben angezogenen Orts, nicht die erste Erscheinung der Engel, auf welche unmittelbar folgt? „Es war aber Maria Magdalena und Johanna und Maria Jakobi, und andere mit ihnen, die solches den Aposteln sagten."

Daß mein Nachbar aber ja nicht glaube, daß ich nicht gelesen, was er an einer andern Stelle [1] über die namentliche Benennung der Maria Magdalena beim Marcus und Lucas sagt! Ich habe es gewiß gelesen, ich habe es zehnmal gelesen, ich habe es mit aller Aufmerksamkeit gelesen, deren ich fähig bin, aber Gott ist mein Zeuge, ich verstehe ihn nicht. Das ist das gelindeste, was ich hier sagen kann; und doch will ich mich den Eckel nicht abhalten lassen, seine Worte getreulich abzuschreiben. Vielleicht, daß sie mir in dem Abschreiben deutlicher werden. Ich habe mir schon öfter etwas in das Gedächtniß und in den Verstand geschrieben. Gelingt mir das

[1] Dritte Unterredung, S. 90.

auch jetzt, und ich bekenne es nicht, so möge dieses Hülfsmittel nie bei mir wieder anschlagen!

Alles, was ich noch bis jetzt in den Worten meines Nachbars begreife, ist dieses: „daß, wie es mit dem Marcus seyn „soll, so sey es auch mit dem Lucas.“[1] — Und wie ist es denn mit dem Marcus? — Hier fängt mein Unverstand an. An Worten zwar, sich zu erklären, läßt es der Nachbar nicht fehlen. Schade nur, daß man manchmal, selbst vor Menge der Worte, den Sinn nicht sehen kann. „Unter den Weibern, „sagt er, die zum Grabe Jesu, ihn zu salben, gingen, nennt „Marcus v. 1. die Maria Magdalena zuerst, ohne Zweifel, „weil sie die Sache am meisten betrieben.“ — Kann wohl seyn. Wer wird wider diese gründliche Vermuthung etwas haben, der schon weiß, wie gern die Marien den Herrn salbten! — „Darauf erzählt er v. 5—8 die Erscheinung des „Engels, mit Vorbeilassung des Umstandes, den wir aus dem „Johannes wissen, daß sich nämlich Magdalena von den übrigen entfernt, und die erste Erscheinung nicht mit gehabt „habe.“ — Zugegeben! ob ich gleich nicht recht weiß, was ich zugebe. Ob Marcus diesen Umstand weggelassen, weil er ihn nicht wußte, oder weil er ihn der Kürze wegen, als eben nicht wichtig, übergangen. — „Wenn er nun v. 9. 10. meldet, „daß die bei dem Grabe vorgefallene Erscheinung den Jüngern „treulich berichtet sey —“ — Was? wie? in diesen angezogenen Versikeln soll die Erscheinung, welche die Weiber ohne die Maria gehabt, berichtet seyn? und getreulich berichtet seyn? Habe ich den rechten Marcus nicht vor mir? oder hatte ihn mein Nachbar nicht vor sich? In diesen Versikeln wird ja eine ganz andere Erscheinung, die Maria Magdalena ganz allein gehabt, von der Maria Magdalena ganz allein, den Jüngern

[1] Dritte Unterredung, S. 92.

berichtet. Und es ist so wenig wahr, daß unter der Erzählung dieser Erscheinung, welches eine Erscheinung Christi in eigener Person war, jene erste Erscheinung, welche beim Marcus und Lucas nur eine Erscheinung von Engeln ist, mit begriffen gewesen, daß sie schlechterdings nicht mit darunter begriffen gewesen seyn kann, indem Marcus in dem vorhergehenden 8ten Versikel, ausdrücklich sagt, daß die Weiber von ihrer Erscheinung der Engel keinem Menschen ein Wort gesagt, οὐδενὶ οὐδὲν εἶπον. Aber hören wir den Nachbar nur erst ganz aus. „Wenn Marcus nun v. 9. 10. meldet, daß die bei dem „Grabe vorgefallene Erscheinung den Jüngern treulich berichtet „sey, so nennt er unter den Erzählern die allein, welche er „v. 1. zuerst nannte, und erwartet billig von seinen Lesern, „daß sie sich wieder in der schon berührten Gesellschaft denken „sollen." — Aber was hilft es denn, daß der Leser so billig ist, als ihn nicht Marcus, sondern der Nachbar verlangt? Was hilft es denn? Gut, Maria ist nun wieder in der Gesellschaft der übrigen Weiber; diese übrigen Weiber sagen ja keinem Menschen ein Wort, οὐδενὶ οὐδὲν, von ihrer bei dem Grabe gehabten Erscheinung. Woher wußte denn Maria etwas davon? Wie kann sie den Jüngern etwas treulich berichten, wovon sie ganz und gar nichts weiß? Oder meinen Sie wohl, lieber Nachbar, daß das οὐδενὶ οὐδὲν, keinem Menschen ein Wort, hier nicht so genau zu nehmen, weil es doch nur von Weiberchen gesagt werde, weil es ganz unglaublich, weil es moralisch unmöglich sey, daß Weiberchen von einer Erscheinung οὐδενὶ οὐδὲν, keinem Menschen ein Wort sollten gesagt haben, weil Weiberchen doch immer einen guten Freund oder eine gute Freundin haben, die sie als ein zweites Selbst betrachten, dem sie alles vertrauen können, ohne es jemand in der Welt vertraut zu haben. Meinen Si-

so? Nachbar, Nachbar, Sie sind ein loser Schalk! Wenn das im Grunde auch so wäre, so muß man es aus Höflichkeit gegen das Geschlecht doch nicht sagen; am wenigsten muß man es in einer evangelischen Harmonie sagen. Freilich wird durch einen solchen erzsatyrischen Zug, durch eine solche spaßhafte Wendung, auch eine evangelische Harmonie lustiger zu lesen; aber doch auch nichts weiter als lustiger, gründlicher nicht um ein Haar. — — Gott! Gott! ist es möglich, daß ein vernünftiger Mensch mit einem Texte, welchen er von dir eingegeben zu seyn glaubt, so umgehen kann! — Doch wir haben den Nachbar noch nicht ganz ausgehört. „Hat Marcus gut „gefunden, kurz zu seyn, wie er denn sichtbar der allerkürzeste „ist, und daher den mehr erwähnten Umstand von der Ent„fernung der Magdalena vorbei zu lassen, so konnte er nicht „anders sprechen, als: Jesus erschien ihr in Gesellschaft der „übrigen, ohne welche er sie nicht aufführt, zuerst.“ — Höre ich einen Menschen im Schlafe sprechen, oder was höre ich? Weil Marcus sichtbar der kürzeste ist, denn er hat sichtbar die wenigsten Kapitel: so darf er Dinge für wahr ausgeben, die nur alsdann wahr wären, wenn das, was er der Kürze wegen übergeht, auch ganz und gar nicht geschehen wäre. Erwachen Sie doch, Nachbar, und lassen Sie uns unsere fünf Sinne nur ein wenig zusammen nehmen! Ich schüttle Sie, und frage: Wußte Marcus den Umstand, den er überging, und den wir aus dem Johannes wissen, oder wußte er ihn nicht? — Ich nehme den letzten Fall zuerst. Wußte er ihn nicht; glaubte er vielmehr das Gegentheil; glaubte er, daß Maria Magdalena sich nie von den übrigen Weibern entfernt habe: nun freilich, so konnte er ungefähr so schreiben, als Sie ihn schreiben lassen. Ich sage, ungefähr so, nicht ganz so. Denn er konnte nur sagen, daß Magdalena mit unter

den Ersten gewesen, denen Christus nach seiner Auferstehung erschienen: nicht aber, daß Maria Magdalena schlechtweg die erste gewesen, die Christus dieses Vorzugs gewürdigt. (Daß er sie schlechtweg, vorzugsweise sie allein, die erste nennet, das muß also in einer ganz andern Rücksicht geschehen, wie ich weiterhin erklären will.) Allein, worüber streiten wir denn sodann, lieber Nachbar? — Schlafen Sie mir nicht wieder ein, weil Sie hören, daß wir um nichts streiten! — Worüber streiten wir dann? Wenn Marcus einen Umstand der Auferstehungsgeschichte nicht wußte, den Johannes wußte; wenn er diesem seinen Nichtwissen gemäß schrieb und schreiben durfte, war es denn möglich, daß er nicht in Widerspruch mit dem fiel, der den nämlichen Umstand wußte, und diesem seinen Wissen gemäß schrieb und schreiben durfte? Jeder baute ja weiter auf das, was er wußte, oder nicht wußte; und was der Eine nicht wußte, nahm er ja als nicht geschehen an. Sie geben die Quelle aller Widersprüche zu, Nachbar, und wollen nur, daß sie nicht fließen soll. Sie halten, wie ein spielendes Kind, den Ausbruch des Strahls mit der Hand zurück, als ob Sie ihn immer mit Ihrem Händchen zurückhalten könnten, als ob der Strahl das Händchen endlich doch nicht wegpressen, und das Kindchen noch oben d'rein bespritzen würde! — Ha! Sie machen große Augen? Hat Sie das tändelnde Gleichniß so munter gemacht? — Da es also nur lächerlich seyn würde, wenn Sie, unter der Voraussetzung, daß die Evangelisten nicht alle die nämliche vollständige Nachricht von dem gehabt, was bei der Auferstehung Christi vorgefallen; unter dem Eingeständniß, daß der heil. Geist einen jeden nach dem Maaße seiner eingezogenen Kundschaft, auf bestes Wissen und Gewissen, schreiben lassen — da es, sage ich, nur lächerlich seyn würde, wenn Sie, unter dieser

Voraussetzung, unter diesem Einverständniß, sich anmaßen wollten, alle nunmehr natürlicher und nothwendiger Weise unter den Evangelisten eintretende Widersprüche zu heben — — aber wie wird Ihnen auf einmal, Nachbar? Warum so zornig? Mit stummem Grimme weisen Sie auf Ihre eigene Worte, „hat Marcus für gut gefunden den mehr erwähnten Umstand von der Entfernung der Magdalena vorbei zu lassen;“ und weisen nochmals auf das, hat er gut gefunden. Ich verstehe! Sie wollen sagen, daß es Ihnen nicht eingekommen, den ersten Fall meines überflüssigen Dilemma hier anzunehmen. Marcus müsse ja wohl gewußt haben, was er für gut befunden, vorbei zu lassen. Warum ich mich also bei etwas so lange aufhalte, woran Sie nie gedacht hätten? — Nun, nun, lieber Nachbar, werden Sie nur nicht ungehalten, daß ich erst das annehmen wollen, was noch das leidlichste wäre, was mir Ihre Behauptung etwas weniger abscheulich machte. Ich wollte nicht so zufahren, und es Ihnen gleich auf den Kopf zusagen, daß Sie denn also dem Marcus nichts geringers als eine vorsätzliche Lüge Schuld geben. Denn hören Sie doch nur! — Aber daß Sie mir nicht wieder einschlafen! — Wenn Marcus, nach dem zweiten Falle des Dilemma, den Sie annehmen, den Umstand wußte, daß sich Maria Magdalena von ihren Gespielinnen abgesondert und wieder nach der Stadt gelaufen, sobald sie das Grab eröffnet gesehen; wenn er wußte, daß Maria Magdalena bei der Erscheinung also gar nicht zugegen gewesen, die indeß ihren Gespielinnen geschah; wenn er diese Erscheinung die erste Erscheinung des auferstandenen Christus nennet: wie kann er denn gesagt und geschrieben haben, daß Maria Magdalena diese erste Erscheinung in derjenigen Erscheinung gehabt habe, bei welcher er wußte, daß sie gar nicht zugegen gewesen war? Wie kann er

denn das gesagt und geschrieben haben, ohne vorsetzlich eine Unwahrheit sagen und schreiben zu wollen? Heißt denn nicht vorsetzlich lügen, vorsetzlich etwas für Wahrheit ausgeben, wovon wir gar wohl wissen, daß es nicht Wahrheit ist? Wird eine vorsetzliche Lüge denn darum weniger vorsetzliche Lüge, weil ich sie machen muß, wenn ich dem, was ich zuvor gesagt, gleichförmig bleiben will? Oder wird sie eben dadurch noch um so viel vorsetzlicher? Wer hieß dich denn von vorn herein die Sache so mangelhaft einleiten, die Umstände so verstümmeln, daß du nothwendig eine Lüge sagen mußt, wenn man deine Verstümmlung, deine mangelhafte Einleitung nicht merken soll? — O Zeter! Der Mann ist schon wieder eingeschlafen. Nun so schlaf denn — und daß dich nie die Schande wecke, ein so alberner Calumniant eines Evangelisten gewesen zu seyn! — Und doch müssen wir nur bis ans Ende hören, was der Mann in der Töserei seiner Schlafsucht alles schrieb und drucken ließ. „Marcus, träumt er weiter, meint also „offenbar mit diesen Worten die erste Erscheinung, welche „den Weibern sämmtlich wiederfuhr, und die nennt er mit „Recht die erste, ob sie gleich, nach dem Johannes, die Mag„dalena nicht mit, sondern nachher eine allein hatte." Was einem im Traume nicht alles offenbar dünkt! Mit den Worten: „Jesus aber, da er auferstanden war, früh am ersten Tage der Sabbather, erschien er am ersten der Maria Magdalena, von welcher er sieben Teufel ausgetrieben hatte;" mit diesen Worten soll Marcus offenbar nicht die Erscheinung meinen, deren Johannes (XX, 14.) gedenkt, sondern die Erscheinung, von der Matthäus und Lucas sagen, von der Marcus selbst kurz vorher gesagt, daß sie die frommen Weiber zugleich gehabt? Offenbar! Wenn ich doch erfahren könnte, wem diese schöne offenbare Fratze zuerst offenbar

geworden! Mit den Harmonien des Clericus und Lamy, welche beide in dem nämlichen Jahr 1699 herauskamen, schließt sich meine Belesenheit in dieser Art Schriften, und bis dahin finde ich nicht die geringste Spur davon. Verzeiht mir also, ihr neuern Harmonisten, die ich nur den Namen nach kenne, wenn ich vielleicht gegen euch ungerecht bin, indem ich glaube, daß ein so seltener Pfifferling ganz allein auf meines Nachbars Miste gewachsen ist. Ich wüßte nicht, wo er sonst hätte wachsen können; es wäre denn, daß auch ihr, letzte Erben des harmonischen Geistes, Miste hättet, die eben so treffliche Schwämme hervortrieben.

Doch alle diese Höhnerei prallt auf mich selbst zurück, wenn ich nicht zeige, wie und in welchem Betracht Marcus denn sonst eine andere Erscheinung die erste nennen können, wenn ihm nicht die, welche den sämmtlichen Weibern geschahe, die erste seyn solle. — Wie? und in welchem Betracht? das wußte der Nachbar wirklich nicht? wirklich nicht? O so hat er nie das Kapitel des Marcus im Zusammenhange gelesen: und er ist ein Laie, er ist ein Laie, und kein Theolog. Nicht als ob die Laien nicht auch müßten die Kapitel im Zusammenhange lesen, aus welchen sie einen Versikel erklären wollen: es ist nur eher von einem treuherzigen Laien, der, mit Luthern zu reden, aber eben so irrherzig als treuherzig ist, zu besorgen, daß er es unterläßt, als von einem Theologen.

Mehr nämlich braucht es schlechterdings nicht, als das Kapitel des Marcus im Zusammenhange zu lesen, um den garstigen Pilz auf des Nachbars Miste zu zertreten, an dem sich auch ein Schwein vergiften könnte. Denn wem fällt es denn nicht sogleich in die Augen, und wem ist es denn noch nicht in die Augen gefallen, daß Marcus in seinem 16ten Kapitel eine zweifache Kundmachung der Auferstehung Christi

erzählt, eine minder authentische und eine ganz authentische? Die minder authentische ist die Kundmachung derselben durch Engel, und geht bis auf den 9ten Versikel. Die ganz authentische fängt mit dem 9ten Versikel an, und besteht in den persönlichen Erscheinungen Christi, deren er vornehmlich drei gedenket, unter welchen und andern ihres gleichen, Marcus so ausdrücklich sagt, daß die der Maria Magdalena ganz allein geschehene die allererste gewesen. — Ich schäme mich vor mir selbst, daß ich scheinen muß, eine solche Catechismusmilch meinem Leser noch vorkauen zu wollen. Aber muß man nicht, jenen verzauberten Kehlen zu gefallen, die oft an einem Tropfen reiner Milch ersticken wollen, und pfündige Kieselsteine ohne Würgen herabschlucken? So mächtig kämpft ihre unglückliche Idiosynkrasie mit allem, was lauter ist, und Nahrung gewährt!

„Ja! wird mein Nachbar antworten, wer die biblischen „Schriftsteller nur so lesen dürfte, daß er bloß Acht hätte, „was jeder selbst sagt! Wenn man nicht immer bei jedem „auch ein Auge auf alle übrige haben müßte! Ei freilich, so „kann jeder Bauer den Marcus erklären. Aber wir, wir „Theologen — — (wenn er anders diese fallende Larve wie„der unter den Hut zu stecken wagt) wir Theologen dürfen „den Marcus durchaus nicht ohne den Matthäus erklären. „Denn was hülfe es denn nun, daß wir den Marcus so ver„stünden, wie ihn jedes Kind verstehen kann, wenn Mat„thäus dadurch in die Enge käme? Denn erzählt Matthäus „nicht ausdrücklich, daß den vom Grabe zurückkommenden „Weibern, wo sie nichts als die Botschaft der Engel vernom„men, unter Weges nach der Stadt zu, auch Christus in „eigener Person erschienen sey? Diese Erscheinung muß ja „doch wohl früher gewesen seyn, als die, welche der Maria „Magdalena allein (nach Johannis XX. 14.) geschah, da sie

„den Herrn für den Gärtner ansah. Wenn nun Marcus in „seinem 9ten Versikel eben diese Erscheinung meint, so war „sie ja nicht die erste, und er konnte nur in so fern sagen, „daß Maria Magdalena die erste persönliche Erscheinung „Christi gehabt, als er zu verstehen gab (aber selbst nicht „glaubte), daß Maria Magdalena immer bei den gesammten „Weibern geblieben, und mit diesen zugleich auf dem Rück„wege nach der Stadt den auferstandenen Christus zuerst „ganz allein gesehen hätte?" —

Dieß ist doch nach des Nachbars Meinung? Nicht? — Er schläft; aber antwortet ihr, die ihr seine Reden im Schlafe für Orakel gehalten! — Nicht?

Und nun muß ich doch erst noch einen Augenblick auf seine Seite treten, und anmerken, daß dem ungeachtet noch Rath für seine liebe Harmonie gewesen wäre, ohne den Marcus so häßlich zu zerplacken. Wenn er es nicht weiß, wie es zu machen, daß die Erscheinung Christi beim Johannes (XX, 14.) noch immer (nach Marcus XVI, 9.) die erste bleibt, ungeachtet Christus auch den sämmtlichen Weibern auf dem Rückwege erschienen; so lerne er es von dem Dichter.[1] — Aber freilich, was ist von einem Dichter zu lernen? Der Dichter will das mit seiner profanen Einbildungskraft zwingen, was nur mit der heiligen Exegetik gezwungen werden muß.

Doch dieser ungenutzte Vortheil ist es nicht, was ich hier meinem Nachbar zur Last zu legen gedächte. Ich gedächte vielmehr, ihm bloß eine kleine Frage vorzulegen, — wenn er wach wieder ist, versteht sich — die nicht bloß den gegenwärtigen einzelnen Fall, sondern das ganze Harmonienwesen betrifft.

Nämlich — denn darin sind wir ohne Zweifel doch einig? daß, wenn ein einzelner weltlicher Geschichtschreiber vollkommen

[1] Messias, vierzehnter Gesang.

mit sich selbst übereinstimmt, so daß das, was er selbst sagt, zusammenhängt und natürlich auseinander fließt, man die Widersprüche, in die er durch die natürlichste Erklärung seiner Nachrichten mit andern Geschichtschreibern geräth, lieber auf seiner Rechnung stehen lassen, als durch eine minder natürliche Erklärung seiner Worte ihn mit andern vergleichen, und ihn dadurch in Widerspruch mit sich selbst bringen muß. — Ich dächte nicht, daß jemand in der Welt dieses in Abrede seyn könnte. Denn woher weiß man, ob der Geschichtschreiber, den ich so auf seine Kosten mit andern übereinstimmig machen, mit diesen andern hat übereinstimmig seyn wollen? Ob er nicht vielmehr eben da, wo er mit andern nicht übereinkömmt, diese andere stillschweigend hat widerlegen wollen? — Und nun meine Frage! — Wenn dem so ist, sollte man nicht die nämliche Gerechtigkeit, die wir jedem weltlichen Geschichtschreiber erweisen, vor allen Dingen den Evangelisten, die doch auch Geschichtschreiber seyn sollen, und sind, wiederfahren lassen, ehe und bevor wir sie zu Werkzeugen des h. Geistes machen, der sich ihrer auf so verschiedene Art bedienen konnte?

Sollten wir das, wäre es nicht mehr als billig: wo bliebe eure Harmonie, Wortklauber, Sinnverdreher? Eure! Ich meine nicht jene bessere, die sich begnügt, ein einstimmiges Resultat zu erhalten, und kleine Nebenumstände, die in diesem nichts verändern, so verschieden, so widersprechend seyn läßt, als sie wollen. Ich meine nicht eine Harmonie, mit der sich die Christen zu Tatianus Zeiten begnügten. Ich meine eine Osiandrische, oder wie die gemilderten Osiandrischen Namen haben (denn sie sind doch alle mehr oder weniger Osiandrisch), — kurz eine Harmonie, wie sie nur in dem Lutherthume entstanden ist, wie sie nur in dem falschverstandenen Lutherthume

entstehen können. Diese, diese Harmonie wächserner Nasen, die einen jeden Evangelisten in jeder Sylbe retten will, um aus ihnen allen ein Ding zusammen zu setzen, das kein einziger Evangelist für das Seine erkennen würde; diese Harmonie, gegen welche allein die Einwürfe meines Ungenannten gerichtet sind, die allein diese Einwürfe hervorgebracht hat, wo bleibt sie? wer braucht sie? wer mag sie? wenn wir die Evangelisten vor allererst als gesunde natürliche Menschen schreiben lassen.

Ja, denkt der Orthodoxist, die Evangelisten sind aber auch nicht gesunde natürliche Menschen, sie sind weit mehr. Nun dann, so scheue ich mich nicht zu sagen, daß ihnen dieses Mehr sehr theuer zu stehen kommt. Man hat jeden von ihnen einzeln zum elendesten Geschichtschmierer herabgewürdigt, um sie zusammen in corpore über alle menschliche Geschichtschreiber zu erheben. —

Aber dieses Allgemeine bringt mich zu weit von dem einzelnen Falle, der mich hier beschäftigen soll. Zurück zu ihm. Was ich überflüssiges gesagt, habe ich auf Veranlassung der ohne allem gleichen seyenden und ewig bleibenden Mißhandlung des Marcus gesagt, deren sich mein Nachbar unterfangen. Und wohl mir, dem man leicht eine Uebertreibung Schuld geben könnte, daß der vorsichtige Nachbar seine Meinung nochmals mit andern Worten wiederholt. Denn auf eine Zwischenrede, deren sich sein Herr A. unterfängt, um ihm zu überlegen zu geben, ob man nicht gar sagen könne, „Marcus habe es nicht einmal gewußt, daß Magda„lena eine eigene Erscheinung allein gehabt," auf diese Zwischenrede antwortet er sehr bedächtig, wie folgt: „Das wollte ich wohl nicht gern sagen" — — daß nämlich Marcus nichts von der besondern Erscheinung gewußt, welche Maria ganz

allein gehabt. Wie klug! ja nichts gegen den Marcus behaupten zu wollen, worüber wenigstens ein ganzer Versikel desselben (XVI, 9.) für untergeschoben und eingeflickt hätte erklärt werden müssen! — „Sondern, fährt er fort, dafür will ich lieber, was ich gesagt, wiederholen." — Nun gut, ich will es mit ihm wiederholen, um ganz sicher zu gehen. Denn das Herz schlägt mir noch immer von Mitleid, einen ehrlichen Mann, der unstreitig die beste Absicht gehabt, so etwas wüstes und wildes sagen zu lassen. Er wiederholt also: „Da „Marcus nicht erwähnt, daß Magdalena von den übrigen „gelaufen" — (ob er es schon wußte) — „sondern sie in „deren Gesellschaft nach dem Grabe gehen läßt" — (welches er schlechterdings nicht hätte thun müssen, da er jenes wußte) — „die Erscheinung des Engels und seinen Auftrag an sie „meldet, und der Ausrichtung desselben erwähnt:" — (Der Magdalena hatte der Engel nichts aufgetragen, denn sie war nicht dabei gewesen, und von Ausrichtung des Auftrags des Engels an die übrigen Weiber, sagt Marcus nicht ein Wort. Er sagt vielmehr ausdrücklich, daß sie diesen Auftrag nicht ausgerichtet, ουδενι ουδεν ειπον, denn ουδενι durch nemini *obvio* zu übersetzen, und so das allgemeine Niemand auf die ersten die besten, die ihnen begegnet, einzuschränken, denen sie ihre gehabte Erscheinung nur nicht an den Kopf werfen wollen, ist in der That lächerlicher, als die obige Spöttelei zu Hülfe zu rufen. Was Marcus den gesammten Jüngern (v. 10. 11.) melden läßt, ist augenscheinlich bloß und allein der Bericht der Maria Magdalena von der ihr besonders geschehenen Erscheinung. Denn Maria kömmt da ganz allein, erzählt ihnen ganz allein, daß der Herr lebe, και εθεαθη υπ' αυτης nicht υπ' αυτων. Und da dieses alles so ist, — man höre doch; denn so was treffliches kann man nicht oft genug hören! —)

„so meint Marcus die Erscheinung, welche die vereinigten „Weiber hatten, und das war ganz recht die erste.“ — (Aber wenn diese Erscheinung, die nur Matthäus allein hat, die weder Marcus noch Lucas haben, worauf Marcus also auch keine Rücksicht nehmen wollen, noch nehmen können, so ganz recht die erste war; wie kann denn Marcus sagen, daß sie der Maria Magdalena, und der Maria Magdalena allein geschehen? Er wußte ja, daß sie ihr nicht einmal mit geschehen war. Und wäre sie ihr auch mit geschehen gewesen, hätte er aus diesem Grunde nicht eben so wohl sagen können, daß der Herr der Maria Jacobi, oder der Johanna, oder der Salome zuerst erschienen wäre? Was hätte denn Maria Magdalena für ein Vorrecht gehabt, daß er nur von ihr sagt, der Auferstandene sey ihr zuerst erschienen? —) „Jeder Leser, wiederholt sich mein Nachbar weiter, als ob er sich bewußt wäre, ganz etwas außerordentlich Kluges und Sinnreiches gesagt zu haben, „jeder Leser, der nichts vom Johannes weiß, muß ihn so „verstehen, — (widerlegt, oder es ist nie etwas in der Welt widerlegt worden!) — „und wer den Johannes gelesen, sieht „leicht, warum Marcus Magdalenens Erscheinung die erste „heißt, weil er nämlich die damit meint, welche den Weibern, „unter denen er sie zuerst namhaft macht, gegeben war.“ — Welch ein Grund! Weil Marcus die Maria Magdalena bei einer Gelegenheit zuerst namhaft macht, wo er sie gar nicht hätte namhaft machen sollen, so muß das, was er klar und deutlich und mit Bestande der Wahrheit bei einer andern Gelegenheit von ihr sagt, nicht von dieser, sondern von jener Gelegenheit zu verstehen seyn! —

Und nun wäre ich glücklich wieder da, wo ich oben meinen ersten Absprung nahm, bei den Worten des Nachbars „wie es mit dem Marcus ist, so ist es auch mit dem Lucas“ —

Also nur noch dieses Einzige von jenem. — Es waren auch einmal Leute, die sich in verschiedenes nicht finden konnten, was Marcus von dem auferstandenen Christus erzählt, und denen besonders der neunte Versikel, *Αναςας πρωτον εφανη Μαρια τη Μαγδαληνη*. an welchem sich der Nachbar ein so herrliches Denkmal gestiftet, ein gewaltiger Anstoß war, weil er, wie Hieronymus sagt,[1] diversa atque contraria Evangelistis ceteris narrare videatur: — und was thaten diese Leute? — Weil sie so fein nicht waren, als der Nachbar, weil sie so viel Exegetik und Griechisch nicht verstanden, als der Nachbar; — denken Sie einmal selbst, lieber Nachbar, – (ich hoffe, daß Sie dieser Weihrauch aufweckt) — denken Sie einmal — so unterstunden sich diese unwissenden Grützköpfe, den ganzen Versikel, mit allem was darauf folgt, für einen fremden spätern Zusatz zu erklären, und den Marcus in ihren Exemplaren mit *εφοβουντο γαρ* zu beschließen. — War das nicht erschrecklich? War das nicht eine so lästerliche Verwegenheit, als nur immer eine zu denken? — Und doch, (unter uns, Nachbar!) wollte ich ebenfalls lieber nicht allein diesen einen Versikel, nicht allein den ganzen Marcus, nicht allein alle vier Evangelisten, sondern geradezu das ganze Neue Testament, mit sammt der Offenbarung, unter das alte Eisen werfen, als mir erlauben, einem einzigen Orte darin so mitzuspielen, als Sie dem Versikel des Marcus mitzuspielen sich erdreistet. Unter uns!

Und nun auch gar dem Lucas mitspielen wollen, „mit „dem es eben so seyn soll, wie mit dem Marcus." Denn auch er, sagen Sie, übergeht — (aber wußte doch?) „den „oft genannten Umstand, den wir aus dem Johannes wissen, „und nennt unter den Erzählerinnen der Vorfälle beim Grabe

[1] Man sehe die Anmerkung des Millius.

„die Maria Magdalena zuerst, ob sie gleich bei der ersten „Erscheinung nicht gegenwärtig, und auch die erste Erzählerin „wohl nicht gewesen war. (Wie auch das Lucas gar wohl wußte, der wider sein besseres Wissen nur so verwirrt schreibt, weil ihm der h. Geist die Feder führt. — Kleinigkeit! Aber nun paß auf, gähnender Leser, es wird was zu lachen geben.) „Ganz allein, fährt der Nachbar fort, ganz allein hatte Maria „Magdalena die erste Erscheinung gehabt, — (Nachbar, besinnen Sie sich! Nachbar, woher wissen Sie denn das? —) „vorzüglich voll schien sie davon zu seyn, mehr als den an„dern war ihr den Jüngern zu sagen aufgegeben, und daher „wird ihr Bericht, als verschieden von dem, den die Gesell„schaft gebracht, besonders genannt, und diesem nicht unbillig „vorgesetzt, ob er gleichwohl eine Stunde später eingelaufen „seyn mochte." — Fern sey es von mir, daß ich hier das seltsame Antiklimax rügen sollte, dem zu gefallen der Evangelist wissentlich und vorsätzlich ein Hysteronproteron begangen hätte. Freilich ein menschlicher Geschichtschreiber hätte eben darum, weil der Maria Magdalena mehr als den andern, den Jüngern zu sagen, aufgetragen worden, eben darum, wenn es auch die Zeitordnung nicht erfordert hätte, ihren Bericht später beigebracht, weil man natürlicher Weise das Wenigere vorangehen läßt. Aber ein übermenschlicher, ein inspirirter Schriftsteller; ja der! — und so muß ich hiervon schweigen. Nur meine schon eingeworfene Frage muß ich in ihr völliges Licht stellen, wenn mein Leser lachen soll, — Falls er vor Gähnen dazu kommen kann. „Ganz allein, sagt der Nachbar, hatte Maria Magdalena die erste Erscheinung „gehabt." — Wirklich, Nachbar? Ums Himmels willen, wo haben Sie denn das her? Das einzige Zeugniß, daß Maria ganz allein zuerst den Auferstandenen persönlich gesehen habe,

ist ja der nämliche Versikel beim Marcus (XVI, 9.), den Sie von dieser Erscheinung nicht wollen gelten lassen; von dem Sie erwiesen zu haben glauben, daß darin diejenige Erscheinung die erste genannt werde, die Maria Magdalena mit den übrigen Weibern auf dem Rückwege zugleich gehabt. Der einzige Johannes, der noch eben die Erscheinung (XX, 16.) erzählt, von welcher ich sage, nicht Sie, daß der von Ihnen so gemißhandelte Versikel des Marcus rede, sagt ja mit keiner Sylbe, daß sie die erste gewesen. Denn ob er schon keine andere vorher erzählt, so folgt doch daraus nicht, daß auch keine vorhergegangen. Woher wissen Sie es denn also, daß Magdalena ganz allein die erste persönliche Erscheinung Christi gehabt? Ich will doch nicht hoffen, daß Sie die nämliche Stelle zum Beweise sowohl für die gewöhnliche, als für die neuerdings von Ihnen hineingelegte Meinung brauchen wollen? Sie werden ja nimmermehr, wie jener Geizhals, das Futter wieder in der Krippe suchen, von welchem Sie wissen, daß Sie es Ihren eigenen Pferden herausgestohlen? — Und doch ist es so. Wahrlich, so lange es Ausleger auf der Welt giebt, glaube ich nicht, daß Einem sein untreues Gedächtniß einen so lächerlichen Possen gespielt habe. Merken Sie sich doch, wenigstens aufs künftige, lieber Nachbar, daß, nach dem Lügner, kein Mensch unter der Sonne ein gutes Gedächtniß nöthiger hat, als — der elende Ausleger. —

Wenn ich hier voller Verdruß und Eckel die Feder aus der Hand würfe, wer könnte es mir verdenken? — Ich bin bis an die Hälfte der Widersprüche, und habe unter allen fünfen nicht Einen widerlegt gefunden, da es schon für mich genug wäre, wenn nur Einer unwiderlegt geblieben wäre. — Dem ungeachtet muthig an die andere Hälfte nur auch!

Sechster Widerspruch.

„Nach dem Matthäus ist der auferstandene Jesus der „Maria Magdalena auf dem Rückwege zur Stadt erschienen, „und nach dem Johannes vor der Thür des Grabes.“

Legt einem unbefangenen, von keinen harmonistischen Flickereien etwas wissenden, vernünftigen Leser den Matthäus und Johannes vor, und hört, was er sagt. Wenn sich das nicht widerspricht, so widerspricht sich nichts. Und wie? gestehen denn selbst die Harmonisten nicht, daß hier offenbar ein Widerspruch bleiben würde, wenn sie nicht zu machen wüßten, daß Matthäus das nicht sagt, was er doch sagt? Würde der Nachbar selbst den Matthäus so mißhandeln, wie ich oben gezeigt habe, daß er thut, wenn Matthäus, natürlich verstanden, mit dem Johannes zu vereinigen wäre? — Matthäus nennt die Maria Magdalena unter den Weibern, die den Leichnam Christi zu salben ausgehen, und am Grabe die Erscheinung der Engel haben, ausdrücklich; eben das thut Marcus ausdrücklich; eben das thut Lucas ausdrücklich, und keiner von allen dreien läßt es mit einer Sylbe vermuthen, daß sie von den übrigen Weibern, ehe sie ganz an das Grab gekommen, abgegangen. — Aber Johannes soll diesen Umstand doch haben. — Johannes? — So sagt wenigstens der Nachbar. „Daß Magdalena bei den übrigen Weibern, mit welchen sie „zum Grabe ausging, nicht blieb, sondern nach der Entdeckung, „daß es geöffnet sey, zurück lief, erzählt Johannes so deut„lich, daß es wirklich unbescheiden ist, ihn mit dem Mat„thäus in Widerspruch zu setzen.“ Hier muß ich wiederum zweifeln, ob ich und der Nachbar einerlei Text des Johannes haben? Unmöglich können wir ihn haben. Denn was in seinem so deutlich stehen soll, das steht in meinem gar nicht. In

seinem soll deutlich stehen, „daß Magdalena bei den übrigen Weibern, mit welchen sie zum Grabe ausging, nicht blieb;" und in meinem steht nicht einmal, daß sie mit andern Weibern ausgegangen. Mein Johannes läßt die Magdalena ganz allein zum Grabe gehen, und weiß von keinen Begleiterinnen, die sie so übereilt, auf den ersten Anblick des eröffneten Grabes, verlassen hätte. Stünde nun in seinem Johannes nichts anders, nichts mehr, würde der Nachbar sich wohl so entscheidend ausdrücken, und seinem Gegner eine Unbescheidenheit vorwerfen, der nur Er schuldig wäre? — Doch warum nicht? — Er scheint gerade der Mann zu seyn, der sich am mausigsten macht, wenn er am wenigsten Recht hat. Mein Johannes und sein Johannes sind die nämlichen, und der ganze Unterschied liegt nur darin, daß ich den Johannes mit bloß ungetäuschten Augen, er hingegen durch die Brille seiner Harmonie liest. In seiner Harmonie steht es, nicht im Johannes, daß Maria, so bald sie von fern das Grab eröffnet sieht, die übrigen Weiber mir nichts dir nichts verlassen habe, und nach der Stadt geeilt sey. Bei dem Johannes ist sie weder so unhöflich, noch so unbesonnen. Oder will man sie mit dem Dichter lieber furchtsam als unbesonnen machen?

Und die Bewohnerin Magdala's kam, sah offen das Grabmal;
Weggewälzet den Fels, floh, rief's den andern entgegen,
Eilte zurück nach Jerusalem. Aber die Kommenden ließen
Sich nicht schrecken, und gingen heran. —

Gleich viel! Ihr Betragen ist immer gleich unbegreiflich, indem schwerlich ein Weib aus Furcht wegläuft, wo sie sieht, daß mehrere ihres Geschlechts stehen bleiben, oder auch mehr Weiber schwerlich stehen bleiben, wo sie sehen, daß Eine aus Furcht davon läuft. Aber es ist ja so sichtbar, warum Maria Magdalena eine so lächerlich furchtsame, oder eine so lächerlich

unbesonnene Rolle spielen muß. Ließe man sie mit den übrigen Weibern ganz herangehen, so sähe sie mit ihnen zugleich Engel, und nach dem Johannes muß sie noch nichts als das leere Grab gesehen haben, als sie den zwei Aposteln die erste Nachricht bringt. — Arme Magdalene! wären die Evangelisten nichts als menschliche Geschichtschreiber, so bliebst du bei Ehren. Denn man hat noch immer einen menschlichen Geschichtschreiber lieber etwas nicht recht wissen, als eine Person, die er einführt, unnatürlich abgeschmackt handeln lassen. Aber so sind die Evangelisten göttlich; d. i. — eine schöne Göttlichkeit! — nicht sowohl das, was jeder von ihnen sagt, ist göttlich, sondern das, das ist göttlich, was wir sie alle einstimmig aus unserem hermeneutischen Sprachrohre können sprechen lassen, und du wirst darüber — arme Magdalene! — — die Harlequinin der Harmonie.

„Meinen Unwillen aber über des Mannes Unverschämtheit kann ich hier kaum zurückhalten," sagt der Nachbar von meinem Ungenannten. Behüte Gott, daß meine Leser glaubten, ich selbst wäre im Stande, so etwas von meinem Nachbar zu sagen! Ich wüßte nicht, warum ich Unwillen gegen einen Mann haben sollte, mit dem ich Mitleiden habe. Und Mitleiden muß man ja wohl mit einem Manne haben, der folgendes Raisonnement für so bündig halten kann, daß er es mit einem Trumpfe begleiten darf. „Johannes sagt klar, Jesus sey der „Magdalena am Grabe erschienen, und Matthäus, er sey den „Weibern auf der Rückkehr vom Grabe begegnet. Mußte nun „vernünftiger Weise nicht erst bewiesen werden, daß Magdalena „unter diesen Weibern gewesen?" — (Mußte? was braucht das erst erwiesen zu werden? Sagt es nicht Matthäus ausdrücklich? Müssen Sie nicht vielmehr beweisen, daß es Matthäus nicht sagt?) — „Dieses geschieht aber nicht, weil es

„nach Johann. XX, 1—18 nicht geschehen kann. — (Freilich geschieht es nicht, denn es war geschehen, so bald Matthäus schrieb. So bald Matthäus geschrieben hatte, und ehe Johannes schrieb: wem konnte es auch nur im Traume einfallen, daß Maria Magdalena unter den Weibern nicht gewesen, unter welchen sie Matthäus zuerst nennt? und Marcus nennt, und Lucas nennt? In diesem Zeitraume war es doch wohl ausgemacht und litt keinen Widerspruch, daß Maria Magdalena unter den Weibern gewesen, denen Christus auf dem Wege nach der Stadt erschienen war? Warum muß es denn, nur seitdem Johannes geschrieben, nicht mehr wahr seyn? — Weil es dem, was Johannes schreibt, widersprechen würde? Nun freilich. — Und nichts in den Evangelisten sich widersprechen darf? Und wir sie in allen Worten müssen vergleichen können? — Wer sagt das? Sie vergleichen, wo sie sich vergleichen lassen, ohne daß dem einen oder dem andern Weh geschieht, wer würde das nicht gern wollen? Aber sie auf Kosten eines oder mehrerer Evangelisten vergleichen, welche darüber zu nachlässigen, elenden Geschichtschreibern werden, welche darüber in Widerspruch mit sich selbst kommen, welche darüber wissentlich und vorsätzlich (wie ich erwiesen habe) Lügen niedergeschrieben haben müssen: welchem gesunden Magen ist eine solche Vergleichung nicht unverdaulicher, als alle die Widersprüche, die man damit verglichen und gehoben zu haben versichert?

„Dennoch, fährt der Nachbar fort, setzt der Ungenannte „beide Evangelisten in Widerspruch, wie die beiden Aeltesten „in Israel, die fälschlich wider die Susanna zeugten.“ — Diese Erläuterung aus der Geschichte der Susanna hat mir auch nicht gefallen. Aber warum nicht? Weil ich mich mein Tage nicht bereden können, daß Daniel die Richter nicht zu einem

sehr falschen Schritte verleitet hätte, wenn sie die Aeltesten auf den bloßen Widerspruch, in den sie fielen, verdammt hätten. Ihr eigenes Bekenntniß muß dazu gekommen seyn. Der bloße Widerspruch konnte gegen sie nichts beweisen, sondern er war nur die Gelegenheit einer Ueberraschung, in der sie ihre Verleumdung gestanden. Und so, sage ich, bleibt es zwar allerdings ein eben so großer Widerspruch, wenn die nämliche Erscheinung an zwei verschiedenen Orten soll geschehen seyn, als wenn die nämliche Sache zugleich unter einer Eiche und unter einer Linde soll vorgegangen seyn; aber derjenige, der des ersteren Widerspruchs wegen, wenn er auch immer und ewig in den Evangelisten bleiben müßte, schließen wollte, „also sind die Evangelisten Lügner, also muß man den Evangelisten gar nichts glauben," der schließt wirklich eben so übereilt, als die Richter geschlossen haben würden, wenn sie bloß darauf die Aeltesten hätten steinigen lassen, weil der eine eine Eiche für eine Linde, oder der andere eine Linde für eine Eiche angesehen hätten, indem ihre lüsternen Augen nach ganz etwas anderem sahen, als nach den Bäumen der wollüstigen Scene.

Daher mag ich dem Nachbar seinen Trumpf, der unverschämte Mann! auch kaum aufmutzen. Er sah damit vielleicht nicht sowohl auf den Widerspruch, den der Ungenannte zwischen dem Matthäus und Johannes fand, als auf das, was der Ungenannte aus diesem und dergleichen Widersprüchen folgern zu dürfen glaubte. Da befiel ihn denn ein heiliger Eifer, und ich bin noch sehr wohl mit ihm zufrieden, daß er in diesem heiligen Eifer nur rief: der unverschämte Mann! und nicht gar ein Gott schelte dich, Satan! ausstieß. Was unmittelbar darauf folgt, ist wenigstens so kahl, daß ein förmlicher Fluch nicht übel dazu gepaßt hätte. „Kein Christ

„hätte vor ihm den absurden Widerspruch, wenn er da wäre, „gesehen? Es müssen sehr stolze Leute seyn, die so die Religion „bestreiten, und sich für Generalpächter des Menschenverstandes „halten.“ — Fürs erste, lieber Nachbar, sind Sie ganz unrecht berichtet, daß dieser Widerspruch zwischen dem Matthäus und Johannes nicht schon längst gerügt worden. Und zum andern, was wäre es denn, wenn auch das nicht wäre, und der Ungenannte ihn schlechterdings zu allererst entdeckt hätte? Es ist bis jetzt in der Welt noch unendlich mehr übersehen, als gesehen worden. Nur Leute, bei denen alles so bleiben soll, wie sie es von ihrem Professor gehört haben, können sich das nicht einbilden, und diese Leute sind der Wahrheit noch viel schädlicher, als die, die Sie so sinnreich Generalpächter des Menschenverstandes, ich weiß nicht wem nach, nennen. Denn was diese gepachtet haben, das haben sie doch, und sie verkaufen es zur Zeit der Noth nur ein wenig theuer. Aber jene! Jene wollen das gar nicht in der Welt leiden, was diese nur ausschließend gepachtet zu haben vermeinen. — Fragen Sie mich aber, lieber Nachbar, wer denn diesen Widerspruch, bei dem wir halten, vor unserem Ungenannten schon gesehen habe? So antworte ich Ihnen nur, daß Augustinus sogar schon darauf geantwortet hat. Aber freilich ganz anders geantwortet hat, als Sie. Augustinus nämlich sagt — Lesen Sie es bei ihm selbst nach.[1] Ich würde nicht fertig, wenn ich vollends mit Ihnen in die ältesten Harmonieen gehen wollte, die Sie mir so wenig zu kennen scheinen.

Siebenter Widerspruch.

„Bei dem Matthäus umfassen die Weiber des Auferstan„denen Füße; beim Lucas ermuntert der Auferstandene selbst

[1] De consensu Evangel. L. III. c. 24.

„die versammelten Eilfe, ihn zu berühren; beim Johannes „befiehlt er dem Thomas, ihn mit der Hand zu betasten; „nur von der Maria Magdalena, sagt Johannes, habe er sich „durchaus nicht wollen berühren lassen."

Wenn sich zwei oder mehrere Evangelisten widersprechen, so bin ich, Falls ihre Vergleichung nicht nothwendig ist, Falls sie nicht höchst natürlich sich ergiebt, sehr geneigt, alles so stehen zu lassen, wie es steht, und den Widerspruch lieber zuzugeben, als ihren zwar verschlissenen, aber immer noch ehrwürdigen Purpur mit meinen abstechenden Lappen zu flicken. Bei weitem aber bin ich so nachgebend nicht, wenn man mich bereden will, daß Ein Evangelist sich selbst widerspreche. Denn wie Mehrere nicht Eins sind, so ist auch Eins nicht Mehrere. Wenn der unterrichteteste, redlichste Erzähler andern, die mit ihm zugleich erzählen, nicht widersprechen soll, so muß er diesen andern, oder diese andere müssen ihm schreiben helfen, und das möchte ich nicht gern auf die Evangelisten kommen lassen. Hingegen, wenn ein Geschichtschreiber sich nicht selbst widersprechen soll, so braucht er nur immer derselbe zu seyn, der er war.

Folglich, da in diesem Widerspruche nicht allein Matthäus und Lucas mit dem Johannes streiten, sondern Johannes auch mit sich selbst uneinig ist, so habe ich ihn von je her unter diejenigen gerechnet, denen mit leichter Mühe zu begegnen sey. Da nämlich Johannes sagt, daß der Auferstandene sich den Betastungen des Thomas nicht nur nicht geweigert, sondern sie vielmehr aufgefordert; und eben dieser Johannes erzählt, daß der Auferstandene von der Maria Magdalena nicht berührt seyn wollen, so kann ich mir nicht einbilden, daß Johannes zwei widersprechende Dinge damit zu verstehen geben wollen; einmal, daß Christus durch seine Fühlbarkeit den zweifelnden

Thomas überzeugen, und einmal, daß Christus durch seine Nichtfühlbarkeit die schon überzeugte Magdalena, wenn sie etwa nach ihm griffe, nicht zweifelhaft machen wollen. Denn schlechterdings hat Johannes nur eines von beiden für wahr halten können, entweder daß Christus nach seiner Auferstehung einen fühlbaren körperlichen Körper, oder einen unfühlbaren Scheinkörper gehabt habe.

Und so würde ich ganz gern dem Nachbar zugestehen, daß er auf diesen Widerspruch geantwortet habe, wenn er weniger schnippisch und verächtlich geantwortet hätte. Aber diesen Ton kann man an einem Manne, der nicht mehr Scharfsinn, nicht mehr Gelehrsamkeit zeigt, als Er, so wenig vertragen, daß man vielmehr dadurch gereizt wird, einen Posten zu vertheidigen, den man gutwillig verlassen wollte.

Gleichwohl will ich ihm in dieser Absicht nur zu Gemüthe führen, daß seine Erklärung der Worte des Johannes (XX, 17), worauf sich seine ganze Antwort gründet, noch lange so ausgemacht nicht sey, als er glaubt. Sie ist zwar freilich die seit 150 Jahren fast allgemein angenommene; aber sie macht doch auch die ganze Stelle so kahl, so leer, so frostig, so komplimentenmäßig, daß nicht zu verwundern, wenn das gesammte Alterthum weit etwas anderes und mehreres darin gesucht hat. Selbst Grotius hängt noch an der alten mystischen Auslegung, und diejenigen, lieber Nachbar, sind eben nicht gleich kranke Köpfe, die diese und mehrere Auslegungen der Neueren für wahre Ausleerungen der ausgelegten Stellen halten.

Achter Widerspruch.

„Nach dem Matthäus und Marcus bescheidet Christus „unmittelbar nach seiner Auferstehung sowohl durch die Engel

„im Grabe, als selbst mündlich durch die rückkehrenden Weiber „seine Jünger nach Galiläa, bei dem Lucas aber befiehlt er „eben denselben an eben dem Tage der Auferstehung, daß sie „sämmtlich in Jerusalem bleiben sollten, bis daß der heil. „Geist über sie ausgegossen würde, welches am Pfingstfeste „geschah."

Auch bei diesem Widerspruche, welchen ich unter allen bisher vorgekommenen noch am liebsten möchte beantworten können, ist merkwürdig, daß sich jeder Evangelist einzeln sorgfältig gehütet hat, darein zu verfallen. Denn wenn Jesus beides von seinen Jüngern verlangt hätte, wenn er ihnen beides zu verschiedenen Zeiten befohlen hätte, so würde derjenige Evangelist, welcher das Gebot an die Jünger, nach Galiläa zu gehen, so einschärft (Matthäus), nicht von allen Erscheinungen zu Jerusalem schweigen, und nur der einzigen auf einem Berge in Galiläa gedenken; und derjenige Evangelist, welcher den Auferstandenen seinen Jüngern befehlen läßt, die ersten funfzig Tage nicht aus Jerusalem zu weichen (Lucas), würde nicht bloß lauter Erscheinungen in Jerusalem erzählen, und selbst diejenige in Jerusalem bei verschlossenen Thüren vorgehen lassen (XXIV, 41), deren eine sehr gleichförmige Johannes (XXI, 1—13) am galiläischen Meere erfolgen läßt.

Und dieses alles hat der Ungenannte so handgreiflich auseinander gesetzt, daß ich hier den Nachbar vornehmlich erwartet habe. Nicht, daß ich hoffen dürfte, er würde leisten, was noch kein Ausleger geleistet hat, sondern weil mir einfiel, daß eine blinde Henne manchmal auch ein Korn findet. Das albernste Gewäsche in den Tag hinein hat oft Gelegenheit zu einem sehr sinnreichen Gedanken gegeben, und gar nicht witzige Leute werden oft durch dringende Verlegenheit, geschwind etwas zu ihrer Vertheidigung sagen zu müssen, sehr witzig. Hier wird, dacht

ich, die blinde Henne brav scharren; und wer weiß, ob nicht gar ein hübsches Steinchen in dem aufgescharrten Miste sich findet? Das Steinchen wäre denn für mich.

Nun denn! Hier ist das Steinchen, das die blinde Henne aufgescharrt hat. Benennen mag es ein anderer, ich halte es für ein Krötensteinchen. Es kann aber auch ein Luchssteinchen seyn, denn hohl ist es.

Pfiffig indeß, werden manche sagen, sey mein Nachbar doch für zehn andere. Denn er begnügt sich, diesen achten Widerspruch in eigner Person nur vorzutragen, und nachdem er ihn vorgetragen, wendet sich sein bescheidenes unterrichtendes B. an das unterrichtete und ihn schon wieder unterrichtende A. mit einem Was sagen Sie dazu? Und nun sagt das A. wie folgt. „Ich sage, was ich öfter gesagt, „unser Autor muß alles durch einander werfen, wenn er „Widersprüche zur Welt bringen will. Es ist wahr, daß die „Engel und Jesus selbst am Tage seiner Auferstehung, den „Weibern befahlen, seinen Jüngern zu sagen, daß sie nach „Galiläa gehen, und ihn da sehen sollten; aber es ist nicht „wahr, daß er an eben diesem Tage ihnen gebot, zu Jeru„salem zu bleiben; denn das befahl er ihnen, am Tage „seiner Himmelfahrt, wie jeder sieht, der Ap. Gesch. I, „3. 4. lesen kann."

So? das ist nicht wahr? wie jeder sehen kann? — Wie froh bin ich, daß dieses A. sagt, ein Mann, der mir vom Anfange nicht gefallen, weil er ein Zweizüngler ist. Und ein hämischer, boshafter Zweizüngler. — Lieber Nachbar, mit was für Leuten geben Sie sich ins Gespräch! Merken Sie denn nicht, daß dieses tückische A. Sie gern in einen übeln Ruf bringen möchte? Was er da sagt, wird Ihnen Händel machen, weil Sie es mit keiner Sylbe bestrafen.

Oder ernsthafter: Ihr Pfiff, lieber Nachbar, hilft Ihnen nichts, daß Sie eine solche Antwort nicht selbst geben, sondern nur geben lassen. Sie haben zwar vielleicht einmal gehört, daß man in einer Komödie seine Personen kann sprechen lassen, wie man will, wenn es nur mit dem einmal angenommenen Charakter derselben nicht streitet; daß man sie fluchen und lügen und lästern kann lassen, so arg man will, und daß kein Mensch den Komödienschreiber dafür muß ansehen wollen. Aber Unterredungen, die zu Untersuchung der Wahrheit geschrieben werden, sind keine Komödien, und der Verfasser solcher Unterredungen muß für alles stehen, was er nicht darin gelegentlich selbst verwirft, oder wenigstens mit einem mißbilligenden Seitenblicke bezeichnet.

Also, lieber Nachbar, was sagen Sie? den Befehl, fürs erste in Jerusalem zu bleiben, habe Christus seinen Jüngern am Tage seiner Himmelfahrt gegeben, wie jeder sehen müsse, der Ap. Gesch. I, 3. 4. lesen könne? — Es ist mir unbegreiflich, wie Sie so etwas so dreist in die Welt schreiben können. Wenn die Bibeln in der Welt noch so rar wären, daß man eine von hundert Meilen her verschreiben müßte, so wäre es noch was. Aber da jeder Ihrer Leser nur die Hand ausstrecken darf, um Sie auf der Unwahrheit zu ertappen — Wahrhaftig, unbegreiflich! ganz unbegreiflich!

So viel ist wahr, daß der Anfang der Apostelgeschichte bis auf den neunten Versikel, drei verschiedene Absätze hat, die wohl ein Mann durch einander mengen könnte, der im Schlafe zu lesen gewohnt ist. Die zwei ersten Versikel enthalten einen bloßen Uebergang von dem ersten auf das zweite Buch des Lucas, mit genauer Bemerkung, bis wie weit das erste Buch, sein Evangelium, gehe. Hierauf wiederholt er kürzlich, V. 3. 4. 5. was Christus in den 40 Tagen nach

seiner Auferstehung gethan und gesagt, und kömmt sodann, im sechsten Versikel auf die ganz letzte Begebenheit seines ersten Buchs zurück, von welcher er den Faden wieder aufnimmt. Diese letzte Begebenheit ist die Himmelfahrt Christi, von welcher wir hier, V. 6. 7. 8., noch einen Umstand erfahren, den Lucas, weil er sich auf die Zukunft bezog, lieber zu Anfang des zweiten, als zu Ende des ersten Buchs erzählen wollte.

Wenn nun der Befehl, daß die Jünger fürs erste nicht von Jerusalem weichen sollen, in dem mittelsten Absatze vorkömmt; wenn es nichts weniger als unwidersprechlich ist, daß συνελθοντες v. 6 sich auf συναλιζομενος v. 4. bezieht, und Lucas vielmehr im sechsten Versikel von einer ganz andern Versammlung zu reden anfängt, als deren er im vierten Versikel gedenkt, wo nur von einer Versammlung der Eilfe die Rede war, anstatt daß im sechsten Versikel eine weit größere Versammlung von Jüngern zu verstehen, die bei der Himmelfahrt gegenwärtig seyn sollten; wenn es noch im geringsten nicht erwiesen ist, daß das συναλιζομενος v. 4. nichts als ein bloßes Zusammenbringen bedeute, und folglich die beiden ältesten Uebersetzer, der Lateinische und Syrische, die es durch convescens geben, völlig unrecht hätten; wenn sogar es höchst wahrscheinlich ist, daß Lucas mit diesem Worte eben nicht wie Xenophon sich ausdrücken, sondern vielmehr auf eine andere Stelle bei sich selbst verweisen wollen:[1] wie können Sie denn sagen, daß jeder, der Apostg. 1, 3. 4. lesen könne, sehen werde, Christus habe nicht am Tage seiner Auferstehung, sondern am Tage seiner Himmelfahrt, den Jüngern befohlen, in Jerusalem fürs erste zu bleiben? Ich kann doch auch lesen,

[1] V. Boisii Veteris Interpretis cum recentioribus Collatio, p. 347. Conf. Stockius ad. l. q.

und sehe das nicht. Aber freilich, ich *will* nicht sehen, und ganz recht; ich will mit fremden Augen nicht sehen, sondern mit meinen. — Wenn Sie sich noch begnügt hätten zu sagen, daß jener Befehl in der Apostelgeschichte nicht eben am Tage der Auferstehung gegeben zu seyn *scheine*: so möchte es noch hingehen, falls er an dieser Stelle allein stünde. —

Denn kurz, wozu alles dieses Spiegelgefechte? — Ihre Versündigung ist hier weit größer, als daß Sie bloß Ihre Meinung in einer streitigen Stelle ganz offenbar finden. So was wiederfährt uns allen. Das wäre des Rügens nicht werth. Dabei kann man noch immer ein sehr ehrlicher Mann seyn. Aber, Nachbar, auch dabei, wenn man nicht allein eine streitige Stelle als nicht streitig für sich anführt, sondern noch dazu eine anderweitige, nicht im geringsten streitige Stelle, die ausdrücklich wider uns ist, *wissendlich* verschweigt? Auch dabei? — Ich lasse es gelten, wenn man auf dem Katheder disputirt, wo man sich nur seinem Pro loco würdig zeigen soll. Da gilt allerlei Münze. Aber wenn man vor den Augen der ganzen Welt als ein unparteiischer Untersucher der Wahrheit auftritt, der mit gutem Gewissen muß sagen können, οὐ σπευδω νικησαι κακως, ἀλλα ζητησαι ἀληθως: ist es auch da noch erlaubt, solche Adjunctenstreiche zu spielen?

Es hat nämlich jener Befehl in der Apostelgeschichte, nicht allein eine solche Parallelstelle, aus welcher er erklärt werden *kann*; sondern er hat sogar eine solche, aus welcher er nothwendig erklärt werden *muß*, weil es Parallelstelle des nämlichen Verfassers ist. Der nämliche Lucas, welcher in seiner Apostelgeschichte den Tag, da jener Befehl gegeben worden, nicht bestimmt genug ausdrückt, drückt sich in seinem Evangelio so bestimmt darüber aus, daß schlechterdings keine genauere Bestimmung der Zeit möglich ist. Denn wann läßt

er ihn da geben, jenen Befehl? Nicht in der Versammlung der Eilfe, in welcher der Auferstandene ein Stück vom gebratnen Fische und Honigseims aß? Und wann war diese Versammlung? War es nicht die nämliche, bei welcher sich die zwei Jünger, welche nach Emmaus gegangen waren, einfanden? Und wann gingen diese Jünger nach Emmaus? War es nicht am dritten Tage nach der Kreuzigung Christi? wie sie selbst sagen. War es nicht, wie sie selbst sagen, am Abende des nämlichen Tages, an dessen frühen Morgen die Weiber das Gesicht der Engel gesehen hatten? — Also, am Tage der Auferstehung? —

Was ist hierwider einzuwenden? Nichts, schlechterdings nichts. Entweder hat Christus, nach dem Lucas, seinen Jüngern sogleich am Tage der Auferstehung befohlen, in Jerusalem zu bleiben, oder es ist bei allen Evangelisten nichts klar, nichts ausgemacht. Denn das Deutlichste, was sie uns irgendwo sagen, ist nichts deutlicher, als das.

„Aber, mein Gott!" muß ein ehrlicher Christ denken, der unter diesen Dornen zu wandeln nie für gut befunden, „wenn „schlechterdings wider jene Stelle im Evangelio des Lucas „nichts einzuwenden ist, wie helfen sich denn gleichwohl die „Harmonisten?" Wie sie können, liebe Seele. Das ist, auf die schändlichste, heilloseste, unverantwortlichste Weise. Und da dürfte ich fast meinem Nachbar eine Ehrenerklärung thun. Er ist im Grunde nichts schlimmer, als sie alle, und wenn in Gesellschaft unsinnig seyn, den Unsinn entschuldigt, so ist er hinlänglich entschuldigt. Eben die Stelle, die er hier verschweigt, hat sie längst zu einem Verfahren genöthigt, bei welchem ich eben so gern die mangelhaften Stücke eines zerrissenen Briefes, mit welchen der Wind spielt, zu meiner Bibel machen möchte. Zu einem Verfahren, welches auch

nur stillschweigend billigen, zur Schande der Evangelisten laut erklären heißt, daß in ihnen überall nichts aus dem Zusammenhange zu erklären sey; daß alle ihre Nachrichten, alle von ihnen eingeschaltete Reden Christi, nichts als feuchter Sand sind, der sich nur so lange zusammenballet, als man ihn nicht reibt.

Sie sagen nämlich: Lucas brauche in seinem Evangelio eine Anticipation, und lasse Christum daselbst etwas weit früher sagen, als er es wirklich gesagt habe, welches er selbst Apostelg. I, 3. 4. zu verstehen gebe. — Vollkommen wie Toinette der Medicus im eingebildeten Kranken! Die Weise der heiligen Lehrer, mit Luthern zu reden, die Schrift so zu erklären, daß sie helle klare Sprüche nehmen, und machen damit die dunkeln Wankelsprüche klar: diese Weise war so alt, so abgenutzt! Warum sollen sie das Herz nicht einmal verlegen? warum sollen sie, wenigstens zur Veränderung, das Ding nicht einmal umkehren, und die dunkeln Wankelsprüche nehmen, um damit in die allzuhellen allzuklaren Sprüche eine angenehme Dämmerung zu bringen.

Oder sie sagen mit andern Worten: Lucas habe, dort in seinem Evangelio, zwei Reden Christi in eine geschmolzen; zwischen dem dreiundvierzigsten und vierundvierzigsten Versikel, die Lucas freilich mit eisernen Klammern verbunden zu haben scheine, die er mit Einem Zuge der Feder geschrieben, oder in Einem Athem seinem Schreiber vorgesagt, liege nicht weniger als eine Zeit von vierzig Tagen; von dem einen Versikel auf den andern mache Christus mit seinen Jüngern einen kleinen Sprung von Jerusalem bis Bethania. — Und warum nicht? Tausend Jahre sind ja vor Gott wie ein Tag, mit einer Spanne umfaßt er ja die ganze Erde. Folglich sind vierzig Tage vor ihm nur wenige Secunden; folglich ist

ihm der Abstand von Jerusalem bis Bethania ein Punct, der in den andern fällt, und aus Vernachlässigung dieser wenigen Secunden, aus dieser Verwechslung der rechten Seite eines Sonnenstäubchens mit dessen linker, wagt man es, dem Lucas ein Verbrechen zu machen? — Sie wären es fähig diese Herren, ihre harmonische Mißhandlung so zu rechtfertigen. —

Wahr ist es, daß ihnen schon Tatian gewissermaßen vorgegangen, als welcher den neunundvierzigsten Versikel in dem letzten Kapitel des Lucas, auf eine eben so gewaltsame Art trennt, und zwischen das wiederholte Versprechen Christi, seinen Jüngern die Verheißung seines Vaters zu senden, und den unmittelbar darauf folgenden Befehl, in Jerusalem zu bleiben, ich weiß nicht wie viel Erscheinungen noch einschaltet, deren die andern Evangelisten gedenken. Aber wie dieses überhaupt für sie nichts beweisen, sondern nur zeigen würde, wie früh es schon Leute gegeben habe, die sich alles mit den Evangelisten erlaubt, um nur ein Ganzes aus ihnen zusammensetzen zu können, das nach ihrem Kopfe wäre: so antworte ich hierauf noch Folgendes insbesondere. Fürs erste ist noch eine große Frage, ob wir den wahren Tatian haben. Zweitens, hätten wir ihn auch, und wäre es eben derselbe, den uns Victor Capuanus aufbehalten, so ist klar, daß sein Werk nichts weniger als eine Harmonie, in dem uns gebräuchlichen Verstande dieses Wortes, ist, oder seyn soll; es ist ein bloßer Faden, auf welchen er taliter qualiter die Erzählungen der Evangelisten gereiht; es ist ein bloßes βιβλιον συντομον, dessen sich die gemeinen Christen in aller Einfalt bedienten. Drittens bitte ich nicht zu vergessen, daß die rechtgläubige Kirche mit der Arbeit des Tatian nur schlecht zufrieden war; nicht allein wegen verschiedener Auslassungen, die er zu Gunsten

seiner Enkratitischen Irrthümer machte, sondern auch wegen der Zusammensetzung des beibehaltenen und unverfälschten Textes der Evangelisten selbst. Denn Theodoret giebt ihm eine κακουργιαν της συνθηκης Schuld, worunter ich mir nichts anders denken kann, als daß er, wo es ihm vortheilhaft gewesen, solcher gewaltsamen Trennungen der Worte des Herren mehrere zu machen sich unterstanden, als diese eine ist, die in dem Werke etwa noch übrig geblieben, das gegenwärtig seinen Namen führt.

Wenigstens ist gewiß, daß keiner von den nachfolgenden Kirchenvätern, weder die Trennung des neunundvierzigsten Versikels, noch die Trennung des dreiundvierzigsten und vierundvierzigsten gebilligt, und sich dadurch aus der Verlegenheit zu helfen gesucht, daß Christus an dem nämlichen Tage seinen Jüngern in Jerusalem zu bleiben, und nach Galiläa zu gehen, befohlen.

Hieronymus sicherlich nicht, dem Hedibia diesen nämlichen achten Widerspruch meines Ungenannten zur Auflösung vorlegte. Denn Hieronymus sagt bloß, daß die Erscheinungen Christi in Jerusalem für keine eigentliche Erscheinungen zu rechnen, als in welchen er nur pro consolatione timentium videbatur et videbatur breviter, rursumque ex oculis tollebatur. In den Erscheinungen in Galiläa hingegen wäre tanta familiaritas et perseverantia gewesen, ut cum eis pariter vesceretur. Nun ist zwar freilich unbegreiflich, wie Hieronymus fortfahren, Unde et Paulus Apostolus refert, eum *quingentis simul apparuisse discipulis*. Et in Joanne legimus quod piscantibus Apostolis *in littore steterit et partem assi piscis favumque comederit*: quæ verae resurrectionis indicia sunt, und unmittelbar darauf hinzusetzen können: In Hierusalem autem nihil horum fecisse narratur. Denn wie

war es immer möglich, daß Hieronymus einer Bibelleserin, wie Hedibia war, so etwas schreiben konnte? Hedibia mußte nothwendig sehr sonderbare Begriffe, entweder von der Uebereinstimmung der verschiedenen Exemplare des neutestamentlichen Textes, oder von der Bekanntschaft des Hieronymus mit demselben bekommen. Der auferstandene Christus habe in Jerusalem nicht gegessen? Steht denn nicht in seinem eigenen Lucas: at illi (die in Jerusalem versammelten Jünger, zu welchen die von Emmaus zurückgekehrten kamen) obtulerunt ei partem piscis et favum mellis? Folgt denn nicht auch in seinem Lucas: et cum manducasset coram eis? Wie gesagt, diese Vergeßlichkeit des Hieronymus ist mir ganz unbegreiflich: eben so unbegreiflich als es mir ist, daß sie sonst niemanden, so viel ich wüßte, vor mir aufgefallen. Dieser einzigen Stelle wegen, wenn ich Herausgeber des Hieronymus gewesen wäre, würde ich, ohne weiteres Bedenken, die ganze Antwort auf die zwölf Fragen der Hedibia, nicht bloß unter die ἀμφιβολως νοθα, sondern gerade zu unter die ψευδεπιγραφα indocta dieses Kirchenlehrers geworfen haben. Denn was kann ungelehrter für einen Ausleger der Schrift seyn, als wenn ihm die ausdrücklichen Worte derselben so wenig gegenwärtig sind? Wäre es sonst einem wohl zu verdenken, der diese Vergeßlichkeit des Hieronymus nur für angenommen ausgäbe, weil er der Hedibia nichts gescheiders zu antworten wußte? — Doch was mache ich mir für Sorge? Die Benediktiner, deren neueste Ausgabe ich nicht nachsehen kann, werden da schon andern Rath gefunden haben!

Eben so wenig, und noch weniger als Hieronymus, läßt es sich Augustinus einfallen, jenes doppelten einer den andern aufhebenden Befehls wegen, eine und eben dieselbe Rede beim Lucas halb in Jerusalem, und halb vierzig Tage hernach in

Bethania halten zu lassen. Auch geht er mit Beantwortung des daraus entspringenden Einwurfs schon weit feiner zu Werke. Da nämlich Marcus, welcher eben sowohl als Matthäus, den Befehl hat, daß die Jünger nach Galiläa gehen sollen, ganz und gar keiner Erscheinung in Galiläa gedenke; da der Engel beim Matthäus nicht gesagt habe, „praecedit vos in Galilæam, ibi *primum* eum videbitis; aut, ibi *tantum* eum videbitis; aut, *non nisi* ibi eum videbitis, als in welchen Fällen Matthäus den übrigen Evangelisten freilich widersprechen würde; da Matthäus den Engel bloß sagen lasse: *ibi eum videbitis*, nec expressum est quando id futurum esset, utrum quam primum antequam alibi ab eis visus esset; an postea quam eum alicubi etiam præterquam in Galilæa vidissent: so glaubt Augustinus, Christus habe zwar freilich wohl den Jüngern versprechen lassen, irgend einmal in Galiläa ihnen zu erscheinen, in der That aber liege doch in dem Befehle, daß sie ihm nach Galiläa folgen sollten, noch ganz etwas anders. Und was? Was anders als ein Mysterium, welches in der wörtlichen Bedeutung des Namens Galiläa, wie die Dotter in der Schale des Eies eingeschlossen liege. Galilæa namque, sagt er, interpretatur vel transmigratio, vel revelatio. Und nun nehme man das eine oder das andere: die Sache ist klar, und das praecedit vos in Galilæam wäre genau erfüllt worden, auch wenn der auferstandene Christus ganz und gar nicht nach Galiläa gekommen wäre. Denn für's erste, secundum transmigrationis sententiam: transmigrirte nicht nunmehr die Gnade Christi zu den Heiden? Für's zweite secundum illud, quod Galilaea interpretatur revelatio: wo sonst als in Galiläa, offenbarte sich Christus zuerst in derjenigen Gestalt, in welcher er dem Vater gleich ist?

Wie nüchtern! wie nüchtern! werden mir die Exegeten seit heute und gestern zurufen. — Meine Herren, es kann wohl seyn. Und obschon auch Hieronymus an einem andern Orte,[1] wo er sich vermuthlich besann, daß jene der Hedibia gegebene Antwort nicht weit reichen möchte, sogar zu einer mystischen Auslegung seine Zuflucht nimmt: die mystischen so wie die allegorischen Auslegungen, sind freilich ein wenig nüchtern. Gleichwohl, ich muß es nur zu meiner Schande gestehen, — die nüchternste von allen mystischen und allegorischen Auflösungen unauflößlicher Knoten, dünkt mich unendlich besser, als Ihre alexandrischen, meine Herren, mit dem Schwerte. Denn jene sind doch nur Spiele, leere Versuche, und Ihre, sind Mißhandlungen, thätige Vergehungen, die Sie, an einem bloß menschlichen Schriftsteller auszuüben, sich selbst schämen würden. —

Ehe ich hierüber bitterer werde, will ich nur weiter gehen.

Neunter Widerspruch.

„Nach dem Matthäus geschieht die Erscheinung in Galiläa auf einem Berge, dahin Christus seine Jünger beschieden „hatte; nach dem Johannes geschieht sie am Ufer des Galiläischen Sees bei Tiberias. Da und dort unter ganz verschiedenen Umständen.“

Das giebt mein Nachbar mit beiden Händen zu. Nur ist dem guten Mann sehr traurig, daß ein Mensch, der doch Berg und See unterscheiden könne, aus zwei so sichtbar verschiedenen Erscheinungen lieber einen Widerspruch schmieden, als sie unterscheiden wollen.

Endlich steht einmal das Wörtchen wollen am rechten Orte. Der Ungenannte wollte nicht, weil er glaubte, nicht

[1] Comment. in Matthæum.

zu dürfen. Der Nachbar aber will, ohne sich zu bekümmern, ob er darf.

Zwar sagt der Nachbar, daß weder Matthäus noch Johannes den Ungenannten auf irgend eine Weise veranlassen können, beide Erscheinungen für eine zu halten, daß es folglich kaum werth sey, auf den ganzen Widerspruch zu antworten. Er macht hiermit auch in der That links um, marschirt ab, und schießt Victorie.

Aber, lieber Nachbar, wenn Sie von Ihrer glorreichen Expedition glücklich wieder nach Hause sind, wollen Sie wohl Folgendes in Betrachtung zu ziehen geruhen, um wenigstens ex post zu urtheilen, ob Sie sich den Sieg so leicht hätten machen sollen?

Die Erscheinung, die den Eilfen auf dem Berge geschah, ist die einzige, deren Matthäus gedenkt, deren Matthäus, zu Folge des Versprechens, welches bei ihm der auferstandene Christus seinen Jüngern thun läßt, gedenken mußte. Wäre es daher auch nur Matthäus aus dem wir unsere Nachrichten von der Auferstehung Christi schöpfen könnten und müßten, so würde man nicht unrecht annehmen, daß diese einzige erzählte Erscheinung, auch die einzige geschehene gewesen. Ja, ich bin ganz sicher, daß sodann unsere Theologen schon längst die Gründe ausfindig gemacht hätten, warum der auferstandene Christus nicht mehr als einmal hätte erscheinen können und müssen.

Nun aber, da wir mehrere Evangelisten haben, die eben so glaubwürdig sind als Matthäus, da jene andere Evangelisten mehrere Erscheinungen berichten, so ist freilich aus dem Stillschweigen des Matthäus nicht zu schließen, daß er damit, daß er nur einer Erscheinung gedenkt, andeuten wollen, daß es auch nur eine Erscheinung gegeben. Sondern die Sache ist nunmehr nur die, daß wir die einzige Erscheinung bei dem

Matthäus unter die anderweitigen Erscheinungen so einschalten, daß weder jene anderweitige, noch diese eingeschaltete etwas dabei leiden.

Bloß nach den Worten zu urtheilen, die Christus bei der galiläischen Erscheinung auf dem Berge zu seinen Jüngern redet, sollte man meinen, daß diese Erscheinung, wenn es nicht die erste und letzte gewesen, doch wenigstens die letzte gewiß gewesen seyn müsse. Denn Christus ertheilet ihnen da seine letzten Befehle und nimmt förmlich von ihnen Abschied. Doch da wir aus dem Lucas wissen, daß die Himmelfahrt unfern Jerusalem, und nicht in Galiläa geschehen, und die letzte Erscheinung doch wohl die Erscheinung bei der Himmelfahrt muß gewesen seyn, so fällt die galiläische Erscheinung irgendwo z w i s c h e n die übrigen.

Und auch dieses i r g e n d w o läßt sich näher bestimmen, indem wir mehr als eine von den übrigen Erscheinungen angeben können, welche nothwendig vor ihr hergegangen seyn müssen. Nämlich nicht allein alle die einzelnen Erscheinungen am Tage der Auferstehung, bei welchen Thomas nicht zugegen war; nicht allein die Erscheinung acht Tage darauf, welcher Thomas beiwohnte, müssen vor ihr vorhergegangen seyn: sondern sogar die am See Tiberias, welche Johannes berichtet, kann nicht anders als früher gewesen seyn. Dieses erhellet aus Johannis XXI, 14 unwidersprechlich, wo dieser Evangelist letztbenannte am See Tiberias ausdrücklich die d r i t t e an der Zahl nennt, welches, da es ihm selbst widersprechen würde, wenn man es von jeder einzelnen Erscheinung, die etwa nur einer oder wenigen Personen geschehen war, verstehen wollte, nothwendig nur von den solennern unter einer beträchtlichen Anzahl geschehenen Erscheinungen zu verstehen ist, dergleichen die bei verschlossenen Thüren, und diejenige, welche acht Tage

darauf erfolgte, gewesen waren. Nach diesen beiden, sagt Johannes, war die am See Tiberias die dritte. Grotius hatte hier keinen glücklichen Einfall, wenn er dieses drittemal beim Johannes, auf die Zahl der Tage will gezogen haben, an welchen Christus erschienen. Denn er vergaß in dem Augenblicke, wie die Juden ihre Tage zu zählen pflegen, als wonach sich nicht sagen läßt, daß die Erscheinung bei verschlossenen Thüren, mit den Erscheinungen am Grabe an dem nämlichen Tage geschehen wären. Fallen diese und jene aber auf zwei verschiedene Tage, so war die Erscheinung in Gegenwart des Thomas die dritte, und die am See Tiberias müßte die vierte, nicht die dritte gewesen seyn.

Mag man aber doch jenes drittemal beim Johannes verstehen und auslegen, wie man will: genug, daß die Harmonisten alle, keinen einzigen ausgenommen, einmüthig die Erscheinung am See Tiberias vor der Erscheinung auf dem Berge vorhergehen lassen. Nun sind dieser Berg und dieser See beide in Galiläa, beide Erscheinungen sind also in Galiläa geschehen, beide sind zu Folge der Verheißung Christi geschehen, daß er seinen Jüngern daselbst sichtbar werden wolle. Und das, lieber Nachbar, sehen Sie, das macht die Schwierigkeit, aus welcher nach der Meinung des Ungenannten, und auch ein wenig nach meiner, bei aufrichtiger Entwicklung, nichts geringers als ein formeller Widerspruch erwächst.

Denn lassen Sie uns doch nur die Erscheinung auf dem Berge etwas genauer erwägen. Derjenige Evangelist (Matthäus), bei dem der auferstandene Christus seinen Jüngern zweimal befehlen läßt, unverzüglich nach Galiläa zu gehen, wo sie ihn sehen würden, ist, wie gesagt, der einzige, der dieser Erscheinung auf dem Berge gedenkt, ist der, der sonst durchaus keiner andern Erscheinung gedenkt, ist der, der

dieser Erscheinung mit dem Zusatze gedenkt, daß eben auf diesen Berg sie Christus beschieden. Gesetzt nun aber auch, daß dieser Zusatz, dahin sie Christus beschieden hatte, sich nicht auf den Berg, sondern bloß auf Galiläa bezöge, so bleibt doch noch immer, auch ohne diesen Zusatz, die Erscheinung auf dem Berge die anberaumte Erscheinung, und muß folglich, wenn ich schon nicht sage, die erste von allen Erscheinungen überhaupt, aber doch ganz gewiß die erste von allen galiläischen Erscheinungen gewesen seyn. Das ist nothwendig, das ist unwidersprechlich, oder Matthäus (man merke das wohl!) Matthäus, der zu allererst schrieb, der nicht wissen konnte, was und wie viel der heil. Geist nach ihm durch andere Evangelisten würde ergänzen, würde berichtigen lassen, Matthäus hat als Einer geschrieben, in dem nicht ein Funken Menschenverstandes glimmt. Denn so, wie kein vernünftiger Mensch mit seinen Freunden eine zweite, dritte Zusammenkunft verabredet und anberaumt, ohne zu wissen, wo und wann die erste geschehen soll, so kann auch kein vernünftiger Geschichtschreiber von Anberaumung einer Zusammenkunft sprechen, und in Erfolg dieser Anberaumung, ich weiß nicht welcher zweiten, dritten Zusammenkunft gedenken, ohne von der, welche die erste und nächste nach der Anberaumung gewesen, ein Wort zu erwähnen.

Ist es aber nothwendig, lieber Nachbar, daß die Erscheinung auf dem Berge die erste galiläische Erscheinung muß gewesen seyn; ist es zugleich ausgemacht, daß dem ungeachtet die Erscheinung an dem See Tiberias, dem sogenannten galiläischen Meere, vor jener Erscheinung vorhergegangen: nun so haben wir ja zwei erste galiläische Erscheinungen. Zwei erste! — — Zwei gar? Ei, lieber Nachbar, was ist denn das, zwei erste? Ist es ein Räthsel? oder ist es ein

Widerspruch? Mir ist es nur ein Räthsel. Dem Ungenannten war es ein Widerspruch. Und Ihnen, Nachbar? O! Ihnen ist es weder das eine, noch das andere. Ihnen sind zwei erste, zwei erste! Sie können nichts, als den Mann beklagen, der zwei so verschiedene Zwei lieber in Widerspruch stellen, als trennen will. Die Kleinigkeit, daß sowohl das eine, als das andere von diesen Zwei in einem und eben demselben Betracht das Erste seyn soll, ist ja so eine Kleinigkeit! —

Mehr will ich hierüber nicht sagen. Wer gewisse Dinge nicht sogleich fühlt, dem sind sie auf keine Weise fühlbar zu machen. Der

Zehnte Widerspruch

ohnedem ist mit dem neunten so genau verbunden, daß ich bei Gelegenheit seiner noch alles nachholen könnte, was ich etwa bisher beizubringen vergessen hätte. Ja, er ist, dieser zehnte Widerspruch, nichts als die fernere stückweise Auseinandersetzung des neunten. Und dieser Stücke macht der Ungenannte besonders drei, in welchen allen seine erkannten Widersprüche sehr leicht zu rechtfertigen sind, nachdem wir in dem vorigen den Hauptgrund derselben gesichert haben.

Nämlich wenn der Ungenannte berechtigt gewesen ist, die Erscheinung auf dem Berge und die Erscheinung am Meere in Galiläa für einerlei Erscheinung zu halten, die nur, durch die immer wachsenden Abweichungen der mündlichen Erzählung in den ersten dreißig bis vierzig Jahren, zu solcher Verschiedenheit gediehen (er war zu dergleichen aber dadurch berechtigt, weil die Erscheinung auf dem Berge, als die anberaumte Erscheinung, nothwendig die erste, wenigstens die erste in Galiläa seyn mußte, und gleichwohl die Erscheinung am galiläischen Meere, nach der Rechnung des Johannes, noch vor jene

fällt): so ist er allerdings auch berechtigt gewesen, darin einen Widerspruch zu finden, daß Matthäus die galiläische Erscheinung zur ersten macht, Johannes aber vor selbiger zwei Erscheinungen zu Jerusalem vorhergehen läßt.

Nun hätte ich, meines Theils, hierauf bloß geantwortet, daß Johannes die Erscheinungen überhaupt zähle, Matthäus aber nur die erste und vornehmste Erscheinung in Galiläa nahmhaft mache, als welches nach seiner einmal gemachten Anlage genug war. Doch mein Nachbar weiß den Aal ganz anders zu fassen; weil Matthäus, sagt er, kein Protocoll abgeschrieben habe, weil er nur der einen Erscheinung erwähne, weil er (Er, der erste Evangelist!) nicht für nöthig gehalten, seinen Lesern von mehrern etwas zu melden, so sey aus ihm überhaupt nicht zu schließen, in welcher Ordnung die Erscheinung auf dem Berge gefolgt sey. Freilich, Ordnung ist nur unter den Mehreren, aber Eines, was aus diesen geordneten Mehrern herausgerissen wird, muß doch noch immer Merkmale seines gehabten Platzes behalten, oder man hat, auf eine höchst unvorsichtige Art, dieses Eine für das Einzige erklärt. Auch hat Matthäus seiner einen Erscheinung noch immer jene Merkmale gelassen, indem er sagt, daß es die anberaumte gewesen. Nur die Harmonisten halten für gut, auf diese seine Anberaumung gar nicht zu achten, und ihn die erste die beste Erscheinung aus dem Glückshafen greifen zu lassen. Mein weltkluger Nachbar will ein Gleichniß aus der neuesten Geschichte geben, und sagt: „Es kömmt die Rede „auf den letzten Krieg, ich erwähne besonders der Schlacht „bei Roßbach; erkläre ich sie dadurch für die erste oder letzte?“ Ei, nicht doch! Sie könnten so einen Fehler machen! Aber, lieber Nachbar, wenn Ihnen ein anderer den ganzen letzten preußischen Krieg in folgendem Epitome erzählen wollte: („Der

„König, nachdem er fast aus allen seinen Staaten vertrieben „war, hatte sich die vornehmsten seiner Feinde, die Franzosen „und Reichstruppen, nach Sachsen wie bestellt. Sie kamen „voll Uebermuths und Spottes, als hätten sie den Sieg schon „in Händen. Aber, wie ein Donnerstrahl aus hellem Him„mel überfiel er sie bei Torgau. Da erkannten sie wieder, „mit wem sie zu thun hatten, und machten Friede; etliche „aber blieben noch seine Feinde"): was würden Sie von einem solchen Erzähler wohl denken? Würden Sie ihn auch durchhelfen wollen, wie Sie den Matthäus durchzuhelfen suchen? Denn gerade ein solcher Erzähler wäre, nach Ihrer Auslegung, Matthäus. Er ließe Christum seine Jünger nach Galiläa bestellen, wo sie ihn sehen würden, und hierauf verschwiege er nicht allein, daß ungeachtet dieser Bestellung, er ihnen erst an andern Orten mehrmalen erschienen sey, sondern gedächte auch nicht einmal seiner ersten Erscheinung dort in Galiläa, gedächte anstatt der ersten, wenigstens anstatt der frühern, welches die am Ufer der See gewesen, einer spätern, und wer weiß wie viel spätern, auf einem Berge! — Aber, Gott Lob, daß Matthäus nur nach Ihrer Auslegung, lieber Nachbar, ein so abgeschmackter Erzähler ist! Nur nach der Auslegung der abgeschmackten Harmonisten ein so abgeschmackter Erzähler! Man bleibe ihm mit diesen vom Leibe, und er erzählt als ein planer gesunder Mann, dessen Erzählung wohl unrichtig seyn kann, aber ungereimt doch wahrlich nicht ist.

Eben so ist es mit den übrigen Umständen beschaffen. Matthäus und Johannes widersprechen sich offenbar in jedem derselben, sobald man annehmen muß, daß die Erscheinungen am See Tiberias und auf dem Berge ursprünglich nur eine Erscheinung gewesen.

Umsonst schreien Sie, lieber Nachbar, so laut und so oft:

„Aber wer heißt euch das annehmen? Aber könnt ihr denn „nicht Zwei zählen? Wer hier nicht Zwei zählen kann, muß „nicht wollen!" — Gott erbarms! wir wollten gern, aber wie können wir? Wie können wir Zwei zählen, da wir nicht wissen, wo wir anfangen sollen? nicht wissen, welches wir Eins nennen sollen? Will ich die Erscheinung an dem See mit dem Johannes Eins nennen, so ruft die Erscheinung auf dem Berge: „Nein, ich bin Eins, oder mein Gewährsmann „Matthäus war blödsinnig." Will ich nun diese Eins nennen, so ruft mir Johannes entgegen: „darfst du mich Lügen strafen? „Glaubst du, daß ich nicht Drei zählen kann?" — So werden wir ewig von einer Seite zu der andern geworfen; zählen ewig Eins und Eins, und kommen in alle Ewigkeit nicht bis auf Zwei.

Wie bewundere ich Sie, lieber Nachbar! wie bewundere ich Sie! Sie können Zwei zählen, und was das Sonderbarste ist, können mit dem nämlichen Zahlpfennige in die Hand eines jeden Kindes Zwei zählen! — Ist das Kind artig, so lächelt es und schweigt. —

Und schweigt. — O daß ich nicht auch so artig gewesen bin, wie dieses Kind! daß ich nicht auch jeden neuen Druck des nämlichen Zahlpfennigs für einen neuen Zahlpfennig mehr lächelnd hingenommen und geschwiegen habe!

Doch diese Reue kömmt zu spät, auch ist das Uebel, unter dessen Gefühl sie mich am meisten nagen könnte, überstanden; ich bin fertig. Ich bin fertig, fertig mit Vertheidigen und Beantworten. Nicht zwar fertig mit Vertheidigung meines ganzen Ungenannten, der ich weit entfernt bin, mich zu unterziehen; nicht zwar fertig mit Beantwortung der ganzen Schrift meines Nachbars, die ich nicht einmal ganz lesen mögen, aber doch fertig mit Vertheidigung dessen, was ich von den Fragmenten

des Ungenannten zu dem Meinigen gemacht habe; aber doch fertig mit Beantwortung dessen, was in den Unterredungen meines Nachbars gegen das gerichtet ist, wofür ich mit dem Ungenannten für einen Mann zu stehen, mir einfallen lassen.

Gott verhüte! daß ich mich mit diesem auf ein Mehreres einlassen sollte, was mir etwa, selbst bei der flüchtigen und nur mich betreffende Dinge suchenden Durchlesung, als contraband aufgestoßen wäre. Er behalte z. E., was er von der gänzlichen Unwissenheit eines geistlichen Messias sagt, in welcher die Apostel bei Lebzeiten Christi schlechterdings gestanden, unangefochten! Er behalte unangefochten, was er von dem spöttischen Unglauben der versammelten Jünger sagt, als die von Emmaus zu ihnen eintreten! Er kitzele sich an so scandalösen Albernheiten immerhin, und freue sich, mit dem muthwillig ausgebrochenen und zerschlagenen Schlußsteine eines wichtigen Bogens unbedeutende Lücken zugemauert zu haben! Was geht es mich an? Ich will fertig seyn und bin fertig.

Habe ich aber meine Muse auch so schon nicht zum Besten angewandt, was thut das? Wer weiß, ob ich sie mit etwas anderm nicht noch schlechter angewandt hätte? Mein Vorsatz war es wenigstens, sie gut anzuwenden. Meine Ueberzeugung war es wenigstens, daß ich sie so gut anwenden könne. Ich überlasse es der Zeit, was meine aufrichtig gesagte Meinung wirken soll und kann. — Vielleicht soll sie so viel nicht wirken, als sie wirken könnte. Vielleicht soll nach Gesetzen einer höheren Haushaltung das Feuer noch lange so fortdampfen, mit Rauch noch lange gesunde Augen beißen, ehe wir seines Lichts und seiner Wärme zugleich genießen können. — Ist das, so verzeihe Du, ewige Quelle aller Wahrheit, die allein weiß, wann und wo sie sich ergießen soll, einem unnütz geschäftigen Knechte! Er wollte Schlamm dir aus dem Wege raumen. Hat

er Goldkörner unwissend mit weggeworfen, so sind deine Goldkörner unverloren!

Nach diesem unwillkürlichen Ausbruche meiner innigsten Empfindung darf ich ruhig auf den Schlamm zurück sehen, den ich hier zu Hause geführt habe.

Auf diesen Schlamm, auf diesen Schlamm, großer Gott! wenn auch einige Goldkörner darunter wären, versetzt trotzig und keck mein Nachbar das vollendete Gebäude seines Glaubens!

Denn hier muß ich meinen Leser an die obigen Standorte erinnern, auf welchen mein Ungenannter und ich und mein Nachbar halten. An meines Ungenannten zu voreiliges auch d a r u m; an mein bescheidenes o b s c h o n; an meines Nachbars dreistes d e n n.

Welch ein Mann mein Nachbar! welch ein Christ! Die Widersprüche, aus welchen mein Ungenannter zu viel schloß; die Widersprüche, die ich der Wahrheit unbeschadet zugebe; diese Widersprüche — Nein, nicht diese Widersprüche — die Antworten, die glücklichen Antworten, die sein Scharfsinn so sonder alle Mühe auf diese Widersprüche fand, — diese seine, — wie man will, — kunstlosen oder kunstreichen Antworten, — was spotte ich? — Diese eckeln Mißgeburten seines eigenen Gehirnes — deren man freilich den langen Tag über nicht so viele ersäufen kann, als er die folgende Nacht wieder auszubrüten im Stande ist, sind das, was seine Ueberzeugung an der Gewißheit der Auferstehung Christi v o l l e n d e t hat.[1] Zwar zweifelte er nie an diesem großen Vorfalle, aber doch nach dem Angriffe meines Ungenannten, nachdem ihm dieser Gelegenheit gegeben, schärfer zuzusehen, und mit Bewunderung

[1] Unterr. S. 1.

zu bemerken, wie auch in anscheinenden Kleinigkeiten die Evangelisten so genau sind: wie weit stärker und fester ist sein Glaube geworden! [1] Und nun sage man mir noch mehr, daß die Einwürfe der Ungläubigen nichts Gutes stiften!

Gott! Gott! worauf können Menschen einen Glauben gründen, durch den sie ewig glücklich zu werden hoffen!

Nur noch ein Wort von mir selbst, und ich schließe. — Ich fühle es sehr wohl, daß mein Blut anders umfleußt jetzt, da ich diese Duplik [2] ende, als da ich sie anfing. Ich fing so ruhig an, so fest entschlossen, alles, was ich zu sagen habe, so kalt, so gleichgültig zu sagen, als ich bin, wenn ich auf meinen Spaziergängen vor langer Weile Schritte zähle. Und ich ende so bewegt, kann es so wenig in Abrede seyn, daß ich vieles so warm, so theilnehmend gesagt habe, als ich mich schämen würde, in einer Sache meines einzigen Halses zu

[1] Unterr. S. 76.

[2] Duplik: nicht Replik. Denn die Evangelisten und mich halte ich für den angeklagten Theil. Die Anklage erhob mein Ungenannter mit der unbilligen Aeußerung, daß wegen einiger Widersprüche in Kleinigkeiten, den Evangelisten aller Glaube abzusprechen sey. Hierauf ließ ich mich in meinen Gegensätzen ein, und antwortete ohne Umschweif, was ich für die kürzeste und unfehlbarste Antwort hielt. Diese Antwort mißfiel meinem Nachbar, der sie vermuthlich mehr für eine verdeckte hämische Bestätigung der Anklage als für eine Antwort hielt. Er wollte lieber eine alte verschrieene Waare das 999ste mal wieder zu Markte bringen, als aus dem Magazin eine frische holen die mehr Abgang fände. Aber dafür erkläre ich nun auch seine Antwort laut für eben das, wofür er meine stillschweigend erklärt hat: für Anklage der Evangelisten mehr, für nur anders gewandte, aber auf das Nämliche hinauslaufende Anklage, als für Antwort. Und das ist sie auch wirklich: indem es ihm damit nicht um die Glaubwürdigkeit jedes einzelnen Evangelisten, sondern bloß um die Glaubwürdigkeit einer gewissen Harmonie eigener Schöpfung zu thun ist, die, wenn sie erwiesen wäre, die Evangelisten gerade noch verdächtiger machen würde, als sie der Ungenannte zu machen weder Fug noch Willen gehabt hat. Also Duplik.

sprechen. Besonders wollte ich durchaus nicht über das Edle oder Unedle, über das Moralische oder Unmoralische gewisser Hiebe und Stöße meines Kampfpaares urtheilen, und habe es doch gethan. Ich wollte bloß die Gründe dieses Urtheils meinen Leser beiläufig abnehmen lassen, und habe ihm das Urtheil selbst oft wörtlich vorgesprochen. Was soll ich thun? Mich entschuldigen? Mit der albernen Miene eines unausgelernten Heuchlers um Vergebung bitten? Versprechen, daß ich ein andermal besser auf meiner Hut seyn wolle?

Kann ich das? Ich versprechen? — Ja, ja; ich verspreche: — mir es nie wieder auch nur vorzunehmen, bei gewissen Dingen kalt und gleichgültig zu bleiben. Wenn der Mensch bei dem, was er deutlich für Mißhandlung der Vernunft und Schrift erkennt, nicht warm und theilnehmend werden darf: wann und wo darf er es denn?

Eine Parabel.

— quæ facilem ori paret bolum.

Etymologista vetus.

Nebst einer kleinen Bitte und einem eventualen Absagungsschreiben

an den Herrn Pastor Goeze in Hamburg. (1)

1778.

Ehrwürdiger Mann!

Ich würde ehrwürdiger Freund sagen, wenn ich der Mensch wäre, der durch öffentliche Berufung auf seine Freundschaften ein günstiges Vorurtheil für sich zu erschleichen gedächte. Ich bin aber vielmehr der, der durchaus auf keinen seiner Nächsten dadurch ein nachtheiliges Licht möchte fallen lassen, daß er der Welt erzählt, er stehe, oder habe mit ihm in einer von den genaueren Verbindungen gestanden, welche die Welt Freundschaft zu nennen gewohnt ist. —

Denn berechtigt wäre ich es allerdings, einen Mann Freund zu nennen, der mir mit Verbindlichkeit zuvor gekommen ist; den ich auf einer Seite habe kennen lernen, von

welcher ihn viele nicht kennen wollen; dem ich noch Verbindlichkeit habe, wenn es auch nur die wäre, daß seine Wächterstimme noch meines Namens schonen wollen.

Doch, wie gesagt, ich suche bloß durch meine Freunde eben so wenig zu gewinnen, als ich möchte, daß sie durch mich verlieren sollten.

Also nur, ehrwürdiger Mann! Ich ersuche Sie, die Güte zu haben, nachstehende Kleinigkeit in einige Ueberlegung zu ziehen. Besonders aber dringe ich darauf, sich über die beigefügte Bitte nicht bloß als Polemiker, sondern als rechtschaffener Mann und Christ auf das baldigste zu erklären rc.

Die Parabel.

Ein weiser thätiger König eines großen großen Reiches hatte in seiner Hauptstadt einen Palast von ganz unermeßlichem Umfange, von ganz besonderer Architektur.

Unermeßlich war der Umfang, weil er in selbem alle um sich versammelt hatte, die er als Gehülfen oder Werkzeuge seiner Regierung brauchte.

Sonderbar war die Architektur: denn sie stritt so ziemlich mit allen angenommenen Regeln; aber sie gefiel doch und entsprach doch.

Sie gefiel: vornehmlich durch die Bewunderung, welche Einfalt und Größe erregen, wenn sie Reichthum und Schmuck mehr zu verachten, als zu entbehren scheinen.

Sie entsprach: durch Dauer und Bequemlichkeit. Der ganze Palast stand nach vielen vielen Jahren noch in eben der Reinlichkeit und Vollständigkeit da, mit welcher die Baumeister die letzte Hand angelegt hatten, von außen ein wenig unverständlich, von innen überall Licht und Zusammenhang.

Was Kenner von Architektur seyn wollte, ward besonders

durch die Außenseiten beleidigt, welche mit wenig hin und her zerstreuten, großen und kleinen, runden und viereckten Fenstern unterbrochen waren, dafür aber desto mehr Thüren und Thore von mancherlei Form und Größe hatten.

Man begriff nicht, wie durch so wenige Fenster in so viele Gemächer genugsames Licht kommen könne. Denn daß die vornehmsten derselben ihr Licht von oben empfingen, wollte den Wenigsten zu Sinne.

Man begriff nicht, wozu so viele und vielerlei Eingänge nöthig wären, da ein großes Portal auf jeder Seite ja wohl schicklicher wäre und eben die Dienste thun würde. Denn daß durch die mehreren kleinen Eingänge ein jeder, der in den Palast gerufen würde, auf dem kürzesten und unfehlbarsten Wege gerade dahin gelangen solle, wo man seiner bedürfe, wollte den Wenigsten zu Sinne.

Und so entstand unter den vermeinten Kennern mancherlei Streit, den gemeiniglich diejenigen am hitzigsten führten, die von dem Innern des Palastes viel zu sehen die wenigste Gelegenheit gehabt hatten.

Auch war da Etwas, wovon man bei dem ersten Anblicke geglaubt hätte, daß es den Streit nothwendig sehr leicht und kurz machen müsse, was ihn aber gerade am meisten verwickelte, was ihm gerade zur hartnäckigsten Fortsetzung die reichste Nahrung verschaffte. Man glaubte nämlich verschiedene alte Grundrisse zu haben, die sich von den ersten Baumeistern des Palastes herschreiben sollten; und diese Grundrisse fanden sich mit Worten und Zeichen bemerkt, deren Sprache und Charakteristik so gut als verloren war.

Ein jeder erklärte sich daher diese Worte und Zeichen nach eigenem Gefallen. Ein jeder setzte sich daher aus diesen alten Grundrissen einen beliebigen neuen zusammen, für welchen

neuen nicht selten dieser und jener sich so hinreißen ließ, daß er nicht allein selbst darauf schwor, sondern auch andere darauf zu schwören bald beredte, bald zwang.

Nur wenige sagten: „was gehen uns eure Grundrisse an? Dieser oder ein anderer: sie sind uns alle gleich. Genug, daß wir jeden Augenblick erfahren, daß die gütigste Weisheit den ganzen Palast erfüllt, und daß sich aus ihm nichts, als Schönheit und Ordnung und Wohlstand auf das ganze Land verbreitet."

Sie kamen oft schlecht an, diese Wenigen! Denn wenn sie lachenden Muths manchmal einen von den besonderen Grundrissen ein wenig naher beleuchteten, so wurden sie von denen, welche auf diesen Grundriß geschworen hatten, für Mordbrenner des Palastes selbst ausgeschrien.

Aber sie kehrten sich daran nicht, und wurden gerade dadurch am geschicktesten, denjenigen zugesellt zu werden, die innerhalb des Palastes arbeiteten, und weder Zeit noch Lust hatten, sich in Streitigkeiten zu mengen, die für sie keine waren.

Einsmals, als der Streit über die Grundrisse nicht sowohl beigelegt, als eingeschlummert war, — einsmals um Mitternacht erscholl plötzlich die Stimme der Wächter: Feuer! Feuer in dem Palaste!

Und was geschah? Da fuhr jeder von seinem Lager auf, und jeder, als wäre das Feuer nicht in dem Palaste, sondern in seinem eigenen Hause, lief nach dem Kostbarsten, was er zu haben glaubte, — nach seinem Grundrisse. „Laßt uns den nur retten! dachte jeder. Der Palast kann dort nicht eigentlicher verbrennen, als er hier steht!"

Und so lief ein jeder mit seinem Grundrisse auf die Straße, wo, anstatt dem Palaste zu Hülfe zu eilen, einer dem andern es vorher in seinem Grundrisse zeigen wollte, wo der

Palast vermuthlich brenne. „Sieh, Nachbar! hier brennt er!
„Hier ist dem Feuer am besten beizukommen. — Oder hier
„vielmehr, Nachbar, hier! — Wo denkt ihr beide hin? Er
„brennt hier! — Was hätt' es für Noth, wenn er da brennte?
„Aber er brennt gewiß hier! — Lösch ihn hier, wer da will.
„Ich lösch' ihn hier nicht. — Und ich hier nicht! — Und ich
„hier nicht!" —

Ueber diese geschäftigen Zänker hätte er denn auch wirklich abbrennen können, der Palast, wenn er gebrannt hätte. — Aber die erschrockenen Wächter hatten ein Nordlicht für eine Feuersbrunst gehalten.

Die Bitte.

Ein anderes ist ein Pastor, ein anderes ein Bibliothekar. So verschieden klingen ihre Benennungen nicht, als verschieden ihre Pflichten und Obliegenheiten sind.

Ueberhaupt denke ich, der Pastor und Bibliothekar verhalten sich gegen einander, wie der Schäfer und der Kräuterkenner.

Der Kräuterkenner durchirrt Berg und Thal, durchspäht Wald und Wiese, um ein Kräutchen aufzufinden, dem Linneus noch keinen Namen gegeben hat. Wie herzlich freut er sich, wenn er eines findet! Wie unbekümmert ist er, ob dieses neue Kräutchen giftig ist oder nicht! Er denkt, wenn Gifte auch nicht nützlich sind — (und wer sagt es denn, daß sie nicht nützlich wären?) — so ist es doch nützlich, daß die Gifte bekannt sind.

Aber der Schäfer kennt nur die Kräuter seiner Flur, und schätzt und pflegt nur diejenigen Kräuter, die seinen Schafen die angenehmsten und zuträglichsten sind.

So auch wir, ehrwürdiger Mann! — Ich bin Aufseher

von Bücherschätzen, und möchte nicht gern der Hund seyn, der das Heu bewacht, ob ich schon freilich auch nicht der Stallknecht seyn mag, der jedem hungrigen Pferde das Heu in die Raufe trägt. Wenn ich nun unter den mir anvertrauten Schätzen etwas finde, von dem ich glaube, daß es nicht bekannt ist, so zeige ich es an. Fürs erste in unsern Catalogen, und dann nach und nach, so wie ich lerne, daß es diese oder jene Lücke füllen, dieses oder jenes berichtigen hilft, auch öffentlich, und bin ganz gleichgültig dabei, ob es dieser für wichtig, oder jener für unwichtig erklärt, ob es dem einen frommt, oder dem andern schadet. Nützlich und verderblich sind eben so relative Begriffe, als groß und klein.

Sie hingegen, ehrwürdiger Mann, würdigen alle literarische Schätze nur nach dem Einflusse, den sie auf Ihre Gemeinde haben können, und wollen lieber zu besorglich als zu fahrlässig seyn. Was geht es Sie an, ob etwas bekannt, oder nicht bekannt ist? wenn es nur Einen auch von den Kleinsten ärgern könnte, die Ihrer geistlichen Aufsicht anvertraut sind.

Recht gut! Ich lobe Sie darum, ehrwürdiger Mann. Aber weil ich Sie lobe, daß Sie Ihre Pflicht thun, so schelten Sie mich nicht, daß ich die meinige thue, — oder, welches einerlei ist, zu thun glaube.

Sie würden vor Ihrer Todesstunde zittern, wenn Sie an der Bekanntmachung der bewußten Fragmente den geringsten Antheil hätten. — Ich werde vielleicht in meiner Todesstunde zittern, aber vor meiner Todesstunde werde ich nie zittern. Am allerwenigsten deßwegen, daß ich gethan habe, was verständige Christen jetzt wünschen, daß es die alten Bibliothekare zu Alexandria, zu Cäsarea, zu Constantinopel mit den Schriften des Celsus, des Fronto, des Porphyrius, wenn sie es hätten thun können, möchten gethan haben. Um die Schriften

des letzteren, sagt ein Mann, der sich auf solche Dinge versteht, gäbe jetzt mancher Freund der Religion gern einen frommen Kirchenvater hin.

Und ich hoffe ja nicht, ehrwürdiger Mann, daß Sie sagen werden: „jene alten Feinde der Religion hätten es aller„dings verdient, daß ihre Schriften sorgfältiger wären auf„behalten worden. Aber wozu der Neueren ihre aufbewahren, „die nach siebzehnhundert Jahren doch nichts Neues sagen „könnten?“

Wer weiß das, ohne sie gehört zu haben? Wer von unseren Nachkommen glaubt das, ohne es zu sehen? Dazu bin ich der festen Meinung, daß Welt und Christenthum noch so lange stehen werden, daß in Betracht der Religion die Schriftsteller der ersten zweitausend Jahre nach Christi Geburt der Welt eben so wichtig seyn werden, als uns jetzt die Schriftsteller der ersten zweihundert Jahre sind.

Das Christenthum geht seinen ewigen allmähligen Schritt, und Verfinsterungen bringen die Planeten aus ihrer Bahn nicht. Aber die Sekten des Christenthums sind die Phases desselben, die sich nicht anders erhalten können, als durch Stockung der ganzen Natur, wenn Sonn' und Planet und Betrachter auf dem nämlichen Puncte verharren. Gott bewahre uns vor dieser schrecklichen Stockung!

Also, ehrwürdiger Mann, mißbilligen Sie es wenigstens weniger hart, daß ich ehrlich genug gewesen, eben so wohl sehr unchristliche Fragmente, als eine sehr christliche Schrift des Berengarius von ihrem Untergange zu retten, und an das Licht zu bringen.

Doch das ist die Bitte noch nicht, ehrwürdiger Mann, die ich Ihnen zu thun habe. Ich bitte von gewissen Leuten nichts, was ich nicht allenfalls auch Recht hätte, von ihnen

zu fordern. Und mit dieser Bitte allerdings können Sie es halten, wie Sie wollen.

Sondern meine eigentliche Bitte ist der Art, daß Sie die Gewährung derselben mir nicht wohl verweigern können. Sie haben mir Unrecht gethan; und einem ehrlichen Manne ist nichts angelegener, als Unrecht, welches er nicht thun wollen, und doch gethan, wieder gut zu machen.

Es besteht aber dieses mir zugefügte Unrecht darin, daß Sie eine von mir geschriebene Stelle ganz wider ihren Zusammenhang zu commentiren das Unglück gehabt. Ihr Kopf war eben wärmer, als helle. Ich erkläre mich an einem Gleichnisse.

Wenn ein Fuhrmann, der in einem grundlosen Wege mit seinem schwerbeladenen Wagen festgefahren, nach mancherlei vergeblichen Versuchen, sich loszuarbeiten, endlich sagt: wenn alle Stränge reißen so muß ich abladen; wäre es billig, aus dieser seiner Rede zu schließen, daß er gern abladen wollen, daß er mit Fleiß die schwächsten mürbesten Stränge vorgebunden, um mit guter Art abladen zu dürfen? Wäre der Befrachter nicht ungerecht, der aus diesem Grunde die Vergütung alles Schadens, selbst alles innern von außen unmerklichen Schadens, an welchem eben so wohl der Einpacker Schuld könnte gehabt haben, von dem Fuhrmanne verlangen wollte?

Dieser Fuhrmann bin ich; dieser Befrachter sind Sie, ehrwürdiger Mann. Ich habe gesagt, wenn man auch nicht im Stande seyn sollte, alle die Einwürfe zu heben, welche die Vernunft gegen die Bibel zu machen, so geschäftig ist: so bliebe dennoch die Religion in den Herzen derjenigen Christen unverrückt und unverkümmert, welche ein inneres Gefühl von den wesentlichen Wahrheiten derselben erlangt haben. Dieses

zu unterstützen, schrieb ich die Stelle nieder, die eine so unmilde Ausdehnung von Ihnen erdulden müssen. Ich soll und muß gesagt haben, daß auf die Einwürfe gegen die Bibel sich schlechterdings nichts antworten lasse; daß es nur umsonst sey, darauf antworten zu wollen. Ich soll und muß die letzte unfehlbare Zuflucht des Christen dem Theologen, je eher je lieber zu nehmen, angerathen haben, damit ein schwacher, aber großsprecherischer Feind desto eher das Feld behaupten könne.

Das ist nicht die wahre Vorstellung meiner Gedanken, ehrwürdiger Mann. Gleichwohl kann es bei Ihnen auch nicht Vorsatz gewesen seyn, eine so falsche Vorstellung meiner Gedanken zu machen. Sie waren, in Zuversicht auf Ihre gute Sache, die Sie auch von mir angegriffen zu seyn vermeinten, zu hastig, Sie übereilten sich.

Ehrwürdiger Mann, die sich am leichtesten übereilen, sind nicht die schlechtesten Menschen. Denn sie sind größtentheils eben so fertig, ihre Uebereilung zu bekennen; und eingestandene Uebereilung ist oft lehrreicher, als kalte überdachte Unfehlbarkeit.

Sonach erwarte ich denn auch von Ihnen, ehrwürdiger Mann, daß Sie, in einem der nächsten Stücke Ihrer freiwilligen Beiträge, eine so gut als freiwillige Erklärung zu thun, nicht ermangeln werden, des Inhalts: daß allerdings noch ein gewisser Gesichtspunct übrig sey, in welchem meine von Ihnen angegriffene Stelle sehr unschuldig erscheine; daß Sie diesen Gesichtspunct übersehen; daß Sie weiter keine Ursache haben, diesen übersehenen Gesichtspunct, nachdem Sie von mir darauf geführt worden, nicht für den zu halten, auf welchen ich hin gearbeitet.

Nur eine solche Erklärung kann dem Verdachte Einhalt

thun, den Sie, ehrwürdiger Mann, über meine Absichten verbreiten zu wollen scheinen. Nur nach einer solchen Erklärung darf ich auf das wieder begierig seyn, was Ihnen ferner gegen mich zu erinnern gefallen möchte. Ohne eine solche Erklärung aber, ehrwürdiger Mann, muß ich Sie schreiben lassen, — so wie ich Sie predigen lasse.

Das Absagungsschreiben.

Mein Herr Pastor!

Mit vorstehenden friedlichen Blättern glaubte ich von Ihnen abzukommen, und schon freute ich mich in Gedanken auf den freiwilligen Beitrag, in welchem Ihre heilige Faust das christliche Panier wieder über mich schwenken würde.

Indeß aber entweder mich die Presse, oder ich die Presse nicht genugsam fördern konnte, erhalte ich das 61—63. Stück besagter Beiträge, — und bin wie vernichtet!

Das hat der nämliche Mann geschrieben? Wie soll die Nachwelt, auf welche die freiwilligen Beiträge doch ganz gewiß kommen werden, einen so plötzlichen Sprung von Weiß auf Schwarz sich erklären? — Goeze, wird die Nachwelt sagen, Goeze wäre der Mann gewesen, der in Einem Athem gegen einen und eben denselben Schriftsteller sauersüße Complimente zwischen den Zähnen murmeln und aus vollem Halse laute Verleumdungen ausstoßen können? Er hätte zugleich die Katze und den Eber gespielt? Die Katze, die um den heißen Brei geht, und den Eber, der blind auf den Spieß rennt? Das ist unglaublich! In dem 55. Stück ist sein Eifer noch so gemäßigt, noch so ganz anonymisch; er nennt weder Sack noch Esel, auf die sein Stecken zuschlägt, und auf einmal im 61. Stücke ist Lessing namentlich hinten und vorne, muß

Lessing namentlich geknippen werden, so oft er den Krampf in seine orthodoxen Finger bekömmt? Dort will er das Wasser kaum regen, und hier, Plumps! Das ist unbegreiflich! Nothwendig müssen also zwischen dem 55. und 61. Stücke dieser kostbaren Blätter, wie wir sie jetzt haben, alle diejenigen verloren gegangen seyn, die uns dieses Plumps! erklären würden.

So wird die Nachwelt sagen, Herr Pastor. Doch was kümmert Uns die Nachwelt, Herr Pastor, die vielleicht auch so nicht sagen wird? Genug, Sie wissen selbst am besten, wie sehr sich die Nachwelt irren würde; und ich berühre diese Saite bloß, um es bei der jetztlebenden Welt, — versteht sich, der Welt, die wir Beide füllen — zu entschuldigen, Falls auch mein Ton, den ich mir künftig mit dem Herrn Pastor Goeze erlauben dürfte, ihr von dem allzuviel abzuweichen scheinen sollte, den ich noch bisher anzugeben für schicklicher gehalten.

Denn wahrlich, Herr Pastor, der zudringlichen Griffe, mit welchen Sie an mich setzen, werden allmählig zu viel! Erwarten Sie nicht, daß ich sie Ihnen alle vorrechne; es würde Sie kitzeln, wenn Sie sähen, daß ich alle gefühlt habe. Ich will Ihnen nur sagen, was daraus kommen wird.

Ich will schlechterdings von Ihnen nicht als der Mann verschrieen werden, der es mit der Lutherischen Kirche weniger gut meint als Sie. Denn ich bin mir bewußt, daß ich es weit besser mit ihr meine, als der, welcher uns jede zärtliche Empfindung für sein einträgliches Pastorat oder dergleichen lieber für heiligen Eifer um die Sache Gottes einschwatzen möchte.

Sie, Herr Pastor, Sie hätten den allergeringsten Funken Lutherischen Geistes? — Sie? der Sie auch nicht einmal Luthers Schulsystem zu übersehen im Stande sind? — Sie?

der Sie mit stillschweigendem Beifall von ungewaschenen, auch wohl treulosen Händen die Seite des Luther'schen Gebäudes, die ein wenig gesunken war, weit über den Wasserpaß hinaus schrauben lassen? — Sie? der Sie den ehrlichen Mann, der freilich ungebeten, aber doch aufrichtig, den Männern bei der Schraube zuruft: schraubt dort nicht weiter, damit das Gebäude nicht hier stürze! — der Sie diesen ehrlichen Mann mit Steinen verfolgen?

Und warum? — Weil dieser ehrliche Mann zugleich den schriftlich gegebenen Rath eines ungenannten Baumeisters, das Gebäude lieber ganz abzutragen, — gebilligt? unterstützt? ausführen wollen? auszuführen angefangen? — Nicht doch! — nur nicht unterschlagen zu dürfen geglaubt.

O sancta simplicitas! — Aber noch bin ich nicht da, Herr Pastor, wo der gute Mann, der dieses ausrief, nur noch dieses ausrufen konnte. — Erst soll uns hören, erst soll über uns urtheilen, wer hören und urtheilen kann und will!

O daß Er es könnte, Er, den ich am liebsten zu meinem Richter haben möchte! — Luther, du! — Großer, verkannter Mann! Und von niemanden mehr verkannt, als von den kurzsichtigen Starrköpfen, die, deine Pantoffeln in der Hand, den von dir gebahnten Weg schreiend aber gleichgültig daher schlendern! — Du hast uns von dem Joche der Tradition erlöst: wer erlöst uns von dem unerträglichern Joche des Buchstabens! Wer bringt uns endlich ein Christenthum, wie du es jetzt lehren würdest, wie es Christus selbst lehren würde! Wer — —

Aber ich vergesse mich, und würde noch mehr Sie vergessen, Herr Pastor, wenn ich auf eine dergleichen Aeußerung Ihnen vertraulich zuspräche: Herr Pastor, bis dahin, was weder Sie noch ich erleben werden, bis dahin, was aber gewiß kömmt, gewiß! gewiß! — wäre es nicht besser, unsers Gleichen schwiegen?

unsers Gleichen verhielten sich nur ganz leidend? Was einer von Uns zurück halten will, möchte der andere übereilen, so daß der eine mehr die Absichten des andern beförderte, als seine eigenen. Wie wäre es, Herr Pastor, wenn wir den Strauß, den ich noch mit Ihnen auszufechten habe, den ersten und letzten seyn ließen? Ich bin bereit, kein Wort weiter mit Ihnen zu verlieren, als was ich schon verloren habe.

Denn nein, das werden Sie nicht wollen. Goeze hat noch keinem seiner Gegner das letzte Wort gelassen, ob er sich gleich immer das erste genommen. Er wird, was ich zu meiner Vertheidigung sagen müssen, als Angriff betrachten. Denn der Tummelplatz des seligen Ziegra muß ihm nicht vergebens nun ganz angestorben seyn.

Ich beklage: denn sehen Sie, Herr Pastor, es wird mir unmöglich seyn, nicht gegen Ihren Stachel zu lecken, und die Furchen, fürchte ich, die Sie auf dem Acker Gottes mich mit aller Gewalt wollen ziehen lassen, werden immer krümmer und krümmer werden.

Nicht zwar, daß ich Ihnen jede hämische Anspielung, jeden, wenn Gott will, giftigen Biß; jeden komischen Ausbruch Ihres tragischen Mitleids; jeden knirschenden Seufzer, der es beseufzet, nur ein Seufzer zu seyn; jede pflichtschuldige Pastoralverhetzung der weltlichen Obrigkeit, womit Sie gegen mich von nun an Ihre freiwilligen Beiträge spicken und würzen werden, aufmutzen, oder, wenn ich auch könnte, verwehren wollte. So unbillig bin ich nicht, daß ich von einem Vogel in der Welt eine einzige andere Feder verlangen sollte, als er hat. Auch haben dieserlei Pharmaka ihren Credit längst verloren.

Sondern nur eines werde ich nicht aushalten können: Ihren Stolz nicht, der einem Jeden Vernunft und Gelehrsamkeit abspricht, welcher Vernunft und Gelehrsamkeit anders

braucht, als Sie. Besonders wird alle meine Galle rege werden, wenn Sie meinen Ungenannten, den Sie nur noch aus unzusammenhängenden Bruchstücken kennen, so schülerhaft und bubenmäßig zu behandeln fortfahren. Denn Mann gegen Mann, — nicht Sache gegen Sache — zu schätzen, so war dieser Ungenannte des Gewichts, daß in aller Art von Gelehrsamkeit sieben Goeze nicht ein Siebentheil von ihm aufzuwägen vermögend sind. Das glauben Sie mir indeß, Herr Pastor, auf mein Wort.

Und sonach meine ritterliche Absage nur kurz. „Schreiben Sie, Herr Pastor, und lassen Sie schreiben, so viel das „Zeug halten will; ich schreibe auch. Wenn ich Ihnen in dem „geringsten Dinge, was mich oder meinen Ungenannten an„geht, Recht lasse, wo Sie nicht Recht haben, dann kann ich „die Feder nicht mehr rühren.“

Axiomata,

wenn es deren in dergleichen Dingen giebt.

— — acumine pollentibus notionem prædicati in notione subjecti indivulso nexu cum ea cohærentem pervidendi.

Wolfii Ph. r.

Wider den Herrn Pastor Goeze in Hamburg. (2)

1778.

Der Bogen, oder wie viel es geben wird, den ich zu schreiben mich niedersetze, dürfte mir deßwegen sehr sauer werden, weil ich kaum weiß, für wen ich ihn schreibe. Ich weiß nur wider wen, und habe so wenig Hoffnung, daß er auch für den werden könne, wider den er gerichtet ist, daß ich diese Hoffnung kaum in einen Wunsch zu verwandeln wage.

Ueber eine Stelle nämlich, von der ich mir bewußt bin, daß ich sie mit Ueberlegung und in guter Meinung geschrieben habe, hat der Herr Pastor Goeze in Hamburg Erinnerungen gemacht und in zweierlei Zeitungen abdrucken lassen, die mich lieber als Gegner der christlichen Religion brandmarkten.

Ich mag die Stelle, so wie ich sie geschrieben habe, hier nicht wiederholen. Und das um so viel weniger, da ich den

einzelnen Sätzen derselben, die ich wie lauter Axiome dahin gepflanzt haben soll, eine etwas andere Ordnung geben will. Vielleicht, daß durch diese kleine Veränderung allein mein Gegner mich besser verstehen lernt, besonders wenn er findet, daß seine eigenen Einwendungen mir behülflich gewesen, mich besser zu erklären. Vielleicht, daß durch diese kleine Veränderung allein meine Sätze vollends werden, was sie noch nicht waren. Denn wer weiß nicht, daß Axiomata Sätze sind, deren Worte man nur gehörig verstehen darf, um an ihrer Wahrheit nicht zu zweifeln?

Gleich Anfangs stutzt der Herr Pastor gewaltig, daß mir weder die bisherigen Bestreitungen, noch die bisherigen Vertheidigungen der christlichen Religion so ganz gefallen. Er stutzt; aber wenn ich ihn nur bewegen kann, das Ding, welches ihn so scheu macht, erst recht anzusehen, so soll er es beruhigt wohl hoffentlich vorbei gehen.

Wenn ich heucheln wollte, dürfte ich mich nur so erklären, daß alle Schuld meiner unbefriedigten Erwartung auf die Bestreitungen der Religion fiele. Daß diese ohne Ausnahme ganz schief und verfehlt sind, wird mir der Herr Pastor gern zugeben. Wenn ich nun sagte? „wie der Angriff, so die Ver„theidigung. Was kann der Gottesgelehrte dafür, daß man „seine gute Sache auf keiner andern Seite mit keinen bessern „Waffen angreifen wollen? Wenn man die Festungen von oben „herab belagern wird, so wird man auch darauf denken, sie „von oben herein zu beschirmen."

Doch ich verachte alle Ausflüchte, verachte alles, was einer Ausflucht nur ähnlich sieht. Ich habe es gesagt, und sage es nochmals: auch an und für sich selbst sind die bisherigen Vertheidigungen der christlichen Religion bei weitem nicht mit allen den Kenntnissen, mit aller der Wahrheitsliebe, mit allem

dem Ernste geschrieben, den die Wichtigkeit und Würde des Gegenstandes erfordern!

Und allerdings ist diese meine allgemeine Aeußerung aus Induction entstanden, und zwar aus einer so vollständigen, so genau erwogenen Induction, als ich in meiner Verfassung zu machen, nur im Stande gewesen.

„Nun, so führe man diese Induction erst vor unsern „Augen!" ruft mein Gegner in einem schon triumphirenden Tone mir zu.

Lieber Herr Pastor, ich wünschte sehr, diese Zumuthung wäre nicht gedruckt an mich ergangen. Es ist eine wahre Kanzelzumuthung, und Sie wissen wohl, wie man einer dergleichen Zumuthung begegnet. Ebenfalls durch eine Zumuthung.

Wenn ich sage, alles Quecksilber verraucht über dem Feuer: muß ich demjenigen zu gefallen, dem die Allgemeinheit meiner Behauptung nicht ansteht, alles Quecksilber aus der ganzen Natur zusammen bringen, und es vor seinen Augen verrauchen lassen? Ich dächte, bis ich das im Stande bin, spräche ich bloß zu ihm: „Guter Freund, alles Quecksilber, das ich noch über „Feuer brachte, das verrauchte wirklich. Kennst du welches, „das nicht verraucht, so bring es, damit ich es auch kennen „lerne, und du sollst Dank haben."

Alle die unzähligen großen und kleinen Schriften, die auch nur seit diesem Jahrhunderte für die Wahrheit der christlichen Religion geschrieben worden, auf die Capelle zu bringen, welch ein Zumuthen! War es dem Hrn. Pastor doch Ernst damit, wollte er nicht bloß mich damit verhöhnen, nicht bloß sich an meiner Verlegenheit weiden, entweder zu widerrufen, oder mich einer Arbeit ohne Ende zu unterziehen: nun gut, so beweise er es durch eine Kleinigkeit. Sie soll ihm nur ein Wort kosten, diese Kleinigkeit.

Nämlich: er nenne mir nur diejenige Schrift, mit welcher ich meinen Versuch des Verrauchens zuerst machen soll. Er nenne mir sie nur, und ich bin bereit. Ist es eine, die ich schon kenne, so darf mir nicht bange seyn. Ist es eine, die ich nicht kenne, und mein Versuch schlägt fehl: desto besser. Ich nehme für eine große Belehrung eine kleine Beschämung gern vorlieb.

Nur Eins muß ich mir dabei ausbedingen. Er muß nicht thun, als ob der, welcher gewisse Beweise einer Sache bezweifelt, die Sache selbst bezweifle. Der geringste Fingerzeig dahin ausgestreckt, ist Meuchelmord. Was kann ich dafür, daß man neuerer Zeit Nebenbeweise zu einer Gewißheit und Evidenz erheben wollen, die sie schlechterdings nicht haben können? Was kann ich dafür, daß man die ganze Sache nicht in den bescheidenen Schranken lassen wollen, innerhalb welchen sie alle ältere Theologen gesichert genug hielten? Oder ist dem Hrn. Pastor die Geschichte der Dogmatik so wenig bekannt, daß er von diesen Veränderungen nichts weiß? Wie kömmt er, und Er insbesondere dazu, sich gegen einen Mann zu erklären, der nur mit diesen Veränderungen unzufrieden ist? Er ist ja sonst kein Freund von theologischen Neuerungen. Warum will er nur diese gegen mich in Schutz nehmen? Weil ich mich nicht überall nach der theologischen Schulsprache ausgedrückt habe, die ihm geläufig ist? Ich bin Liebhaber der Theologie, und nicht Theolog. Ich habe auf kein gewisses System schwören müssen. Mich verbindet nichts, eine andere Sprache, als die meinige zu reden. Ich bedauere alle ehrliche Männer, die nicht so glücklich sind, dieses von sich sagen zu können. Aber diese ehrlichen Männer müssen nur andern ehrlichen Männern nicht auch den Strick um die Hörner werfen wollen, mit welchem sie an die Krippe gebunden sind.

Sonst hört mein Bedauern auf, und ich kann nichts als sie verachten.

So viel von dem Grausale, der dem Hrn. Pastor gleich am Eingange des Wegs aufstieß. Nun von der Stelle selbst, die ich, wie gesagt, nicht ganz in der nämlichen Ordnung, aber doch in allen ihren Worten, in ihrem ganzen Sinne, gegen die Mißdeutungen des Hrn. Pastors zu retten mich gezwungen sehe. Die logische Ordnung unserer Gedanken, ist nicht immer die, in welcher wir sie andern mittheilen. Aber sie ist die, welche vor allen Dingen der Gegner aufsuchen muß, wenn sein Angriff nach der Billigkeit seyn soll. Und so hätte der Hr. Pastor mit dem 3ten meiner Sätze anfangen müssen, wie folgt.

I. (3)

Die Bibel enthält offenbar mehr, als zur Religion gehört.

Dieses geschrieben zu haben, darf mich nicht reuen. Aber darauf geantwortet haben, wie der Hr. Pastor Goeze darauf antwortet, möchte ich um alles in der Welt nicht.

„In diesem Satze, antwortet er, liegen zwei Sätze. Ein-„mal: die Bibel enthält das, was zur Religion gehört. Zwei-„tens: die Bibel enthält mehr, als zur Religion gehört. In „dem ersten Satze räumt der Hr. H. das ein, was er in dem „vorhergehenden geläugnet hat. Enthält die Bibel das, was „zur Religion gehört, so enthält sie die Religion objective selbst."

Ich erschrecke! Ich soll geläugnet haben, daß die Bibel die Religion enthalte? Ich? Wo das? Gleich in dem Vorhergehenden? Doch wohl nicht damit, daß ich gesagt habe: die Bibel ist nicht die Religion? damit?

Lieber Herr Pastor, wenn Sie mit allen Ihren Gegnern

so zu Werke gegangen sind! Ist denn seyn und enthalten einerlei? Sind es denn ganz identische Sätze: die Bibel enthält die Religion, und die Bibel ist die Religion? Man wird mir doch nimmermehr in Hamburg den ganzen Unterschied zwischen Brutto und Netto wollen streitig machen? Da, wo so viele Waaren ihre bestimmte Thara haben, wollte man mir auf die heil. Schrift, auf eine so kostbare Waare, nicht auch eine kleine Thara gut thun? — Nun, nun, der Hr. Pastor ist auch wirklich so unkaufmännisch nicht. Denn er fährt fort:

„Der zweite Satz kann zugegeben werden, wenn man „einen Unterschied macht zwischen dem, was wesentlich zur „Religion gehört, und zwischen dem, was zur Erläuterung „und Bestätigung der Hauptsätze, welche eigentlich das Wesen „der Religion ausmachen, gehört."

Gut! also handeln wir doch schon um das Brutto. Und wie? wenn auch ganz unnöthige Emballage darunter wäre? — Wie? wenn auch nicht Weniges in der Bibel vorkäme, das schlechterdings weder zur Erläuterung noch zur Bestätigung auch des allergeringsten Satzes der Religion, diene? Was andere auch gute lutherische Theologen von ganzen Schriften der Bibel behauptet haben, darf ich doch wohl von einzelnen Nachrichten in dieser und jener Schrift behaupten? Wenigstens muß man ein Rabbi oder ein Homilet seyn, um nur eine Möglichkeit oder ein Wortspiel auszugrübeln, wodurch die Hajiemim des Ana, die Crethi und Plethi des David, der Mantel, den Paulus zu Troas vergaß, und hundert andere solche Dinge, in einige Beziehung auf die Religion können gebracht werden.

Also der Satz: die Bibel enthält mehr, als zur Religion gehört, ist ohne Einschränkung wahr. Auch

kann er durch seinen gehörigen Gebrauch der Religion unendlich vortheilhafter, als durch seinen Mißbrauch ihr schädlich werden. Mißbrauch ist von allen Dingen zu besorgen; und ich hätte nichts dagegen, daß man sich im Voraus darwider deckt. Nur hätte das auf eine passendere Art geschehen müssen, als es in folgendem Zusatze des Hrn. Pastors geschehen ist.

„Soll aber dieser Satz der Bibel zum Nachtheil gereichen, „so ist er völlig unkräftig, eben so unkräftig, als wenn ich „sagen wollte: Wolfs System der Mathematik enthält Scholia „und diese verringern den Werth desselben."

Wie gesagt, bei mir soll dieser Satz der Bibel zu keinem Nachtheil gereichen. Er soll sie vielmehr mit Eins unzähligen Einwürfen und Spöttereien entziehen, und in die aufgegebenen Rechte alter Urkunden wieder einsetzen, denen man Ehrerbietung und Schonung schuldig ist.

Mit Ihrem Exempel hiernächst, Herr Pastor, bin ich mehr zufrieden, als Sie glauben. Freilich verringern die Scholia in Wolfs Elementen der Mathematik nicht den Werth derselben. Aber sie machen doch, daß nun nicht alles darin demonstrirt ist. Oder glauben Sie, daß die Scholia eben so gewiß seyn müssen, als die Theoremata? Nicht zwar, als ob nicht auch Scholien demonstrirt werden könnten, sondern sie brauchen es hier nur nicht. Es hieße die Demonstration verschwenden, wenn man alle die Kleinigkeiten damit versehen wollte, die man in ein Scholion bringen und auch nicht bringen kann. — Eine ähnliche Verschwendung der Inspiration ist von eben so wenig Nutzen, aber von unendlich mehr Aergerniß.

II. (4)

Es ist bloße Hypothese, daß die Bibel in diesem Mehrern gleich unfehlbar sey.

Nicht? Sondern was denn? *Unwidersprechliche Wahrheit.* Unwidersprechlich? dem so oft widersprochen worden! dem noch jetzt so viele widersprechen! So viele, die auch Christen seyn wollen, und Christen sind. Freilich nicht wittenbergisch-lutherische Christen, freilich nicht Christen von Calovs Gnaden. Aber doch Christen, und selbst lutherische Christen, von Gottes Gnaden.

Wenn indeß Calov und Goeze doch Recht hätten! Letzterer führt wenigstens ein so treffliches Dilemma an. „Entweder, „sagt er, dieses Mehrere ist von Gott eingegeben, wenigstens „gebilligt, oder nicht. Ist das erste, so ist es eben so unfehl„bar, wie das Wesentliche. Nimmt man aber das letzte an, „so verliert das erste auch seine Zuverlässigkeit.“

Wenn dieses Dilemma richtig ist, so muß es auch gelten, wenn ich anstatt des *Mehreren* irgend ein ander Subject setze, von welchem das nämliche doppelte Prädicat zu gelten scheint. Z. E. „Das *moralisch Böse* ist entweder durch „Gott geworden, wenigstens von ihm gebilligt, oder nicht. „Ist das erste, so ist es eben so göttlich, und also eben so „gut, als das Gute. Nimmt man aber das letzte an, so „können wir auch nicht wissen, ob Gott das Gute erschaffen „und gebilligt habe. Denn Böses ist nie ohne Gutes, und „Gutes nie ohne Böses.“

Was denkt mein Leser? Wollen wir beide Dilemmata behalten? oder beide verwerfen? Ich bin zu dem letzten entschlossen. Denn wie? wenn sich Gott bei seiner Inspiration gegen die menschlichen Zusätze, die selbst durch die Inspiration

möglich wurden, eben so verhalten hätte, wie bei seiner Schöpfung gegen das moralisch Böse? Wie? wenn er, nachdem das eine und das andere Wunder einmal geschehen war, das, was diese Wunder hervorgebracht hatten, seinem natürlichen Laufe überlassen hätte? Was schadet es, daß in diesem Falle die Gränzen zwischen menschlichen Zusätzen und geoffenbarten Wahrheiten so genau nicht mehr zu bestimmen wären? Ist doch die Gränzscheidung zwischen dem moralisch Bösen und dem moralisch Guten eben so unbestimmbar. Haben wir aber darum gar kein Gefühl vom Guten und Bösen? Würden sich deßwegen gar keine geoffenbarte Wahrheiten von menschlichen Zusätzen unterscheiden? Hat denn eine geoffenbarte Wahrheit gar keine innere Merkmale? Hat ihr unmittelbar göttlicher Ursprung an ihr und in ihr keine Spur zurückgelassen, als die historische Wahrheit, die sie mit so vielen Fratzen gemein hat?

Also gegen den Schluß des Hrn. Pastors hätte ich das, und sonst noch manches einzuwenden. Aber er will auch nicht sowohl durch Schlüsse beweisen, als durch Gleichnisse und Schriftstellen.

Und diese letztern, die Schriftstellen, werden doch wohl unwidersprechlich seyn? Wenn sie das doch wären! Wie gern wollte ich den ewigen Zirkel vergessen, nach welchem die Unfehlbarkeit eines Buches aus einer Stelle des nämlichen Buches, und die Unfehlbarkeit der Stelle aus der Unfehlbarkeit des Buches bewiesen wird. Aber auch die sind so wenig unwidersprechlich, daß ich denken muß, der Hr. Pastor hat nur gerade die allerzweifelhaftesten für mich aufgesucht, um die triftigern auf eine bessere Gelegenheit zu versparen.

Wenn Christus von der Schrift sagt, sie zeuge von ihm; hat er damit sagen wollen, daß sie nur von ihm

zeuge? Wie liegt in diesen Worten die Homogenität aller biblischen Bücher, sowohl in Ansehung ihres Inhalts, als ihrer Eingebung? Könnte die Schrift nicht eben so wohl von Christo zeugen, wenn auch nur das eingegeben wäre, was sich darin als ausdrückliche Worte Gottes oder der Propheten auszeichnet?

Und die πασα γραφη des Paulus! — Ich brauche den Hrn. Pastor nicht zu erinnern, wem er erst über die wahre Erklärung dieser Stelle genug thun muß, ehe er fortfährt, sich ihrer so geradehin zu bedienen. Eine andere Construction giebt den Worten des Paulus einen so andern Sinn, und diese Construction ist eben so grammatisch, mit dem Zusammenhange eben so übereinstimmend, hat eben so viele alte und neue Gottesgelehrten für sich, als die in den gemeinsten lutherschen Dogmatiken gebilligte Construction, daß ich gar nicht einsehe, warum es schlechterdings bei dieser bleiben soll? Luther selbst hat in seiner Uebersetzung nicht sowohl diese, als jene befolgt. Er hat kein και gelesen, und schlimm genug, wenn durch diese Variante, so wie man dieses και mitnimmt oder wegläßt, die Hauptstelle von dem principio cognoscendi der ganzen Theologie so äußerst schwankend wird.

Endlich das feste prophetische Wort! — Woher der Beweis, daß unter dem prophetischen Worte auch alle historischen Worte verstanden werden? Woher? Die historischen Worte sind das Vehiculum des prophetischen Wortes. Ein Vehiculum aber soll und darf die Kraft und Natur der Arznei nicht haben. Was hat der Hr. Pastor an dieser Vorstellung auszusetzen? Daß es nicht seine, nicht seine wittenbergische Vorstellung ist, das weiß ich. Wenn aber nur das Deutschland durch zwei Zeitungen erfahren sollen, warum hat er sich und mir die Sache nicht noch leichter gemacht? Warum

hat er nicht kurz und gut in Bausch und Bogen erklärt, daß meine ganze Stelle den Compendien der wittenbergischen Orthodoxie platterdings widerspreche? Zugegeben, und herzlich gern! hätte ich sodann eben so kurz antworten können.

III. (1)

Der Buchstabe ist nicht der Geist, und die Bibel ist nicht die Religion.

Wenn es wahr ist, daß die Bibel mehr enthält, als zur Religion gehört: wer kann mir wehren, daß ich sie, in so fern sie beides enthält, in so fern sie ein bloßes Buch ist, den Buchstaben nenne, und dem bessern Theile derselben, der Religion ist, oder sich auf Religion bezieht, den Namen des Geistes beilege?

Zu dieser Benennung ist derjenige sogar berechtigt, der das innere Zeugniß des heil. Geistes annimmt. Denn da dieses Zeugniß sich doch nur bei denjenigen Büchern und Stellen der Schrift mehr oder weniger äußern kann, welche auf unsere geistliche Besserung mehr oder weniger abzwecken: was ist billiger, als nur solcherlei Bücher und Stellen der Bibel den Geist der Bibel zu nennen? Ich denke sogar, es streife ein wenig an Gotteslästerung, wenn man behaupten wollte, daß die Kraft des heil. Geistes sich eben so wohl an dem Geschlechtsregister der Nachkommen des Esau beim Moses, als an der Bergpredigt Jesu beim Matthäus wirksam erzeigen können.

Im Grunde ist dieser Unterschied zwischen dem Buchstaben und dem Geiste der Bibel der nämliche, welchen andere auch gute lutherische Theologen schon längst zwischen der heil. Schrift und dem Worte Gottes gemacht haben. Warum

hat Hr. Pastor Goeze nicht erst mit diesen angebunden, ehe er einem armen Laien ein Verbrechen daraus macht, in ihre Fußstapfen zu treten?

IV. (2)

Folglich sind die Einwürfe gegen den Buchstaben und gegen die Bibel nicht eben auch Einwürfe gegen den Geist und gegen die Religion.

Ganz gewiß hat eine Folge die Natur des Grundsatzes, aus welchem sie hergeleitet wird. Jener ist theils zugegeben, theils erwiesen. Sind Einwürfe gegen zufällige Erläuterungen der Hauptsätze der christlichen Religion keine Einwürfe gegen die Hauptsätze selbst, so können noch weniger Einwürfe gegen biblische Dinge, die auch nicht einmal zufällige Erläuterungen der Religion sind, Einwürfe gegen die Religion seyn.

Ich brauche also hier nur noch auf die Instanz des Hrn. Pastors zu antworten. Freilich, wenn eine Landesverfassung gerade nicht weniger und nicht mehr enthält, als die Landesordnung, so hat derjenige Unterthan, der muthwillige Einwürfe gegen die Landesverfassung macht, auch die Landesordnung muthwillig angegriffen. Aber wozu wären denn sodann ganz verschiedne Benennungen? Warum hieße nicht das Eine sowohl als das Andere Landesordnung oder Landesverfassung? Daß das Eine anders heißt, als das Andere, ist ja ein offenbarer Beweis, daß das Eine auch etwas anders ist, als das Andere. Denn vollkommene Synonyma giebt es nicht. Ist aber das Eine etwas anders, als das Andere, so ist es ja nicht wahr, daß das Eine bestreiten nothwendig auch das Andere bestreiten heißen muß. Denn der Umstand, welcher die zweifache Benennung veranlaßt hat, sey noch so klein, so kann der Einwurf auch doch nur diesen kleinen

Anstand betreffen, und das, was der Hr. Pastor so spöttisch Antithese nennt, ist völlige Rechtfertigung. Ich will mich an einem Exempel erklären, das ihm ganz nahe ist. Die Sammlung Hamburgischer Gesetze des Hrn. Syndicus Klefeker (wenn sie fertig geworden, was ich jetzt nicht weiß,) enthält doch wohl die vollständigste und zuverlässigste Verfassung der Stadt Hamburg? könnte doch wohl auch diesen Titel führen? Wenn sie ihn nun führte, könnte ich keinen Einwurf gegen dieses Werk machen, ohne mich der Autorität der Hamburgischen Gesetze selbst entgegen zu stellen? Könnte mein Einwurf nicht die historischen Einleitungen betreffen, die Hr. Klefeker einer jeden Classe von Gesetzen vorausgeschickt hat? Oder haben diese historischen Einleitungen dadurch die Kraft der Gesetze erhalten, weil sie mit den Gesetzen in Einem Bande abgedruckt worden? Woher weiß der Hr. Pastor, daß die historischen Bücher der Bibel nicht ungefähr solche Einleitungen seyn sollen? welche Bücher Gott eben so wenig einzugeben oder auch nur zu genehmigen brauchte, als Bürgerschaft und Rath nöthig hatten, diese Einleitungen in ihren besondern Schutz zu nehmen. Genug, daß Klefekern alle Archive der Stadt offen stunden! Hat er sie nicht sorgfältig genug gebraucht, so brauche sie ein anderer besser, und damit gut. Vielmehr wäre es ein ärgerlicher Mißbrauch, eine unnütze Verschleuderung der gesetzgebenden Macht, wenn man ihr Ansehen an zwei so verschiedene Dinge so ganz gleich hätte vertheilen wollen, an die Gesetze und an die Geschichte der Gesetze.

V. (5)

Auch war die Religion, ehe eine Bibel war.

Hierwider sagt der Herr Pastor: „Aber doch nicht ehe „eine Offenbarung war.“ — Was er damit will, ist mir ganz

unbegreiflich. Freilich kann eine geoffenbarte Religion nicht eher seyn, als sie geoffenbart worden. Aber sie kann doch eher seyn, als sie niedergeschrieben worden. Davon ist ja nur die Rede. Ich will ja nur sagen: die Religion war, ehe das geringste von ihr schriftlich verfaßt wurde. Sie war, ehe es noch ein einziges Buch von der Bibel gab, die jetzt sie selbst seyn soll. Was soll nun die windschiefe Frage, die mich in meinen eigenen Gedanken irre machen könnte? — Mehr weiß ich hierauf nicht zu erwidern.

VI. (6)

Das Christenthum war, ehe Evangelisten und Apostel geschrieben hatten. Es verlief eine geraume Zeit, ehe der erste von ihnen schrieb; und eine sehr beträchtliche, ehe der ganze Kanon zu Stande kam.

„Alles dieses, sagt der Hr. Pastor, kann ich dem Heraus„geber einräumen.“ — Kann? warum denn nur kann? — Muß mir der Hr. Pastor einräumen.

Muß er mir das aber einräumen, so räumt er mir ja auch zugleich ein, daß das mündlich geoffenbarte Christenthum weit früher gewesen, als das aufgeschriebene, daß es sich erhalten und ausbreiten können, ohne aufgeschrieben zu seyn. Mehr will ich ja nicht, und ich weiß wiederum gar nicht, warum er mir auch hier die Frage entgegen setzt: „War denn „das Christenthum schon, ehe Christus und die Apostel ge„predigt hatten?“

Diese Frage soll diesen Satz zu seiner Absicht unbrauchbar machen, welche Absicht der folgende Satz enthält. Da wollen wir sehen.

Hier möchte ich vorläufig nur auch gern eine Frage oder

zwei thun, bloß um mich zu belehren, bloß den ganzen Sinn des Hrn. Pastors zu fassen. — „Wenn, so lange Christus „und die Apostel predigten, so lange die außerordentlichen „Gaben des heil. Geistes in den Gemeinen wirksam waren, „die Fortpflanzung der christlichen Religion durch mündlichen „Unterricht *besser* zu erhalten war, als durch Schriften:" fing der Gebrauch der Schriften erst an, als jene außerordentlichen Gaben aufhörten, oder fing er früher an? Fing er früher an, und ist es unläugbar, daß diese Gaben nicht zugleich mit den Aposteln aufhörten, sondern noch Jahrhunderte fortdauerten: entlehnten in diesem Zeitraume die Gaben den Beweis von den Schriften, oder die Schriften von den Gaben? Jenes hat keinen Verstand; und war dieses: sind *wir* nicht sehr übel daran, daß die nämlichen Schriften, welche die ersten Christen auf den Beweis der Gaben glaubten, wir ohne diesen Beweis glauben müssen? Fing hingegen der Gebrauch der Schriften nicht eher an, als die Wundergaben aufhörten: woher nehmen wir den Beweis, daß die Schriften in die Stelle der Wundergaben nicht sowohl *getreten*, als treten *sollen*?

Und doch erhellet aus der Geschichte, daß dieses allerdings der Fall ist. Allerdings ist zu erweisen, daß so lange die Wundergaben, und besonders die unmittelbare Erleuchtung der Bischöfe, Statt hatten, man aus dem geschriebenen Worte weit weniger machte. Es war ein Verbrechen sogar, dem Bischofe nicht anders, als auf das geschriebene Wort glauben zu wollen. Und das nicht ohne Grund. Denn die ἐμφυτος δωρεα της διδαχης, die in den Bischöfen war, war eben dieselbe, welche in den Aposteln gewesen war, und wenn Bischöfe das geschriebene Wort anführten, so führten sie es freilich zur Bestätigung ihrer Meinung, aber nicht als die Quelle ihrer Meinung an.

Dieses bringt mich nahe zu der Absicht wieder zurück, in welcher ich den Satz, bei welchem wir halten, und den nächstvorhergehenden, vorausgeschickt habe. Zu der Folge nämlich:

VII. (7)

Es mag also von diesen Schriften noch so viel abhangen: so kann doch unmöglich die ganze Wahrheit der christlichen Religion auf ihnen beruhen.

D. i. wenn es wahr ist, daß die Religion des A. und N. Testaments eine geraume Zeit schon geoffenbart war, ehe das geringste von ihr schriftlich verfaßt wurde, und eine noch geraumere Zeit bestand, ehe alle die Bücher fertig wurden, die wir jetzt zum Kanon des A. und N. Testaments rechnen, so muß sie ja wohl ohne diese Bücher sich denken lassen. Ohne diese Bücher, sage ich. Ich sage nicht, ohne den Inhalt dieser Bücher. Wer mich dieses statt jenem sagen läßt, läßt mich Unsinn sagen, um das große heilige Verdienst zu haben, Unsinn zu widerlegen. Nochmals und nochmals: ohne diese Bücher. Auch hat, so viel ich weiß, noch kein Orthodox behauptet, daß die Religion in einem dieser Bücher zuerst, durch eines dieser Bücher ursprünglich geoffenbart worden, und so wie die übrigen dazu gekommen, allmählig mit angewachsen sey. Vielmehr gestehen es gelehrte und denkende Theologen einmüthig, daß in diesen Büchern bloß *gelegentlich*, bald mehr bald weniger, davon aufbehalten worden. — Dieses Mehrere oder Wenigere wäre schon *wahr gewesen*, ehe es gelegentlich schriftlich aufbehalten wurde, und sollte jetzt für uns nur *wahr seyn, weil* es schriftlich aufbehalten worden?

Hier sucht sich zwar der Hr. Pastor mit einer Unterscheidung zu helfen; ein anderes, will er, sey die Wahrheit der Religion, und ein anderes, unsere Ueberzeugung von dieser

Wahrheit. „Die Wahrheit der christlichen Religion, sagt er, „beruht allerdings auf sich selbst; sie besteht auf ihrer Ueber„einstimmung mit den Eigenschaften und Willen Gottes, und „auf der historischen Gewißheit der Factorum, auf welche „ihre Lehrsätze sich zum Theil gründen. Allein unsere Ueber„zeugung von der Wahrheit der christlichen Religion beruht „doch lediglich und allein auf diesen Schriften." Aber, wenn ich diese Worte recht verstehe, so sagt der Hr. Pastor entweder etwas sehr Unphilosophisches, oder er schlägt sich selbst, und ist völlig meiner Meinung. Vielleicht auch, daß er sich so unphilosophisch ausdrücken mußte, um nicht gar zu deutlich meiner Meinung zu scheinen. Denn man überlege doch nur! Wenn die Wahrheit der christlichen Religion theils — (dieses theils hat er freilich nicht buchstäblich hingeschrieben, aber sein Sinn erfordert es doch nothwendig) — wenn sie, sage ich, theils auf sich selbst, d. i. auf ihrer Uebereinstimmung mit den Eigenschaften und dem Willen Gottes, theils auf der historischen Gewißheit der Factorum beruht, auf die sich einige ihrer Lehrsätze gründen; entspringt nicht aus diesem doppelten Grunde auch eine doppelte Ueberzeugung? Hat nicht jeder einzelne Grund seine Ueberzeugung für sich? Was braucht einer von beiden die Ueberzeugung des andern zu entlehnen? Ist es nicht fauler Leichtsinn, dem einen die Ueberzeugung des andern zu gute kommen zu lassen? Ist es nicht leichtsinnige Faulheit, die Ueberzeugung des einen auf beide erstrecken zu wollen? Warum soll ich Dinge, die ich deßwegen für wahr halten muß, weil sie mit den Eigenschaften und dem Willen Gottes übereinstimmen, nur deßwegen glauben, weil andere Dinge, die irgend einmal in Zeit und Raum mit ihnen verbunden gewesen, historisch erwiesen sind?

Es sey immerhin wahr, daß die biblischen Bücher alle die Facta erweisen, worauf sich die christlichen Lehrsätze zum Theil gründen; Facta erweisen, das können Bücher, und warum sollten es diese nicht können? Genug, daß die christlichen Lehrsätze sich nicht alle auf Facta gründen. Die übrigen gründen sich, wie zugegeben, auf ihre innere Wahrheit; und wie kann die innere Wahrheit irgend eines Satzes von dem Ansehen des Buches abhangen, in dem sie vorgetragen worden? Das ist offenbarer Widerspruch.

Noch kann ich mich über eine Frage nicht genug wundern, die der Hr. Pastor mit einer Zuversicht thut, als ob nur Eine Antwort darauf möglich wäre. „Würde, fragt er, wenn die „neutestamentlichen Bücher nicht geschrieben und bis auf uns „gekommen wären, wohl eine Spur von dem, was Christus „gethan und gelehrt hat, in der Welt übrig geblieben seyn?" — Gott behüte mich, jemals so klein von Christi Lehren zu denken, daß ich diese Frage so gerade zu mit Nein zu beantworten wagte! Nein, dieses Nein spräche ich nicht nach, und wenn mir es ein Engel vom Himmel vorsagte. Geschweige, da mir es nur ein lutherischer Pastor in den Mund legen will. — Alles, was in der Welt geschieht, ließe Spuren in der Welt zurück, ob sie der Mensch gleich nicht immer nachweisen kann: und nur deine Lehren, göttlicher Menschenfreund, die du nicht aufzuschreiben, die du zu predigen befahlst, wenn sie auch nur wären gepredigt worden, sollten nichts, gar nichts gewirkt haben, woraus sich ihr Ursprung erkennen ließe? Deine Worte sollten erst, in todte Buchstaben verwandelt, Worte des Lebens geworden seyn? Sind die Bücher der einzige Weg, die Menschen zu erleuchten und zu bessern? Ist mündliche Ueberlieferung nichts? Und wenn mündliche Ueberlieferung tausend vorsätzlichen und unvorsätzlichen Verfälschungen

unterworfen ist: sind es die Bücher nicht auch? Hätte Gott durch die nämliche Aeußerung seiner unmittelbaren Gewalt nicht eben sowohl die mündlichen Ueberlieferungen vor Verfälschungen bewahren können, als wir sagen, daß er die Bücher bewahrt hat? — O über den Mann, allmächtiger Gott! der ein Prediger deines Wortes seyn will, und so keck vorgiebt, daß du deine Absicht zu erreichen, nur den einzigen Weg gehabt, den du dir gefallen lassen, ihm kund zu machen! O über den Gottesgelehrten, der außer diesem einzigen Wege, den er sieht, alle andere Wege, weil er sie nicht sieht, platterdings läugnet! — Laß mich, gütiger Gott, nie so rechtgläubig werden, damit ich nie so vermessen werde! —

Wie viel kleine Nachrichten und Begriffe sind nicht auch wirklich durch bloße mündliche Ueberlieferung bis auf den heutigen Tag fortgepflanzt worden, ohne deren Hülfe wir schwerlich wohl die Schriften des N. T. vollkommen so verstehen und auslegen würden, als wir mit ihrer Hülfe thun? Dieses gilt nicht allein von den Katholiken, die es eingestehen, sondern auch von den Protestanten, ob deren es schon wenige zugeben.

Das apostolische Glaubensbekenntniß ist offenbar mehr aus einem mündlich überlieferten Lehrbegriffe entstanden, als unmittelbar aus der Schrift gezogen worden. Wäre es dieses, so würde es gewiß, theils vollständiger, theils bestimmter seyn. Daß es dieses nicht ist, läßt sich weniger aus der Muthmaßung erklären, daß es nur ein Formular für Täuflinge seyn sollen, als daher, daß es den mündlich überlieferten Glauben enthält, der zur Zeit seiner Abfassung, als man die Bücher des N. Testaments so sorgfältig noch nicht durchsiebt hatte, auch den Grund noch nicht erkannte, sie so sorgfältig durchsieben zu müssen, gänge und gäbe war.

Doch wo gerathe ich hin? — Wohin, der Hr. Pastor mir leichter ein Kreuz nachschlagen kann, mir lieber einen Fluch nachrufen wird, als mir folgen. — Also zurück und weiter.

VIII. (8)

War ein Zeitraum, in welchem sie (die christliche Religion) bereits so ausgebreitet war, in welchem sie sich bereits so vieler Seelen bemächtigt hatte, und in welchem gleichwohl noch kein Buchstabe aus dem von ihr aufgezeichnet war, was bis auf uns gekommen ist: so muß es auch möglich seyn, daß alles, was die Evangelisten und Apostel geschrieben haben, wiederum verloren ginge, und die von ihnen gelehrte Religion doch bestünde.

Es ist nicht spöttische Parodie, es ist mein herzlicher Ernst, wenn ich zum Theil die Worte des Hrn. Pastors gegen ihn selbst kehre und sage: „Bei aller Achtung, welche ich für „die sonstige Geschicklichkeit und Verdienste des Hrn. Pastors „um die theologische Literatur habe, kann ich mich doch nicht „entbrechen, das, was er gegen diesen Satz erinnert, entweder „für höchst gefährliche Heterodoxie, oder für höchst hämische „Verleumdung zu erklären." — Er wähle! Auch steht ihm beides zu Diensten.

Zuerst also: seine Erinnerungen von Seiten der Verleumdung. — Ein handgreifliches Sophisma! ruft er. Ei! Aber doch wohl nicht nur für einen Mann, an dem die Hand verständiger und rechtgläubiger ist, als der Kopf? „Denn, sagt „er, man setze nur für die Worte: in welchem gleichwohl „noch kein Buchstabe aus dem von ihr aufgezeichnet

„war, was bis auf uns gekommen ist, diese, in „welchem gleichwohl noch kein Wort aus dem von ihr „gepredigt war, was bis auf uns gekommen ist; so „wird uns die Falschheit desselben in die Augen leuchten." — Vortrefflich! — Wo ist der Schriftsteller, dem ich nicht ein Sophisma, dem ich nicht eine Gotteslästerung anflicken will, sobald ich ihm, statt seiner Worte, andere unterschieben darf? Andere? bloß andere? Wenn es der billige, der christliche Hr. Pastor dabei bewenden ließe! Aber er schiebt mir, statt meiner guten, statt meiner, wenn auch nicht einen wahren Sinn, doch einen Sinn habenden Worte, Worte unter, die schlechterdings gar keinen Sinn haben. Ich sage: die christliche Religion war, ehe von der christlichen Religion etwas aufgeschrieben wurde. Damit soll ich gesagt haben: die christliche Religion war, ehe die christliche Religion gepredigt, geoffenbart wurde. Das ist, ich soll gesagt haben: die christliche Religion war, ehe die christliche Religion war. Bin ich denn aus dem Tollhause entlaufen, um so etwas zu sagen? zu schreiben?

Der Hr. Pastor fährt hierauf fort, mir Dinge vorzuhalten, an denen ich nie gezweifelt habe. Und warum? wozu? Damit seine Zeitungsleser glauben sollen, ich zweifle allerdings daran? — Schön! Seiner sehr anständig!

Nur wenn er nochmals in die Frage fällt: „Woher kön„nen wir nun die Lehren und Thaten Christi und seiner „Apostel wissen?" und er sich selbst darauf antwortet: „Allein „aus den Schreiben der Evangelisten und Apostel:" muß ich mich nochmals gegen dieses Allein verwahren. Mit dem Zusatze, daß der größere Theil der Christen ihm dieses Allein eben so wenig zugiebt. Oder sind die Katholiken keine Christen? Wäre ich kein Christ, wenn ich in diesem Stücke mich auf die Seite der Katholiken neigte? Unartig genug, daß

viele Protestanten den Beweis für die Wahrheit der christlichen Religion so führen, als ob die Katholiken durchaus keinen Antheil daran hätten! Ich dächte, wie nur das gegen das Christenthum gelten kann, worauf weder Katholik noch Protestant zu antworten weiß, so müsse auch nur das zum Christenthum gehören, was dem Katholiken und Protestanten gemein ist. Wenigstens kleidet es einen Theologen, von welchem Theile er auch sey, sehr schlecht, einen Satz, von dem er weiß, daß ihn der andere Theil behauptet, in dem Munde eines Dritten, da wo dieser Dritte weder Katholik noch Protestant seyn will, als einen solchen zu verdammen, der die ganze christliche Religion schlechterdings aufhebe.

Und hier fängt sich die Heterodoxie des Hrn. Pastors an. Wie? die christliche Religion selbst würde verloren gehen, wenn es möglich wäre, daß die Schriften der Evangelisten und Apostel verloren gingen? Wie? So hat man noch keinen zuverlässigen Lehrbegriff aus diesen Schriften gezogen, der sich in andern Schriften erhalten würde? So ist derjenige, der seinen ganzen Glauben nur aus einem dergleichen Lehrbegriffe hat, kein Christ? So wird niemand gesund, als wer die Arznei mit sammt der Schachtel verschlingt? — Man gebe nur Acht, nun werde ich müssen gesagt haben, daß nicht allein die Schriften der Evangelisten und Apostel, sondern auch alles das, was jemals aus diesen Schriften gezogen worden, verloren gehen, und dennoch die christliche Religion bestehen könnte. — Nun werde ich müssen gesagt haben, daß die christliche Religion bestehen könne, obgleich die christliche Religion verloren gänge.

Und doch darf man nur auf meine Absicht zurück sehen, in welcher ich die ganze Stelle geschrieben habe, die dem Hrn. Pastor ein solches Aergerniß ist. Ich will Einwürfe gegen den

minder wichtigen Theil der Bibel auf ihren wahren Belang herabsetzen. Das ist meine Absicht. Und nur in dieser Absicht sage ich, daß derjenige, dessen Herz mehr Christ ist, als der Kopf, sich ganz und gar an diese Einwürfe nicht kehre, weil er fühle, was andere sich zu denken begnügen, weil er allenfalls die ganze Bibel entbehren könnte. Er ist der zuversichtliche Sieger, der die Festungen liegen läßt und das Land einnimmt. Der Theolog ist der furchtsame Soldat, der sich an den Gränzfestungen den Kopf zerstößt, und kaum das Land darüber zu sehen bekömmt.

A propos! — Zu Anfange des vorigen Jahrhunderts wollte ein abgesetzter lutherischer Prediger aus der Pfalz mit seiner Familie, die aus zusammengebrachten Kindern beiderlei Geschlechts bestand, sich nach einer von den Colonien des brittischen Amerika begeben. Das Schiff, worauf er überging, scheiterte an einer kleinen unbewohnten bermudischen Insel, und von dem Schiffsvolke ersoff, außer der Familie des Predigers, fast alles. Der Prediger fand diese Insel so angenehm, so gesund, so reich an allem, was zur Unterhaltung des Lebens gehört, daß er sich gern gefallen ließ, die Tage seiner Wallfahrt daselbst zu beschließen. Der Sturm hatte unter andern eine kleine Kiste an das Land getrieben, in welcher bei allerlei Geräthschaft für seine Kinder auch ein Catechismus Lutheri sich befand. Es versteht sich, daß dieser Catechismus, bei gänzlichem Mangel aller andern Bücher, ein sehr kostbarer Schatz für ihn wurde. Er fuhr fort, seine Kinder daraus zu unterrichten, und starb. Die Kinder unterrichteten ihre Kinder wieder daraus, und starben. Nur erst vor zwei Jahren ward wieder einmal ein englisches Schiff, auf welchem ein hessischer Feldprediger war, an diese Insel verschlagen. Der Feldprediger, — ich könnte es aus seinen eigenen

Briefen haben — ging mit einigen Matrosen, die frisches Wasser einnehmen sollten, ans Land, und erstaunte nicht wenig, sich auf einmal in einem ruhigen lachenden Thale, unter einem nackten, fröhlichen Völkchen zu finden, das Deutsch sprach, und zwar ein Deutsch, in welchem er nichts als Redensarten und Wendungen aus Luthers Catechismus zu hören glaubte. Er ward neugierig darob, und siehe! Er fand, daß das Völkchen nicht allein mit Luthern sprach, sondern auch mit Luthern glaubte, und so orthodox glaubte, als nur immer ein Feldprediger. Einige Kleinigkeiten ausgenommen. Der Catechismus war, wie natürlich, in den anderthalb hundert Jahren aufgebracht, und sie hatten nichts davon mehr übrig, als die Bretterchen des Einbandes. In diesen Bretterchen, sagten sie, steht das alles, was wir wissen. — Hat es gestanden, meine Lieben! sagte der Feldprediger. — Steht noch, steht noch! sagten sie. Wir können zwar selbst nicht lesen, wissen auch kaum, was Lesen ist, aber unsere Väter haben es ihre Väter daraus herlesen hören. Und diese haben den Mann gekannt, der die Bretterchen geschnitten. Der Mann hieß Luther, und lebte kurz nach Christo.

Ehe ich weiter erzähle, Hr. Pastor, waren diese guten Leutchen wohl Christen, oder waren sie keine? Sie glaubten sehr lebhaft, daß es ein höchstes Wesen gebe, daß sie arme sündige Geschöpfe wären, daß dieses höchste Wesen demungeachtet durch ein anderes eben so hohes Wesen sie nach diesem Leben ewig glücklich zu machen die Anstalt getroffen. — Hr. Pastor! waren diese Leutchen Christen, oder waren sie keine?

Sie müssen nothwendig sagen: sie waren keine. Denn sie hatten keine Bibel. — Barmherziger Gott! Unbarmherziger Priester! — Nein, ich erzähle Ihnen, von diesem lieben, fröhlichen, glücklichen Völkchen weiter nichts.

Lieber schwatzen wir noch einen Augenblick über ein Ding, von dem es weit verzeihlicher ist, keine richtigen Begriffe zu haben. Der Hr. Pastor will beweisen, daß „überdem mein „Satz der Erfahrung und Geschichte offenbar widerspreche.“ Aber was er deßfalls anführt, ist so kahl, so obenabgeschöpft, daß er dergleichen Tiraden sich höchstens nur in seinen Texten erlauben müßte. Man höre nur. „Von dem neunten Jahr„hunderte an, sagt er, bis auf den Anfang des fünfzehnten, „war ein Zeitraum, in welchem die Schriften der Evangelisten „und Apostel beinahe verloren gegangen waren. Wer kannte „außer wenigen Gelehrten die Bibel? Sie steckte in Hand„schriften und Uebersetzung, bis auf die Erfindung der Druckerei, „in den Klöstern.“ Warum sollen vom neunten bis zum fünfzehnten Jahrhundert der Abschriften des N. Testaments wenigere gewesen seyn, als vom fünften bis aufs neunte? Warum vom fünften bis aufs neunte wenigere, als vom ersten bis aufs fünfte? Gerade umgekehrt; die Codices der neutestamentlichen Schriften vermehrten sich mit der Folge der Zeit. Gerade waren dergleichen Codices, im ersten und zweiten Jahrhundert am seltensten, und so selten, daß ganze große Gemeinden nur einen einzigen Codicem besaßen, den die Presbyteri der Gemeinde unter ihrem Schlosse hielten, und den auch, ohne ihre besondere Erlaubniß, niemand lesen durfte. Getraut er sich von dem Zeitraume, den er angiebt, eben das zu erweisen? Ich glaube, meines wenigen Theils, daß in diesem Zeitraume mehr Abschriften der Bibel in dem einzigen Deutschland gewesen, als in den zwei ersten Jahrhunderten in der ganzen Welt, den Grundtext des A. Testaments etwa ausgenommen. Oder will er zu verstehen geben, daß man mit dem neunten Jahrhundert angefangen habe, dem gemeinen Manne die Bibel aus den Händen zu spielen? Das muß er wohl, denn er fährt fort: „Der große

„Hause erfuhr aus derselben nichts mehr, als was ihm die „römische Klerisei davon sagte, und diese sagte ihm nichts „mehr, als was er ohne Nachtheil ihres Interesse wissen „konnte. Wie war in dieser Zeit die christliche Religion, in „Absicht auf den großen Haufen, beschaffen? War sie mehr „als ein verwandeltes Heidenthum?“ — Die strenge Wahrheit ist, daß die Bibel auch vor dem neunten Jahrhunderte nie in den Händen des gemeinen Mannes gewesen war. Der gemeine Mann hatte nie mehr daraus erfahren, als ihm die Klerisei daraus mittheilen wollen. Und so hätte sich die Religion schon weit eher verschlimmern müssen, wenn es nicht wahr wäre, daß sie sich auch ohne unmittelbaren Gebrauch der Bibel erhalten könnte. Cui assentiunt, möchte ich aus dem Irenäus hinzusetzen, multæ gentes barbarorum, eorum qui in Christum credunt sine charta et atramento scriptam habentes per Spiritum in cordibus suis salutem. Endlich, wenn die christliche Religion vom neunten bis zum fünfzehnten Jahrhundert nur daher so verfiel, weil die Schrift beinahe verloren war: warum hätte sie sich denn nicht allgemeiner wieder aufgerichtet, seitdem die Schrift durch die Druckerei gleichsam wiedergefunden worden? Hat denn die römische Kirche seitdem nur eine einzige ihrer alten Lehren fahren lassen? Giebt es nicht Middletone, die sie noch jetzt für nichts besseres, als für ein abgeändertes Heidenthum halten? Ich bin gewiß, der Hr. Pastor ist dieser erbaulichen Meinung sogar selbst. — Aber die Reformation doch? diese haben wir doch wohl ganz dem ungehinderten häufigern Gebrauch der Bibel zu danken? — Auch das ist so ungezweifelt nicht. Denn die Reformation kam weniger dadurch zu Stande, daß man die Bibel besser zu brauchen **anfing**, als dadurch, daß man die Tradition zu brauchen **aufhörte**. Auch haben wir dem ungehindertern

häufigern Gebrauche der Bibel eben so wohl den Socinianismus zu danken, als die Reformation.

So wenigstens denke ich; unbekümmert, wie sehr sich der Hr. Pastor darüber wundert. Ich wundere mich nicht einmal, daß er sich wundert. Der Himmel erhalte uns nur noch lange in dem nämlichen Verhältnisse, daß er sich wundert, und ich mich nicht.

IX. (9)

Die Religion ist nicht wahr, weil die Evangelisten und Apostel sie lehrten: sondern sie lehrten sie, weil sie wahr ist.

Jede scharfsinnige Unterscheidung läßt sich von einem, der seiner Sprache nur ein wenig mächtig ist, in eine Antithese bringen. Weil nun aber freilich nicht jede Antithese auf einer scharfsinnigen Unterscheidung beruht, weil oft nur ein bloßes Wetterleuchten des Witzes ist, was ein zerschmetternder Strahl des Scharfsinns seyn sollte, zumal bei den lieben Dichtern, so ist der Name Antithese ein wenig verdächtig geworden. Das kömmt nun den Herren sehr gut zu Passe, die, ich weiß nicht, welchen natürlichen Widerwillen gegen allen Scharfsinn haben, besonders, wenn er sich nicht in ihre Alltagsworte kleidet. Sie schreien: Antithese! Antithese! Und damit haben sie alles widerlegt.

Auch diese Antithese sagt nichts! sagt der vielsagende Hr. Pastor. „Denn sind die Evangelisten und Apostel Männer, „welche geredet und geschrieben haben, getrieben durch den „heil. Geist, so ist die christliche Religion wahr, weil die „Evangelisten und Apostel, oder eigentlich, weil Gott selbst „sie gelehrt hat. Der zweite Satz steht bloß müßig da.“

Nun denn! so muß ich schon das Maaß meiner Sünden

häufen, und eine Antithese mit einer andern Antithese unterstützen. Auch das, was Gott lehrt, ist nicht wahr, weil es Gott lehren will, sondern Gott lehrt es, weil es wahr ist.

Steht der zweite Satz hier auch müßig? — Ja, wenn wir nicht wüßten, was diese Herren sich für einen schönen Begriff von dem Willen Gottes machten! Wenn wir nicht wüßten, daß, nach ihrem Sinne, Gott etwas wollen könne, bloß weil er es wolle. Und auch das ließe sich in gewissem Verstande von Gott noch sagen, so daß ich kaum weiß, wie ich ihren Unsinn in Worte fassen soll.

X. (10)

Aus ihrer innern Wahrheit müssen die schriftlichen Ueberlieferungen erklärt werden, und alle schriftliche Ueberlieferungen können ihr keine innere Wahrheit geben, wenn sie keine hat.

Das erste Wort, was der Hr. Pastor hierauf erwiedert, ist: Gut! und so freute ich mich schon. Doch er läßt auf dieses Gut ein Aber folgen, und das sonderbarste Aber von der Welt. Sogleich ist nichts mehr gut, auch das nicht, was wir oben aus seinem eigenen Munde haben.

Oben (VII. 7.) hatte er selbst uns belehrt, daß die innere Wahrheit der christlichen Religion auf der Uebereinstimmung mit den Eigenschaften Gottes beruhe; und nun weiß er auf einmal von dieser innern Wahrheit kein Wort mehr, sondern setzt die hermeneutische Wahrheit entweder lediglich an ihre Stelle, oder erklärt doch wenigstens die hermeneutische Wahrheit für die einzige Probe der innern. Als ob die innere Wahrheit eine Probe noch brauchte! Als ob nicht vielmehr die innere Wahrheit die Probe der hermeneutischen seyn müßte!

Man höre nur. Ich will des Hrn. Pastors vermeinte Widerlegung und meine Antwort in eine Art von Dialog bringen, welcher der Kanzeldialog heißen könnte. Nämlich: ich unterbreche den Hrn. Pastor, aber der Hr. Pastor hält sich nicht für unterbrochen. Er redet fort, ohne sich zu bekümmern, ob unsere Worte zusammen klappen, oder nicht. Er ist aufgezogen, und muß ablaufen. Also: Ein Dialog und kein Dialog.

Er. „Gut; aber derjenige, der mir die schriftlichen „Ueberlieferungen aus ihrer innern Wahrheit erklären will, „muß mich vorher überzeugen, daß er selbst von der innern „Wahrheit derselben eine richtige und gegründete Vorstellung habe," —

Ich. Vorher? Warum vorher? Indem er das eine thut, thut er ja auch das andere. Indem er mir die innere Wahrheit eines geoffenbarten Satzes erklärt, (ich sage erklärt, nicht bloß erklären will) beweist er ja wohl genugsam, daß er selbst von dieser innern Wahrheit eine richtige Vorstellung habe.

Er. — „und daß er sich nicht selbst ein Bild davon mache, „das seinen Absichten gemäß ist."

Ich. Wenn seine Absichten keine innere Güte haben, so können die Religionssätze, die er mir beibringen will, auch keine innere Wahrheit haben. Die innere Wahrheit ist keine wächserne Nase, die sich jeder Schelm nach seinem Gesichte bossiren kann, wie er will.

Er. „Woher aber will er die Erkenntniß der innern „Wahrheit der christlichen Religion nehmen," —

Ich. Woher die innere Wahrheit nehmen? Aus ihr selbst. Deßwegen heißt sie ja die innere Wahrheit; die Wahrheit, die keiner Beglaubigung von außen bedarf.

Er. — „als aus den schriftlichen Ueberlieferungen, oder „aus den Schriften der Evangelisten und Apostel,“ —

Ich. Was müssen wir aus diesen nehmen? Die innere Wahrheit? oder unsere erste historische Kenntniß dieser Wahrheit? Jenes wäre eben so seltsam, als wenn ich ein geometrisches Theorem nicht wegen seiner Demonstration, sondern deßwegen für wahr halten müßte, weil es im Euclides steht. Daß es im Euclides steht, kann gegründetes Vorurtheil für seine Wahrheit seyn; so viel man will. Aber ein anderes ist die Wahrheit aus Vorurtheil glauben; und ein anderes, sie um ihrer selbst willen glauben. Beides kann vielleicht in der Anwendung auf das Nämliche hinaus führen, aber ist es darum das Nämliche? — Also ist es bloß die historische Kenntniß der innern Wahrheit, die wir einzig und allein aus den Schriften der Evangelisten und Apostel sollen schöpfen können? Aber der größere Theil der Christen versichert, daß es noch eine andere Quelle dieser historischen Kenntniß gebe: nämlich die mündliche Ueberlieferung der Kirche. Und allerdings ist es unwidersprechlich, daß die mündliche Ueberlieferung einmal die einzige Quelle derselben gewesen, und daß sich schlechterdings keine Zeit angeben läßt, wenn sie nicht bloß zur zweiten Quelle geworden, sondern ganz und gar Quelle zu seyn aufgehört habe. Doch dem sey, wie ihm wolle. Ich will hier nur Protestant seyn; die neutestamentlichen Schriften mögen die einzige Quelle unserer historischen Kenntniß der Religion immerhin seyn. Hat sich die erste einzige Quelle seit siebzehnhundert Jahren nie ergossen? Ist sie nie in andere Schriften übergetreten? Nie und nirgends in ihrer ursprünglichen Lauterkeit und Heilsamkeit in andere Schriften übergetreten? müssen schlechterdings alle Christen aus ihr selbst schöpfen? Darf sich schlechterdings kein Christ an den nähern zugänglichern

Tiefen begnügen, in welche sie übergetreten ist? Das, das ist ja nur hier die Frage. — Darf er: warum könnten die Schriften der Evangelisten und Apostel nicht ohne seinen Nachtheil verloren seyn? verloren gehen? Warum dürfte er sie nicht als verloren gegangen ansehen, so oft man ihm mit Einwürfen gegen Stellen derselben zusetzt, die in dem Wesen seiner Religion nichts verändern? — Darf er nicht, so darf er ohne Zweifel vornehmlich darum nicht, weil bis auf diesen Tag noch kein vollständiger untrüglicher Lehrbegriff aus ihnen gezogen worden, auch vielleicht ein dergleichen Lehrbegriff nun und nimmermehr aus ihnen gezogen werden kann. Denn nur dann wäre es allerdings nothwendig, daß jeder mit seinen eigenen Augen zusähe, jeder sein eigener Lehrer, jeder sein eigener Gewissensrath aus der Bibel würde. Aber wie betauerte ich sodann euch, arme unschuldige Seelen, in Ländern geboren, deren Sprache die Bibel noch nicht redet! in Ständen geboren, die überall noch des ersten Grades einer bessern Erziehung ermangeln, noch überall nicht lesen lernen! Ihr glaubt Christen zu seyn, weil ihr getauft worden. Unglückliche! da hört ihr ja, daß Lesen können eben so nothwendig zur Seligkeit ist, als Getauft seyn!

Er. — „in der gehörigen Verbindung mit den Schriften „des alten Testaments."

Ich. Nun vollends gar! — Ich sorge, ich sorge, liebe fromme Idioten, ihr müßt noch hebräisch lernen, wenn ihr eurer Seligkeit wollt gewiß seyn.

Er. „Ich werde seiner Vernunft hier nichts einräumen, „ob ich gleich allezeit voraussetze, daß die Lehrsätze der Reli- „gion, welche mir als die christliche vorgepredigt wird, nie „einem allgemeinen und unstreitigen Grundsatze der Vernunft „widersprechen müssen."

Ich. Hr. Pastor! Hr. Pastor! — Also besteht die ganze Vernunftmäßigkeit der christlichen Religion darin, daß sie nicht unvernünftig ist? — Und Sie schämen sich nicht in Ihr theologisches Herz, so etwas zu schreiben? — Schreiben Sie es, so predigen Sie es auch. Und das läßt man Sie in Hamburg predigen?

Er. „Wir erkennen also die Wahrheit der christlichen „Religion nur alsdann, wenn unsere Begriffe von derselben „eben diejenigen sind, welche die schriftlichen Ueberlieferungen, „die in der heil. Schrift enthalten sind, davon in unsern „Seelen hervorbringen sollen.“

Ich. — Sollen! Aber welche sollen sie hervorbringen? — Können Sie es läugnen, Hr. Pastor, können Sie es sich selbst verhehlen, daß nur wenige Stellen des ganzen N. T. bei allen Menschen die nämlichen Begriffe hervorbringen? daß der bei weitem größere Theil bei diesen diese, bei andern andere Begriffe hervorbringt? Welches sind die rechten, die hervorgebracht werden sollen? Wer soll das entscheiden? Die Hermeneutik? Jeder hat seine eigene Hermeneutik. Welches ist die wahre? Sind sie alle wahr? oder ist keine wahr? Und dieses Ding, dieses mißliche, elende Ding soll die Probe der innern Wahrheit seyn! Was wäre denn ihre Probe?

Er. „Freilich können die schriftlichen Ueberlieferungen „der christlichen Religion keine innere Wahrheit geben, wenn „sie keine hat.“

Ich. Mich dünkt, Hr. Pastor, daß Sie oben ganz so freigebig nicht waren, wo es Ihnen innere Wahrheit eines Lehrsatzes genug schien, daß er geschrieben da stehe. Sie sind doch wohl nicht nur darum so freigebig, weil Sie aus der Sache, mit der Sie es sind, im Grunde nicht viel machen? weil Ihnen eine geoffenbarte Wahrheit, bei der sich nichts

denken läßt, eben so lieb ist, als eine, bei der sich etwas denken läßt?

Er. „Das soll sie aber auch nicht."

Ich. Schön, daß sie nicht soll, was sie nicht kann! — Wenn aber die schriftliche Ueberlieferung der christlichen Religion innere Wahrheit weder geben kann, noch geben soll, so hat auch die christliche Religion ihre innere Wahrheit nicht von ihr. Hat sie sie nicht von ihr, so hängt sie auch von ihr nicht ab. Hängt sie von ihr nicht ab, so kann sie auch ohne sie bestehen. Dahin will ich ja nur.

Er. „Ihr Zweck ist also dieser, die innere Wahrheit „derselben zu entdecken und zu beweisen."

Ich. Soll entdecken so viel heißen, als zuerst bekannt machen, so habe ich schon bewiesen, daß die Schrift die innere Wahrheit der christlichen Religion der Welt nicht zuerst bekannt gemacht hat. Hier setze ich noch hinzu: daß sie jetzt den einzelnen Menschen dieses noch weniger thut. Denn wir kommen alle, mit den Grundbegriffen der Religion bereits versehen, zu ihr. — Und beweisen! Soll beweisen hier nur so viel heißen, als, einen schriftlichen Belag geben, in welchem die Worte des zu beweisenden Satzes enthalten sind, so hat ja der Hr. Pastor selbst schon eingestanden, daß ein solcher Belag der innern Wahrheit nichts helfen kann, nichts helfen soll. Soll aber beweisen hier heißen, was es eigentlich heißt, die Verbindung einer Wahrheit mit andern anerkannten und ungezweifelten Wahrheiten darthun, so kann ja jedes andere Buch dieses eben sowohl, als die Schrift; besonders nachdem es ihr die Schrift vorgethan. Und so wäre wieder nicht einzusehen, warum die christliche Religion jetzt nicht ganz ohne die Schrift sollte bestehen können.

Er. „Folglich sind es leere Worte, wenn man die innere

„Wahrheit der christlichen Religion und die Ueberlieferungen,
„oder deutlicher, die heilige Schrift, einander als zwei ver=
„schiedene Dinge entgegen setzen will." —

Ich. Entgegen setzen? Wer will denn diese zwei Dinge einander entgegen setzen? Ich? Ich behaupte ja nur, daß sie jetzt von einander ganz unabhängig seyn können. Sind denn jede zwei verschiedene Dinge einander entgegen gesetzt? Wer das behauptet, mag freilich leere Worte machen, ich mache durchaus keine. Ich will dem Theologen die Schrift nicht nehmen, der allein an ihr seine Künste zu zeigen gelernt hat. Ich sehe es zu wohl ein, wie viel das gelehrte Studium der Schrift allen andern Kenntnissen und Wissenschaften aufgeholfen hat; in welche Barbarei wir leicht wieder versinken könnten, wenn es ganz aus der Welt verbannt würde. Aber der Theolog soll uns Christen sein gelehrtes Bibelstudium nur nicht für Religion aufdringen wollen. Er soll nur nicht gleich über Unchristen schreien, wenn er auf einen ehrlichen Laien stößt, der sich an dem Lehrbegriffe begnügt, den man längst für ihn aus der Bibel gezogen, und diesen Lehrbegriff nicht sowohl deßwegen für wahr hält, weil er aus der Bibel gezogen, sondern weil er einsieht, daß er Gott anständiger und dem menschlichen Geschlechte ersprießlicher ist, als die Lehrbegriffe aller andern Religionen, weil er fühlt, daß ihn dieser christliche Lehrbegriff beruhigt.

Er. — „Eben so vergeblich, als wenn man sagen wollte:
„man muß die Gesetze eines Gesetzgebers aus seiner innern
„Gerechtigkeit erklären. Umgekehrt, die innere Gerechtigkeit
„eines Gesetzgebers muß aus seinem Gesetze erkannt und be=
„urtheilt werden."

Ich. Der Hr. Pastor sind doch in allen ihren Instanzen und Erläuterungen ganz sonderbar unglücklich. Umgekehrt!

sage ich nun wiederum. Und wenn die Wahrheit kein Wetterhahn ist, so wird sie es hoffentlich wohl bei meinem Commando bewenden lassen. Was? die Gesetze eines Gesetzgebers müßten nicht aus seiner innern Gerechtigkeit erklärt werden? Wenn der Buchstabe des Gesetzes einen trifft, den der Gesetzgeber zu treffen unmöglich kann die Absicht gehabt haben; wenn, dem Buchstaben nach, Strafe auf einen fällt, auf dessen in ihrer Art einzige Handlung, die der Gesetzgeber nicht vorher sehen können, vielmehr Belohnung als Strafe stehen müßte; verläßt der Richter nicht mit Fug den Buchstaben, und holt seinen Ausspruch aus der innern Gerechtigkeit her, von der er annimmt, daß sie dem Gesetzgeber beigewohnt habe? — Was? die innere Gerechtigkeit eines Gesetzgebers müsse aus seinen Gesetzen erkannt und erklärt werden? Solon war doch wohl auch Gesetzgeber? Und Solon würde sehr unzufrieden gewesen seyn, wenn man ihm nicht eine lautrere vollkommnere Gerechtigkeit hätte zutrauen wollen, als aus seinen Gesetzen sichtbar war. Denn als man ihn fragte, ob er seinen Bürgern die besten Gesetze gegeben habe; was antwortete er? Ὁτι οὐ τους καθαπαξ καλλιςους, ἀλλ᾽ ὡν ἐδυναντο τους καλλιςους. „Die „besten schlechterdings nun freilich nicht, aber doch die besten, „deren sie fähig waren.“ Also: —

Doch ich bin es herzlich satt, mit einem Tauben länger zu reden. Sonst könnte ich hier nicht unschicklich einer Anwendung dieser Worte des Solon noch gedenken, die dem Hrn. Pastor höchst ärgerlich seyn würde, wenn er nicht etwa schon wüßte, daß sie ein Kirchenvater gemacht hat. Und doch, was würden ohne Ausnahme die armen Kirchenväter für Wischer von unsern Luther'schen Pastoren bekommen, wenn sie jetzt schrieben! Dieser nämliche Kirchenvater entbricht sich nicht, eine zweifache christliche Religion gelten zu lassen: eine für den

gemeinen Mann, und eine andere für den feineren, gelehrteren Kopf, die unter jener nur verborgen liege. So weit gehe ich doch noch lange nicht. Bei mir bleibt die christliche Religion die nämliche, nur daß ich die Religion von der Geschichte der Religion will getrennt wissen. Nur daß ich mich weigere, die historische Kenntniß von ihrer Entstehung und ihrer Fortpflanzung, und eine Ueberzeugung von dieser Kenntniß, die schlechterdings bei keiner historischen Wahrheit seyn kann, für unentbehrlich zu halten. Nur daß ich die Einwürfe, die gegen das Historische der Religion gemacht werden, für unerheblich erkläre, sie mögen beantwortet werden können oder nicht. Nur daß ich die Schwächen der Bibel nicht für Schwächen der Religion halten will. Nur daß ich die Prahlerei des Theologen nicht leiden kann, welcher dem gemeinen Manne weiß macht, jene Einwürfe wären alle schon längst beantwortet. Nur daß ich den kurzsichtigen Hermeneutiker verschmähe, der Möglichkeiten auf Möglichkeiten thürmt, um die Möglichkeit zu erhärten, daß diese Schwächen auch wohl keine Schwächen seyn könnten; der eine kleine Bresche, welche der Feind geschossen, nicht anders zu stopfen weiß, als durch einen weit größeren Wallbruch, den er anderwärts mit eigenen Händen macht.

Und damit soll ich mich an der christlichen Religion versündigt haben? Damit? damit, daß ich geschrieben: „Was „gehen den Christen des Theologen Hypothesen und Erklärun„gen und Beweise an? Ihm ist es doch einmal da, das Chri„stenthum, welches er so wahr, in welchem er sich so selig „fühlt. Wenn der Paralyticus die wohlthätigen Schläge „des elektrischen Funken erfährt, was kümmert es ihn, „ob Nollet, oder ob Franklin, oder ob keiner von beiden „Recht hat?“

Doch, daß ich auch das geschrieben habe, läßt der Herr

Pastor seinen Zeitungslesern zu melden wohl bleiben. Gleichwohl ist nur zur Rechtfertigung eines Christen solcher Art die ganze Stelle hinzugefügt worden, über die er einen so kauderwelschen Commentar zu machen für gut befunden. Nur dieses war die Absicht dieser Stelle. Nur dem fühlenden Christen sollte darin eine Schanze versichert werden, in welche er sich getrost werfen könne, wenn er mit seinen muthigeren Theologen das Feld nicht mehr zu halten wage. Daß die Theologen und die Theologen einer jeden Secte den Wahlplatz nicht sobald räumen, auch nicht sobald zu räumen brauchen, besonders, wenn sie sich nur mit ihres gleichen herumschlagen, wer weiß das nicht? Habe auch ich es nicht genug gesagt? Habe ich nicht mit ausdrücklichen Worten bekannt, daß jeder Theolog in dem Geiste seines angenommenen Systems Antworten genug haben werde? Habe ich nicht selbst einen Versuch gemacht, ihm mit einigen dieser Antworten vorzugreifen? Taugt dieser mein Versuch nicht viel, wie leicht möglich ist, so mach es besser, wer kann! Das wünsche ich ja nur. Bloß darum machte ich ja nur die Fragmente bekannt. Oder meint man, weil ich völlig befriedigende Antworten wünschte und hoffte, hätte ich meinen Trost auf den Fall, daß dergleichen Antworten nicht erfolgten, lieber zurück behalten sollen? Warum das? Wollte ich denn durch diesen Trost im voraus alle Antworten für überflüssig erklären? Er war ja bloß dem einfältigen Christen und nicht dem Theologen gegeben, dieser Trost, wenigstens nur demjenigen Theologen zugleich gegeben, der über seine höhere Weisheit nicht verlernt hat, auch bloß einfältiger Christ zu seyn.

Daß diesen Trost, den ich für das unersteiglichste Bollwerk des Christenthums halte, der Herr Pastor einen strohernen Schild nennt, thut mir seinetwegen sehr leid. Er ist

fürchte ich, in seinen theologischen Kriegen von der Heterodoxie des Feindes nicht unangesteckt geblieben; mehr davon angesteckt worden, als er sich auf einer hamburgischen Kanzel wird wollen merken lassen; mehr, als er sich vielleicht noch selbst abgemerkt hat. Denn auch er muß also alles innere Gefühl des Christenthums läugnen. Und wenn man ihn auf der Kanzel noch nicht ausrufen hören: „Gefühl! Was Gefühl? Gefühl ist ein „stroherner Schild. Unsere Hermeneutik, unsere symbolischen „Bücher, das, das sind das alles schirmende, undurchdring„liche, diamantene Schild des Glaubens!" so kömmt es vermuthlich nur daher, weil selbst in den symbolischen Büchern auf den strohernen Schild noch gerechnet wird. Von Stroh möchte er daher auch immer seyn; denn es giebt dort mehr stroherne Schilde. Wenn er nur nicht zugleich so schmal wäre! Aber da hat nur eben ein einzelner Mensch, die Religion im Herzen, darunter Raum. Was soll ein Pastor damit, wenn er nicht auch seine Bibel, nicht auch seine ganze liebe Gemeinde mit eins darunter bergen kann?

Wie treuherzig der Herr Pastor auch sonach allen seinen werthen Herren Collegen anräth, lieber offenbar feldflüchtig zu werden, als sich dieses Schildes zu bedienen, ist wohl noch werth, mit seinen eigenen Worten gehört zu werden. „Ich „würde, sagt er mit bebender Stimme, den Christen, der „zugleich Theolog ist, sehr betauern, wenn er sich aus Mangel „anderer Gründe in der traurigen Nothwendigkeit sehen sollte, „diesen aus Stroh geflochtenen Schild den in den Fragmenten „befindlichen feurigen Pfeilen entgegen zu halten." — Das würde gewissermaßen auch ich thun. Wenigstens würde ich die Achseln über ihn zucken, daß er sein Handwerk so schlecht verstünde. Aber wer sprach denn von einem Christen, der zugleich Theolog ist? Sollen denn, müssen denn alle Christen

zugleich Theologen seyn? Ich habe noch immer die besten Christen unter denen gefunden, die von der Theologie am wenigsten wußten. Warum können die nicht einen strohernen Schild haben, die unter feurige Pfeile nicht kommen? Hilft ein stroherner Schild gegen feurige Pfeile nicht, so hilft er doch gegen Hiebe. — Der entschlossene Herr Pastor fährt fort: „Ich würde ihm (dem Christen, der zugleich Theolog ist) lieber „rathen, gar die Flucht zu nehmen." — Wenn er glaubt, daß er schlechterdings den Theologen seiner Secte beibehalten muß; Glück auf den Weg! Genug, daß diejenigen bei der Fahne halten, die nur Christen sind. — „Denn durch An„wendung dieser von dem Herrn Herausgeber an die Hand „gegebenen Sätze würde er die Bibel preisgeben, um die „Religion zu retten; aber welche Religion?" — Welche? Die nämliche, aus welcher die Bibel entstand. Die nämliche, die man in späteren Zeiten, als sie in ihrer ursprünglichen Lauterkeit sollte verloren gegangen seyn, wieder aus der Bibel zog. Oder ist noch keine zuverlässig daraus gezogen worden? Ist die daraus gezogene, nur provisorie, nicht wirklich die christliche? Das muß wohl, denn der Herr Pastor sagt so ganz entscheidend: „Gewiß nicht die christliche, als welche mit der „Bibel steht und fällt." — Das thut mir leid! Und die Bibel steht und fällt? Doch wohl mit ihrer Theopneustie? Allerdings muß er sagen: wenn ohne Bibel kein Christenthum ist, so ist ohne Theopneustie keine Bibel.

Und hier sey mir erlaubt, mich auf die Stelle eines Andern zurück zu ziehen, an welche mich die nämlichen Worte stehen und fallen erinnern. „Die Frage, sagt ein Mann,[1] der sich um die Bibel zu verdient gemacht hat, als daß es ihm, nach des Herrn Pastors eigener Art zu folgern, nicht

[1] Michaelis, in s. Einleitung in die Schriften des N. T. S. 73 u. a.

mit der christlichen Religion ein Ernst seyn sollte — „Die „Frage, ob die Bücher des N. Testaments von Gott ein= „gegeben sind, ist der christlichen Religion nicht völlig so „wichtig, als die vorige, ob sie echt sind? Sie steht und „fällt nicht so schlechterdings mit ihr. Gesetzt, Gott „hätte keines der Bücher des N. Testaments inspirirt, sondern „Matthäum, Marcum, Lucam, Johannem, Paulum bloß sich „selbst überlassen, zu schreiben, was sie wußten, die Schriften „wären aber nur alt, echt und glaubwürdig, so würde die „christliche Religion die wahre bleiben. Die Wunder, durch „die sie bestätigt ist, würden ihre Wahrheit eben so gut be= „weisen, wenn auch die Zeugen derselben nicht inspirirte, „sondern bloß menschliche Zeugen wären; denn ohnehin setzen „wir bei Untersuchung der Wahrheit dieser Wunder gar nicht „das göttliche Ansehen der Schriftsteller zum voraus, sondern „betrachten sie bloß als menschliche Zeugen. Wären die Wun= „der wahr, die der Evangelist erzählte, so würden auch die „Reden Christi, die dadurch bestätigt sind, ein untrügliches „Gottes Wort seyn, doch mit dieser kleinen Furcht und Aus= „nahme, daß der Erzähler vielleicht etwas nicht recht gefaßt, „und es uns nicht völlig richtig aufbehalten haben könnte; „und aus den Briefen der Apostel, gesetzt, sie hätten in Neben= „sachen gefehlt, würden wir doch die so oft wiederholten Haupt= „sachen der christlichen Religion, die zu predigen Christus sie „aussandte, so gut lernen können, als etwa aus Bülfingern „Wolfens Lehrsätze der Philosophie. Es wäre also ganz wohl „möglich, daß jemand an der göttlichen Eingebung der sämmt= „lichen Schriften des N. Testaments einen Zweifel hätte, oder „sie sogar läugnete, und doch die christliche Religion von Her= „zen glaubte; ja es giebt wirklich so denkende, zum Theil in „der Stille, zum Theil auch öffentlich, die man nicht sogleich

„zu den Unchristen rechnen darf. Gar nicht zu ihrer Verunglimpfung, sondern bloß als Factum sey es gesagt, manche „alte Kätzer, die die Schriften des N. Testaments für echt, „aber doch nicht für untrügliches Principium cognoscendi „gelten ließen, sondern sich zu Richtern über die Apostel auf„warfen, könnten wohl eben so gedacht haben." —

Wie weit würde der Schutz dieser Stelle über mich heraus reichen, wenn ich unter dieser Stelle Schutz suchen müßte! Aber das brauche ich nicht, und noch weniger habe ich die Sitte boshafter Bettelleute hiermit nachmachen wollen, die sich einen hastigen Hund nicht anders vom Leibe zu halten wissen, als dadurch, daß sie ihn auf einen andern hetzen. Denn wenn ich den Herrn Pastor Goeze kenne, so versteht er seinen Vortheil zu wohl, daß er nicht lieber mich festhalten, als frischerdings auf einen Michaelis losgehen sollte.

Anti-Goeze.

Multa sunt sic digna revinci, ne gravitate adorentur.

Tertullianus.

D. i. Nothgedrungener Beiträge

zu den freiwilligen Beiträgen des Hrn. Pastor Goeze

ERSTER.

(Gott gebe, letzter!) (3)

1778.

(S. 71. Stück der freiwilligen Beiträge.)

Lieber Herr Pastor!

Poltern Sie doch nicht so in den Tag hinein, ich bitte Sie. — Ich gehe ungern daran, daß ich meiner Absage schon so bald nachleben muß. Aber Sie glaubten wohl sonst, es sey mein Ernst nicht. — Sehen Sie also, welchen Plan zu meiner Fehde gegen Sie ich hiermit anlege. Auch schließen Sie auf den Ton aus dem Lemma des Tertullian und den ferneren Worten, die bei ihm folgen. Ueberschreien können Sie mich alle acht Tage, Sie wissen wo. Ueberschreiben sollen Sie mich gewiß nicht.

Gott weiß es, ich habe nichts dagegen, daß Sie und alle Schulrectoren in Niedersachsen gegen meinen Ungenannten zu Felde ziehen. Vielmehr freue ich mich darüber; denn eben darum zog ich ihn an das Licht, damit ihn recht viele prüfen, recht viele widerlegen könnten. Ich hoffe auch, er wird noch Zeit genug unter die rechten Hände kommen, unter welchen er mir noch nicht zu seyn scheint, und sodann glaube ich wirklich der christlichen Religion durch seine Bekanntmachung einen größeren Dienst erwiesen zu haben, als Sie mit allen Ihren Postillen und Zeitungen.

Wie? weil ich der christlichen Religion mehr zutraue als Sie, soll ich ein Feind der christlichen Religion seyn? Weil ich das Gift, das im Finstern schleicht, dem Gesundheitsrathe anzeige, soll ich die Pest in das Land gebracht haben? Denn kurz, Herr Pastor — Sie irren sich sehr, wenn Sie glauben, daß der Ungenannte ganz aus der Welt geblieben wäre, wenn ich ihm nicht herein geholfen hätte. Vernehmen Sie, daß das Buch ganz existirt, und bereits in mehreren Abschriften existirt, wovon, ich weiß nicht wie, nur Fragmente des ersten Entwurfs sich in die Bibliothek verlaufen haben, die ich der Welt freilich nutzbarer hätte machen können, wenn ich alle darin befindlichen plattdeutschen Bibeln von Wort zu Wort für Sie conferirt hätte.

Versichern Sie indeß nicht selbst, daß diese leidigen Fragmente schon ein paar Werke hervorgebracht haben, deren Nutzen den besorglichen Schaden derselben unendlich überwiege? Und ich, ich, der ich die causa sine qua non dieser vortrefflichen Werke bin, sollte deßfalls ein Reichshofrathsconclusum zu besorgen haben? Vielmehr verspreche ich mir eine Belohnung von dem Reichshofrathe, so bald es nicht bloß die traurige Pflicht des Reichshofraths seyn wird, Unrecht zu steuern und

böse Handlungen zu ahnden, — sobald aufgeklärtere tugendhaftere Zeiten, wie wir unter einem Joseph II. sie uns immer mehr und mehr versprechen dürfen, auch dem Reichshofrathe Muße und Stoff geben werden, verborgene Tugend aufzusuchen und gute Thaten zu belohnen. Bis dahin hat es wenigstens keine Noth, daß nur Einer in den ersten Gerichten des Reichs seyn sollte, der so dächte — wie Goeze.

Schön, vortrefflich, ganz in Luthers Geiste, ist es von diesem Luther'schen Pastor gedacht, daß er den Reichshofrath zu einem Schritte gern verhetzen möchte, der, vor zweihundertundfunfzig Jahren mit Ernst gethan, uns um alle Reformation gebracht hätte! Was hatte Luther für Rechte, die nicht noch jeder Doctor der Theologie hat? Wenn es jetzt keinem Doctor der Theologie erlaubt seyn soll, die Bibel aufs neue und so zu übersetzen, wie er es vor Gott und seinem Gewissen verantworten kann, so war es auch Luthern nicht erlaubt. Ich setze hinzu: so war es Luthern noch weniger erlaubt. Denn Luther, als er die Bibel zu übersetzen unternahm, arbeitete eigenmächtig gegen eine von der Kirche angenommene Wahrheit, nämlich gegen die, daß es besser sey, wenn die Bibel von dem gemeinen Manne in seiner Sprache nicht gelesen werde. Den Ungrund dieses von seiner Kirche für wahr angenommenen Satzes mußte er erst erweisen; er mußte die Wahrheit des Gegensatzes erst erfechten; er mußte sie als schon erfochten voraussetzen, ehe er sich an seine Uebersetzung machen konnte. Das alles braucht ein jetziger protestantischer Uebersetzer nicht; die Hände sind ihm durch seine Kirche weniger gebunden, die es für einen Grundsatz annimmt, daß der gemeine Mann die Bibel in seiner Sprache lesen dürfe, lesen müsse, nicht genug lesen könne. Er thut also etwas, was ihm niemand streitig macht, daß er es thun könne, anstatt daß

Luther etwas that, wobei es noch sehr streitig war, ob er es thun dürfe. — Das ist ja sonnenklar. — Kurz, Bahrdtens oder eines andern Jetztlebenden Uebersetzung verdammen, heißt der Luther'schen Uebersetzung den Proceß machen, wenn jene auch noch so sehr von dieser abgehen. Luthers Uebersetzung ging von den damals angenommenen Uebersetzungen auch ab, und mehr oder weniger darauf kömmt nichts an.

Der wahre Lutheraner will nicht bei Luthers Schriften, er will bei Luthers Geiste geschützt seyn, und Luthers Geist erfordert schlechterdings, daß man keinen Menschen in der Erkenntniß der Wahrheit nach seinem eigenen Gutdünken fortzugehen hindern muß. Aber man hindert alle daran, wenn man auch nur Einem verbieten will, seinen Fortgang in der Erkenntniß andern mitzutheilen. Denn ohne diese Mittheilung im Einzelnen ist kein Fortgang im Ganzen möglich.

Herr Pastor, wenn Sie es dahin bringen, daß unsere Luther'schen Pastoren unsere Päbste werden; — daß diese uns vorschreiben können, wo wir aufhören sollen, in der Schrift zu forschen; — daß diese unserem Forschen, der Mittheilung unseres Erforschten Schranken setzen dürfen: so bin ich der erste, der die Päbstchen wieder mit dem Pabste vertauscht. — Hoffentlich werden mehrere so entschlossen denken, wenn gleich nicht viele so entschlossen reden dürften. Und nun, Herr Pastor, arbeiten Sie nur darauf los, so viele Protestanten als möglich wieder in den Schooß der katholischen Kirche zu scheuchen. So ein Luther'scher Eiferer ist den Katholiken schon recht. Sie sind ein Politicus wie ein Theolog. —

Das eine der vortrefflichen Werke, die ohne Mich in des Nichts unfruchtbaren Lenden geblieben wären, sind die Unterredungen meines Nachbars, dessen gutem Willen ich bereits in meiner Duplik alle mögliche Gerechtigkeit

erwiesen habe. Sie wissen nun ohne Zweifel, Herr Pastor, daß damals, als Sie mich aufforderten, auf diese Unterredungen zu antworten, ich bereits darauf geantwortet hatte. Die Reihe zu reden ist nun an Ihnen, und es soll mich verlangen, wie weit es Ihre Exegetik treiben wird, das Wort Gottes in den Augen vernünftiger Menschen lächerlich zu machen. Es soll mich verlangen, aus welchen Gründen, mit welcher Stirne Sie die unverdauten Einfälle eines vermuthlichen Laien, wie mein Nachbar ist, den weit besseren Antworten vorziehen werden, die auf die Einwürfe meines Ungenannten schon vorhanden waren. —

Das zweite dieser Werke ist des Herrn Mascho Vertheidigung der christlichen Religion, oder, wie ich lieber sagen möchte: die Vertheidigung der christlichen Religion des Herrn Mascho. Denn wahrlich die Vertheidigung ist nicht so sehr sein eigen, als die Religion, die er vertheidigt. Und was? diese hätten Sie gelesen gehabt, Herr Pastor, ganz gelesen gehabt, als Sie das 71stemal dieses Jahr in Ihr Horn stießen? — Ja?

So kann es denn das Publicum nicht zeitig genug erfahren, wie mancherlei Maaß und Gewichte Goeze und Compagnie in Hamburg haben!

Es thut mir leid, daß ich dieses sonst gute Haus so blamiren muß. Aber warum braucht es auch sein richtiges volles Gewicht nicht wenigstens gegen seine alten Freunde? Warum will es mit seinem richtigen vollen Gewichte sich nur erst Freunde machen, aber nicht erhalten?

Armer Mascho, lassen Sie den neidischen Mann, der alle Handlungen einzig in seine Canäle lenken will, nur erst mit mir fertig seyn. Er wird Sie schon auch nach Hause leuchten. Jetzt thut er mit Fleiß, als ob er nicht merkte, auf welcher

Seite Sie hinken. Er braucht Hülfe: Tros Rutulusve fuat — Seine Partie muß sich wenigstens in den Zeitungen immer vergrößern. Aber warten Sie nur!

Doch ist es nicht unschicklich, in einem Briefe einen andern anzureden, als den, an welchen der Brief gestellt ist? Ich wende mich also wieder zu Ihnen, Herr Pastor, und frage Sie nochmals: haben Sie des Herrn Mascho Vertheidigung, welche Sie so rühmen, wirklich gelesen?

Wirklich? — Nun so ist es erwiesen, Herr Pastor, was ich Ihnen Schuld gebe. Sie haben mancherlei Maaß und Gewicht, welches dem Herrn ein Greuel ist. Mit einem andern bevortheilen Sie mich, mit einem andern bedienen Sie den Herrn Mascho. Wovor Sie bei mir andere warnen, das preisen Sie bei ihm andern an. Die nämlichen Species, die Sie nach meiner Verschreibung als gefährlich und tödtlich nicht administriren wollen, verkaufen Sie auf sein Recipe in der nämlichen Quantität, oder in einer noch bedenklicheren, als höchst unschuldig und heilsam.

Oder das Ding, Herr Pastor, in Ihrer sinnreichen Metapher des strohernen Schildes auszudrücken: Herr Mascho streitet schlechterdings unter dem nämlichen strohernen Schilde, mit welchem Sie mich der Welt so lächerlich und verdächtig gemacht haben. Wie kömmt es denn, daß dieses stroherne Schild nur an meinem Arme schlimmer als keines ist? an seinem aber für eine gar hübsche, taugliche Waffe passiren muß?

Nämlich: behauptet nicht auch Herr Mascho (S. 10), daß die Bibel zwar eine Offenbarung enthält, aber keine ist?

Unterscheidet nicht auch Herr Mascho (S. 249) den Buchstaben von dem Geiste der Bibel?

Lehrt nicht auch Herr Mascho (S. 202), daß die Religion eher gewesen, als die Bibel?

Und sind denn das nicht die drei Sätze, um welche der Herr Pastor den Tanz mit mir angefangen?

Sie können nicht sagen, Herr Pastor, daß Sie diese Sätze bei ihm nicht gefunden. Denn sie stehen nicht allein mit deutlichen Worten da, sondern alles, alles, was Herr Masche sagt, bezieht sich, gründet sich darauf.

Ja noch mehr: eben diese Sätze, die ich für bloße Betrachtungen gebe, mit welchen sich diejenigen beruhigen können, die sich an dem Christenthume ohne Theologie begnügen wollen, oder begnügen müssen; eben diese Sätze macht Herr Mascho zu Grundsätzen, nicht des Christenthums, sondern der Theologie.

Denn das ganze System von Inspiration, welches Sie annehmen, Herr Pastor, in dessen Geiste Sie die uns gemeinschaftlichen, aber nicht zu einerlei Absicht gemeinschaftlichen Sätze, bei mir anfeindeten, was ist es dem Herrn Mascho? — Was es mir bei weitem noch nicht ist.

Es ist ihm eben das, was meinen Ungenannten in den Naturalismus gestürzt hat. Es ist ihm das, was jeden nicht besser organisirten Kopf, als meinem Ungenannten zu Theil geworden war, in den Naturalismus nothwendig stürzen muß. Das ist es ihm, das ist es ihm auf allen Blättern.[1]

Und nun, Herr Pastor, seyen Sie auf Ihrer Hut! Ich warne Sie auf den Wink des Herrn Mascho. Ehe Sie es sich versehen, liegen Sie, nach dem Herrn Mascho, in eben dem Abgrunde, in welchem mein Ungenannter nun jammert, und dann ist keine Hülfe für Sie, als entweder da zu verzweifeln, oder mit eins alle den Plunder aufzugeben, der noch vor 50 bis 60 Jahren in unsern Lehrbüchern Religion hieß,[2]

[1] S. Vorr. IV. VIII. X. XII., deßgleichen in der Schrift selbst, S. 258. 271, 306, und wo nicht?

[2] Vorr. XV.

und alle die schönen Siebensachen dafür anzunehmen, die man seit dieser Zeit in der Religion erfunden hat, und noch täglich erfindet.[1]

Sogar werden Sie gezwungen seyn, solcher schönen Siebensachen nicht wenige anzunehmen, die Herr Mascho selbst unter Ihren Augen erfindet. Er hat bereits Dinge in seinem Körbchen, die jedem guten Alltagschristen völlig fremd und unerhört sind. Ueber gewisse jüdische Ideen, die wir sehr unrecht ganz vergessen haben;[2] über das große Pfingstwunder,[3] über — was weiß ich!

Und o, welch neues Unglück drohet dem hamburgischen Katechismus wieder in Hamburg selbst! Denn Herr Mascho ist mit nichts weniger zufrieden, als mit unsern bisherigen Religionsunterrichten, deren nothwendige Berichtigung und Verbesserung er aus den leidigen Fragmenten meines Ungenannten erst recht erkannt hat. Seine, seine Ideen müssen vor allen Dingen in unsere Katechismen: oder es geht nimmermehr gut![4]

Wie, Herr Pastor? Das wollten Sie gestatten? Als unserm guten Freunde Alberti ehedem so etwas beifiel, wem hat es die hamburgische Kirche zu danken, daß er nicht damit durchdrang, als Ihnen? Und nun sollte Herr Mascho damit durchdringen, indem Ihre ganze Aufmerksamkeit, Ihr ganzer Eifer nur auf mich gerichtet ist?

Erkennen Sie doch die Diversion, die man Ihnen zu machen sucht, und lassen mich in Ruhe. Es könnte ja gar

[1] S. 3, 4.

[2] S. 82.

[3] S. 113.

[4] Verr. XIII. S. 26, 36, 71, 111 u. m.

seyn, daß ich und Mascho uns verstünden! Doch, das muß ich Ihnen nicht zweimal sagen, wenn unsere List gelingen soll.

Anti-Goeze.

Bella geri *placeat* nullos habitura triumphos!

Luc.

ZWEITER. (4)

1778.

Mein Herr Hauptpastor!

Ich erhielt Ihr Etwas Vorläufiges gegen meine — wenn es nicht Ihre erste Lüge ist — mittelbare und unmittelbare feindselige Angriffe auf unsere allerheiligste Religion ꝛc. am Abend des Osterabends, und hatte noch eben Zeit, den herrlichen Vorlauf zu kosten. Der soll mir auf das Fest schmecken! dachte ich. Und er hat mir geschmeckt. Gott gebe, daß mir der Nachlauf zu seiner Zeit auch so schmecken, auch so wohl bekommen mag!

Aber was das nun wieder ist! Der Herr Hauptpastor verweisen mir in Ihrem Etwas Vorläufigen, welches ich, der Geschmeidigkeit wegen, lieber das Vorläufige Etwas nennen will, mit so vielem Ernst und Nachdruck meine Aequivoken[1] und Wortspiele; und dennoch mache ich

[1] Der Herr Hauptpastor schreiben Equivocen; und das mehr wie einmal. (S. VII. IX. 55.) Es kann also weder Schreib- noch Druckfehler seyn, sondern diese spaßhafte Orthographie ward beliebt, — um auch ein Wortspielchen zu machen. *Aequivocum*, quasi dicas, *equi vocem.* Denn freilich, was ist äquivoker als das Wiehern des Pferdes? Für den Cardanus zwar nicht; aber doch für uns andere, die wir uns auf das Wiehern nicht so gut

schon wieder ein so häßlich Ding, und äquivocire und wortspiele mit *vorläufig* und *Vorlauf*, ohne auch nur im geringsten vorher zu erklären, ob ich den Vorlauf von der *Kelter* oder von der *Blase* verstehe.

Doch lieber vergeben Sie mir immer, Herr Hauptpastor, eine Schwachheit, die mir zur andern Natur geworden ist. Jeder Mensch hat seinen eigenen Styl, so wie seine eigene Nase, und es ist weder artig noch christlich, einen ehrlichen Mann mit seiner Nase zum besten haben, wenn sie auch noch so sonderbar ist. Was kann ich dafür, daß ich nun einmal keinen andern Styl habe? Daß ich ihn nicht erkünstle, bin ich mir bewußt. Auch bin ich mir bewußt, daß er gerade dann die ungewöhnlichsten Cascaden zu machen geneigt ist, wenn ich der Sache am reifsten nachgedacht habe. Er spielt mit der Materie oft um so muthwilliger, je mehr ich erst durch kaltes Nachdenken derselben mächtig zu werden gesucht habe.

Es kömmt wenig darauf an, wie wir schreiben, aber viel, wie wir denken. Und Sie wollen doch wohl nicht behaupten, daß unter verblümten, bilderreichen Worten nothwendig ein schwanker, schiefer Sinn liegen muß? daß niemand richtig und bestimmt denken kann, als wer sich des eigentlichsten, gemeinsten, plattesten Ausdruckes bedient? daß, den kalten, symbolischen Ideen auf irgend eine Art etwas von der Wärme und dem Leben natürlicher Zeichen zu geben suchen, der Wahrheit schlechterdings schade?

Wie lächerlich, die Tiefe einer Wunde nicht dem *scharfen*,

verstehen, als Cardanus. — Oder sollte der Herr Hauptpastor hier wohl noch spaßhafter seyn wollen, und zugleich ein Wort im Sinne gehabt haben, welches Luther in seinem *Hanswurst von Wolfenbüttel* braucht? Der Bibliothekar zu Wolfenbüttel erinnerte ihn an dieß Buch, dieß Buch an dieß Wort: und ich freue mich herzlich, daß ich seinem Witze so auf die Spur komme. Das nenne ich doch noch eine Nachahmung Luthers!

sondern dem blanken Schwerte zuschreiben! Wie lächerlich also auch, die Ueberlegenheit, welche die Wahrheit einem Gegner über uns giebt, einem blendenden Style desselben zuschreiben! Ich kenne keinen blendenden Styl, der seinen Glanz nicht von der Wahrheit mehr oder weniger entlehnet. Wahrheit allein giebt echten Glanz, und muß auch bei Spötterei und Posse, wenigstens als Folie, unterliegen.

Also von der, von der Wahrheit lassen Sie uns sprechen, und nicht vom Styl. — Ich gebe den meinen aller Welt preis, und freilich mag ihn das Theater ein wenig verdorben haben. Ich kenne den Hauptfehler sehr wohl, der ihn von so manchen andern Stylen auszeichnen soll; und alles, was zu merklich auszeichnet, ist Fehler. Aber es fehlt nicht viel, daß ich nicht, wie Ovid, die Kunstrichter, die ihn von allen seinen Fehlern säubern wollten, gerade für diesen einzigen um Schonung anflehen möchte. Denn er ist nicht sein Fehler, er ist seine Erbsünde. Nämlich: er verweilt sich bei seinen Metaphern, spinnt sie häufig zu Gleichnissen, und malt gar zu gern mitunter eine in Allegorie aus, wodurch er sich nicht selten in allzuentfernte und leicht umzuformende tertia comparationis verwickelt. Diesen Fehler mögen auch gar wohl meine dramatische Arbeiten mit verstärkt haben, denn die Sorge für den Dialog gewöhnt uns, auf jeden verblümten Ausdruck ein scharfes Auge zu haben, weil es wohl gewiß ist, daß in den wirklichen Gesprächen des Umganges, deren Lauf selten die Vernunft, und fast immer die Einbildung steuert, die mehresten Uebergänge aus den Metaphern hergenommen werden, welche der eine oder der andere braucht. Diese Erscheinung allein, in der Nachahmung gehörig beobachtet, giebt dem Dialog Geschmeidigkeit und Wahrheit. Aber wie lange und genau muß man denn auch eine Metapher oft betrachten,

ehe man den Strom in ihr entdeckt, der uns am besten weiter bringen kann! Und so wäre es ganz natürlich, daß das Theater eben nicht den besten prosaischen Schriftsteller bilde. Ich denke sogar, selbst Cicero, wenn er ein besserer Dialogist gewesen wäre, würde in seinen übrigen in eins fortlaufenden Schriften so wunderbar nicht seyn. In diesen bleibt die Richtung der Gedanken immer die nämliche, die sich in dem Dialog alle Augenblicke verändert. Jene erfordern einen gesetzten, immer gleichen Schritt, dieser verlangt mitunter Sprünge, und selten ist ein hoher Springer ein guter ebener Tänzer.

Aber, Herr Hauptpastor, das ist mein Styl, und mein Styl ist nicht meine Logik. — Doch ja! Allerdings soll auch meine Logik seyn, was mein Styl ist: eine Theaterlogik. So sagen Sie. Aber sagen Sie was Sie wollen, die gute Logik ist immer die nämliche, man mag sie anwenden, worauf man will. Sogar die Art, sie anzuwenden, ist überall die nämliche. Wer Logik in einer Comödie zeigt, dem würde sie gewiß auch zu einer Predigt nicht entstehen, so wie der, dem sie in einer Predigt mangelt, nimmermehr mit ihrer Hülfe auch eine nur erträgliche Comödie zu Stande bringen würde, und wenn er der unerschöpflichste Spaßvogel unter der Sonne wäre. Glauben Sie, daß Pater Abraham gute Comödien gemacht hätte? Gewiß nicht, denn seine Predigten sind allzu elend. Aber wer zweifelt wohl, daß Moliere und Shakspear vortreffliche Predigten gemacht und gehalten hätten, wenn sie, anstatt des Theaters, die Kanzel hätten besteigen wollen?

Als Sie, Herr Hauptpastor, den guten Schlosser wegen seiner Comödien so erbaulich verfolgten, fiel eine doppelte Frage vor. Die eine: darf ein Prediger Comödien machen? Hierauf antwortete ich: warum nicht? wenn er kann. Die

zweite: darf ein Comödienschreiber Predigten machen? Und darauf war meine Antwort: warum nicht? wenn er will.

Doch wozu alles dieses Geschwätz? Was gehen mich jetzt die Armseligkeiten des Styls und Theaters an, jetzt, da ein so schreckliches Halsgericht über mich verhangen wird? — Da steht er, mein unbarmherziger Ankläger, und wiehert Blut und Verdammung; und ich, einfältiger Tropf, stehe bei ihm, und lese ihm ruhig die Federn vom Kleide. —

Ich muß, ich muß entbrennen, — oder meine Gelassenheit selbst, meine Kälte selbst machen mich des Vorwurfs werth.

Wie, Herr Hauptpastor? Sie haben die Unverschämtheit, mir mittelbare und unmittelbare feindselige Angriffe auf die christliche Religion Schuld zu geben? Was hindert mich, in die Welt zu schreiben, daß alle die heterodoxen Dinge, die Sie jetzt an mir verdammen, ich ehedem aus Ihrem eigenen Munde gehört und gelernt habe? Was hindert mich? Eine Unwahrheit wäre der andern werth. Daß ich Ihre Stirn nicht habe, das allein hindert mich. Ich unterstehe mich nicht zu sagen, was ich nicht erweisen kann, und Sie — Sie thun alle sieben Tage, was Sie nur einen Tag in der Woche thun sollten. Sie schwatzen, verleumden und poltern; für Beweis und Eviction mag die Kanzel sorgen.

Und die einen so infamirenden Titel führt, — was enthält diese Goezische Scharteke? Nichts enthält sie, als elende Recensionen, die in den freiwilligen Beiträgen schon stehen, oder werth sind darin zu stehen. Doch ja, sie enthält auch einen zum drittenmale aufgewärmten Brei, den ich längst der Katze vorgesetzt habe. Und dennoch sollen und müssen sich des Herrn Hauptpastors liebe Kinder in Christo diesen beschnuffelten, beleckten Brei wieder in den Mund schmieren lassen.

Ist es von einem rechtschaffenen Gelehrten, — ich will nicht sagen, von einem Theologen — begreiflich, daß er, unter einem solchen Titel, widerlegte Beschuldigungen nochmals in die Welt schickt, ohne auf ihre Wiederlegung die geringste Rücksicht zu nehmen? — „So hat er denn wohl von dieser „Widerlegung nichts gewußt?“ — O doch! Er weiß sehr wohl, daß sie vorhanden ist; er hat davon gehört, nur gelesen hat er sie noch nicht, und nach dem Feste wird es sich zeigen, ob er es für nöthig findet, darauf zu antworten. —

Und inzwischen, Herr Hauptpastor, inzwischen haben Sie dennoch die Grausamkeit, Ihre Beschuldigungen zu wiederholen? in diesem geschärften Tone zu wiederholen? — Also sind Sie allwissend? Also sind Sie untrüglich? — Also kann schlechterdings in meiner Widerlegung nichts stehen, was mich in einem unschuldigern Lichte zeigte? was Sie einen Theil Ihrer Klage zurück zu nehmen bewegen könnte? Also, wie Sie eine Sache einmal ansehen, so, vollkommen so, sind Sie gewiß, daß Sie dieselbe von nun an bis in Ewigkeit ansehen werden?

In diesem einzigen Zuge, Herr Hauptpastor, stehen Sie mir ganz da, wie Sie leiben und leben. Sie haben vor dem Feste nicht Zeit, die Vertheidigung des Beklagten zu hören. Sie wiederholen die Anklage, und schlagen seinen Namen getrost an Galgen. Nach dem Feste, nach dem Feste werden Sie schon sehen, ob auf seine Vertheidigung der Name wieder abzunehmen ist, oder nicht!

Gegen einen solchen Mann wäre es möglich, die geringste Achtung beizubehalten? — Einem dritten, vielleicht. Aber nicht dem, nach dessen Kopfe diese Steine zielen. Gegen einen solchen Mann sollte es nicht hinwiederum erlaubt seyn, sich aller Arten von Waffen zu bedienen? Welche Waffen können meuchelmörderischer seyn, als sein Verfahren ist?

Gleichwohl, Herr Hauptpastor, befürchten Sie von mir nur nicht, daß ich die Gränzen der Wiedervergeltung überschreiten werde. Ich werde diese Gränzen noch lange nicht berühren, wenn ich von Ihnen auch noch so höhnend, auch noch so verachtend, auch noch so wegwerfend schreibe. Sie können einen ungesitteten Gegner vielleicht an mir finden: aber sicherlich keinen unmoralischen.

Dieser Unterschied, zwischen ungesittet und unmoralisch, der sehr wichtig ist, obgleich beide Wörter, ihrer Abkunft nach, vollkommen das nämliche bedeuten müßten, soll ewig unter uns bleiben. Nur Ihre unmoralische Art zu disputiren, will ich in ihr möglichstes Licht zu setzen suchen, sollte es auch nicht anders als auf die ungesittetste Weise geschehen können.

Jetzt ist mein Bogen voll, und mehr als einen Bogen sollen Sie auf einmal von mir nicht erhalten. Es ist erlaubt, Ihnen den Eimer faulen Wassers, in welchem Sie mich ersäufen wollen, tropfenweise auf den entblößten Scheitel fallen zu lassen.

Anti-Goeze.

Avolent quantum volent paleæ levis fidei quocunque afflatu tentationum, eo purior massa frumenti in horrea domini reponetur.

Tertulli.

DRITTER. (5)

1778.

Also: — „meine mittelbaren und unmittelbaren feind„seligen Angriffe auf die christliche Religion."

Nun dann! So hält Hr. Goeze doch wenigstens einen

Spruch im neuen Testamente für nicht eingegeben, für nicht göttlich, sondern für eine bloß menschliche gute Lehre, von welcher er Ausnahmen nach Gutdünken machen darf. Verdammet nicht, so werdet ihr auch nicht verdammt!

Zwar nein! Er selbst verdammt ja nicht. Er wiederholt nur die Verdammung, welche der heilige Geist ausgesprochen. Er hat bloß die Ehre und das Vergnügen, den Herren Basedow, Teller, Semler, Bahrdt, den Verfassern der Allgemeinen Bibliothek und meiner Wenigkeit, die Verdammung anzukündigen. Denn da steht's! Wer nicht glaubt, der wird verdammt! — Ihm nicht glaubt; nicht gerade das nämliche glaubt, was er glaubt — wird verdammt!

Warum sollte er also nicht, trotz seines fleißigen Verdammens, welches ja nur das unschuldige Echo des Donners ist, selig zu werden hoffen. Ich bilde mir ein, daß er selbst durch dieses Verdammen selig zu werden hofft. Was Wunder? hoffte nicht jene fromme Hure, durch Kinderzeugen selig zu werden? Die Worte, worauf sie sich gründete, stehen auch da.

Und wie säuberlich, wie sanft, wie einschmeichelnd er, noch mitunter, bei diesem kitzlichen Geschäfte zu Werke geht! Ganz in dem Tone, und in der Manier eines gewissen Monsieur Loyal, in einer gewissen Comödie, die man vor gewissen Leuten nicht gern nennt. Er ist für meinen Ruhm — ha! was liegt an dieser Seifenblase? — Er ist für meine Seligkeit so besorgt! Er zittert so mitleidig vor meiner Todesstunde! Er sagt mir sogar hier und da recht artige Dinge — nur damit es mich nicht allzusehr schmerze, daß er mich aus dem Hause meines Vaters wirft.

Ce Monsieur Loyal porte un air bien déloyal!

Doch was thut alles das zur Sache? Laßt uns die

Beschuldigungen selbst vornehmen. — Genug, daß mich mein Herz nicht verdammt, und ich also, mit aller Freudigkeit zu Gott, einem jeden intoleranten Heuchler, der mir so kömmt, die Larve vom Gesicht reißen darf, — und reißen will, — sollte auch die ganze Haut daran hängen bleiben!

Von meinen mittelbaren Angriffen demnach zuerst. — Unter diesen versteht der Hr. Hauptpastor „den von mir ver„anstalteten Druck der Fragmente, und die von mir über„nommene Advocatur des Verfassers derselben.“

Jenes ist notorisch, ich kann es so wenig läugnen, als ich es läugnen möchte, wenn ich auch könnte. Dieses will ich durchaus von mir nicht gesagt, — wo möglich auch nicht gedacht wissen. Wenigstens in dem Sinne nicht, welchen der Hr. Hauptpastor damit verbindet.

Ich habe die Fragmente drucken lassen, und ich würde sie noch drucken lassen, wenn mich auch aller Welt Goezen darüber in den tiefsten Abgrund der Hölle verdammten. Die Gründe, warum ich es mit gutem Gewissen thun zu können geglaubt, habe ich verschiedentlich auch schon beigebracht. Aber Hr. Goeze will mir nicht eher zugestehn, daß diese Gründe das geringste verfangen, als bis ich ihn überführe, daß die nämlichen Gründe mich rechtfertigen würden, „wenn ich Fragmente „drucken ließe, in welchen die Gerechtsame des hohen Hauses, „dem ich diene, die Ehre und Unschuld der ehemaligen großen „und unbescholtenen Minister desselben, und selbst des regie„renden Herrn so angegriffen würden, als dort in jenen „Fragmenten die Wahrheit der christlichen Religion, die „Ehre und Unschuld der heil. Apostel, und selbst unsers ewigen „Königs, angegriffen wirklich werde.“

Wie kindisch! und wie pfiffig, wie boshaft zugleich! — Denn lassen Sie uns doch, Hr. Hauptpastor, vor allen Dingen

die Sache auf beiden Theilen erst gleich machen. Sie haben eine Kleinigkeit auch in die andere Waagschale zu legen vergessen, und Sie wissen wohl, im Gleichgewichte giebt jede Kleinigkeit den Ausschlag. Also nur dieses erst berichtigt, und ich hoffe, Sie werden mir das beizubringende glaubwürdige Zeugniß meiner Obern gütigst erlassen.

Nämlich: nehmen Sie doch nur an, daß dergleichen historische und politische Fragmente, als durch deren Druck Sie mich gern auf das Eis führen möchten, von der Beschaffenheit wären, daß ihr Ungrund nicht allein klar und deutlich in die Augen leuchte, sondern sie zugleich auch einen unverhofften Anlaß und Stoff gäben, die Ehre und die Gerechtsamen des nämlichen Hauses noch von mehreren Seiten zu verherrlichen und zu erhärten; was ist sodann Ihr Zweifel, ob ich dergleichen Fragmente wohl dürfe drucken lassen? worauf gründet er sich? Darauf, daß es doch wohl mit jener Ehre, und jenen Gerechtsamen noch so ausgemacht nicht sey? Darauf, daß man einen wandelbaren Grund nicht noch mehr untergraben müsse? selbst in der Absicht nicht, ihn zu verstärken? — O, Herr Hauptpastor, das Durchlauchtigste Haus meines Herrn ist Ihnen für diese Schmeichelei, für diese Besorgniß recht sehr verbunden! recht sehr! — Darüber getraue ich mir allenfalls, Ihnen ein glaubwürdiges Zeugniß von meinen Obern beizubringen.

Oder darf ich, was ich bei den Gerechtsamen des Hauses annehme, dem ich diene, bei der Wahrheit der Religion nicht annehmen, die ich bekenne? Darf ich nicht darauf rechnen, daß alle Einwendungen gegen diese, wenigstens eben sowohl zu beantworten sind, als gegen jene? Darf ich nicht erwarten, daß auch hier neue Einwürfe neue Erörterungen, geschärftere Zweifel geschärftere Auflösungen veranlassen werden? Nicht?

„Allerdings! ruft der Hr. Hauptpastor, allerdings! Die „Religion, betrachtet als Inbegriff der zu unserer Seligkeit „geoffenbarten Wahrheiten, gewinnt allerdings, je aufrichtiger „und scharfsinniger sie bestritten wird. Aber das ist nur „die objective Religion, nur die objective! Mit der sub- „jectiven ist es ganz anders. Die subjective Religion „verliert unwidersprechlich, durch dergleichen Bestreitungen, „unendlich mehr, als jene nur immer dadurch gewinnen kann!" „folglich — —

Und was ist diese subjective Religion? — „Die Ge- „müthsverfassung der Menschen, in Absicht auf die Religion, „ihr Glaube, ihre Beruhigung, ihr Vertrauen auf uns, ihre „Lehrer. Die, die periklitiren bei jedem Worte, das in deutscher „Sprache gegen unsere allerheiligste Religion geschrieben wird."

So? Bei Gott! ein tiefgedachter Unterschied, den ich ja in seinen Schulterminis zu lassen bitte, wenn er nicht ausgepfiffen, und gerade gegen seine Bestimmung gebraucht werden soll.

Denn wenn es wahr ist, daß die Religion bei allen und jeden Anfällen, die auf sie geschehen, objective gewinnt, und nur subjective verliert; wer will behaupten, daß es also nach dem größern Gewinne oder nach dem größern Verluste entschieden werden müsse, ob dergleichen Anfälle überhaupt zu dulden sind, oder nicht. Ja, wenn Gewinn und Verlust hier völlig homogene Dinge wären, die man nur von einander abzuziehen brauche, um sich durch den Ueberrest bestimmen zu lassen! Aber der Gewinn ist wesentlich, und der Verlust ist nur zufällig. Der Gewinn erstreckt sich auf alle Zeiten, der Verlust schränkt sich nur auf den Augenblick ein, so lange die Einwürfe noch unbeantwortet sind. Der Gewinn kömmt allen guten Menschen zu statten, die Erleuchtung und Ueberzeugung lieben; der Verlust trifft nur wenige, die weder wegen ihres

Verstandes, noch wegen ihrer Sitten in Betracht zu kommen verdienen. Der Verlust trifft nur die paleas levis fidei; nur die leichte christliche Spreu, die bei jedem Windstoße der Bezweiflung von den schweren Körnern sich absondert und auffliegt.

Von dieser, sagt Tertullian, mag doch verfliegen so viel als will! Avolent quantum volent! — Aber nicht so unsere heutigen Kirchenlehrer. Auch von der christlichen Spreu soll kein Hülschen verloren gehen! Lieber wollen sie die Körner selbst nicht lüften und umwerfen lassen.

Ueberhaupt läßt sich alles, was Tertullian [1] von den Ketzereien seiner Zeit mit so vieler Scharfsinnigkeit sagt, vollkommen auf die Schriften der Ungläubigen und Freigeister unserer Zeit anwenden. Was sind diese Schriften auch anders als Ketzereien? Nur daß ihnen gerade noch das gebricht, was die eigentlichen Ketzereien so fürchterlich macht. Sie zielen unmittelbar auf keine Spaltung und Trennung; sie machen keine Parteien und Rotten. Die alten Ketzer lehrten mehr mündlich als schriftlich, und fingen immer damit an, daß sie sich Anhänger zu verschaffen suchten, welche ihren vorzutragenden Lehren sogleich ein politisches Gewicht geben könnten. Wie viel unschädlicher schickt jetzt ein Mißgläubiger seine Grillen bloß in die Druckerei, und läßt sie so viel Anhänger sich machen, als sie ohne sein weiteres Zuthun sich zu machen vermögen. —

Die freigeisterischen Schriften sind also offenbar das kleinere Uebel; und das kleinere Uebel sollte verderblicher seyn, als das große? Wenn das größere Uebel seyn muß, auf daß die, so rechtschaffen sind, offenbar werden, — ut fides, habendo tentationem, haberet etiam probationem: warum wollen wir das kleinere nicht dulden, das eben dieses Gute hervorbringt?

[1] *De praescript. haereticorum.*

O ihr Thoren! die ihr den Sturmwind gern aus der Natur verbannen möchtet, weil er dort ein Schiff in die Sandbank vergräbt, und hier ein anderes am felsigten Ufer zerschmettert! — O ihr Heuchler! denn wir kennen euch. Nicht um diese unglücklichen Schiffe ist euch zu thun, ihr hättet sie denn versichert; euch ist lediglich um euer eigenes Gärtchen zu thun, um eure eigene kleine Bequemlichkeit, kleine Ergötzung. Der böse Sturmwind! da hat er euch ein Lusthäuschen abgedeckt; da die vollen Bäume zu sehr geschüttelt; da eure ganze kostbare Orangerie, in sieben irdenen Töpfen, umgeworfen. Was geht es euch an, wie viel Gutes der Sturmwind sonst in der Natur befördert? Könnte er es nicht auch befördern, ohne euerm Gärtchen zu schaden? Warum bläset er nicht bei euerm Zaune vorbei? oder nimmt die Backen wenigstens weniger voll, sobald er an euern Gränzsteinen anlangt?

Wenn Tertullian von denen, die sich zu seiner Zeit an den Ketzereien so ärgerten, über deren Fortgang so wunderten, sagt: vane et inconsiderate hoc ipso scandalizantur, quod tantum hæreses valeant, was würde er von Ihnen sagen, Hr. Hauptpastor, der Sie um die papierne Grundlage einer möglichen Ketzerei so ein Lärmen anfangen? Um Fragmente eines Ungenannten! Würde er nicht auch sagen: „Kurzsichtiger, „— nihil valebunt, si illa tantum valere, non mireris? „Dein Lärmen selbst ist schuld, wenn diese Fragmente mehr „Schaden anrichten, als sie anzurichten bestimmt sind. Der „Ungenannte wollte sich keinen Namen erschreiben, sonst hätte „er sich genannt. Er wollte sich kein Häufchen sammeln, „sonst hätte er es bei seinen Lebzeiten gethan. Mit einem „Worte: der diese Fragmente drucken ließ, hat weit weniger „Verantwortung, als du, der du das laute Zeter über sie „anstimmst. Jener hat nur gemacht, daß mehrere sie lesen

„können; du machst, daß mehrere sie wirklich gelesen haben „und nun lesen müssen." —

Vielleicht, daß der Hr. Hauptpastor diesen Verweis aus dem Munde eines Kirchenvaters lieber hört, als aus meinem! —

Antwort auf die Anzeige

im 30. Beitrage des Altonaer Postreiters.

1) Habe ich denn auch dem Hrn. Goeze die Recension des Mascho'schen Buchs einzig und allein in die Schuh gegossen? Habe ich nicht ausdrücklich gesagt, Goeze und Compagnie? Die Compagnieschaft mit den freiwilligen Beiträgern kann er doch nicht abläugnen, mit welchen er sich einer gemeinschaftlichen Firma bedient? Meint denn der Hr. Hauptpastor, weil er sich außer dieser gemeinschaftlichen Firma auch noch einer besondern, ihm allein eignen, von Zeit zu Zeit bedient, daß er für jene gar nicht mit einstehen darf? Ich will es ihm zugeben, wenn er wenigstens nun, da er weiß, daß das Buch des Hrn. Mascho eben die Grundsätze enthält, die er an mir verdammt, nächstens den Hrn. Mascho in den freiw. Beitr. eben so behandelt, als mich. — 2) Warum muß denn Hr. Nikolai immer dem Hrn. Goeze namentlich büßen, so oft in der allgemeinen Bibliothek etwas vorkömmt, was ihm nicht ansteht? Hr. Nikolai ist auch nicht Director der Allgem. Bibl. Hr. Nikolai bekömmt auch nicht alle Aufsätze vorher zu sehen, die in der A. B. Platz finden. Vielleicht, daß er selbst nie ein Wort gegen ihn geschrieben hat. Was sich Hr. Goeze mit Nikolai erlaubt, das sollte ich mir nicht mit Goezen erlauben dürfen? — 3) Und von dieser Kleinigkeit, wenn ich mich auch damit geirrt hätte, sollen die

Leser auf meine übrigen Behauptungen einen Schluß machen? Ja, wenn sie so schließen wollen, wie Hr. Goeze oder Hr. E. schließt! Dieser Hr. E. mag seyn, wer er will. Näher zu kennen verlange ich ihn gar nicht.

Anti=Goeze.

Tonto sin saber Latin
Nunca es gran tonto.

Francis. de Roxas.

VIERTER. (6)

1778.

Wenn doch indeß das eine ohne dem andern sehr füglich seyn könnte? — Wenn es gar wohl möglich wäre, „daß die „christliche Religion objective allen Vortheil aus den Ein„würfen der Freigeister ziehen könnte, ohne subjective den „geringsten Schaden zu besorgen?“

Das wäre allerdings das Bessere. Aber wie? wodurch? — Hier ist es, wo man mit einem Einfalle aufgezogen kömmt, der pedantisch genug klingt, um gründlich seyn zu können. Ein anderer würde ihn bloß lächerlich machen; ich, ich will ihn prüfen. Denn mir ist das Pedantische fast Empfehlung.

Es dürfte, sagt man, nur ausgemacht seyn, daß der Streit nie anders, als in der Sprache der Gelehrten geführt würde. „Schreibt lateinisch, ihr Herrn! schreibt lateinisch! „— Ja! wer fleißiger in den Classen gewesen wäre! wer „lateinisch könnte!“

— Nicht weiter, Hr. Subconrector, oder man merkt Ihre wahre Absicht. Sie möchten Ihrem lieben Latein nur gern eine Empfehlung mehr verschaffen. „Lernt Latein,

„Jungens, lernt Latein! Alle Einwürfe gegen die Religion „sind lateinisch geschrieben! Wenn ihr auch selbst keine schreiben „wollt, müßt ihr die geschriebenen doch kennen." — Und nun lernen die Jungens Latein, daß ihnen der Kopf raucht.

Doch ich habe gesagt, daß ich den Einfall nicht bloß lächerlich machen, sondern prüfen will. — Es wäre denn, wie ich fast besorge, daß dieses auf jenes hinaus liefe. Und das wäre doch meine Schuld wohl nicht. Genug, ich will ernsthaft und ordentlich zu Werke gehen.

Also: „wer gegen die Religion schreiben will, soll nicht „anders als lateinisch schreiben dürfen, damit der gemeine „Mann nicht geärgert werde."

Und in den Ländern, wo der gemeine Mann ziemlich Latein versteht, als in Polen, Ungarn — da müssen wohl sonach die Einwürfe gegen die Religion griechisch geschrieben werden? — Natürlich! Was für ein schöner pädagogischer Handgriff, nun auch die griechische Sprache in diesen Ländern gemein zu machen! Denn es versteht sich, daß die in andern Ländern wider die Religion geschriebenen lateinischen Bücher in diese Länder nicht kommen.

Aber schon wieder auf das Lächerliche zu, das ich so gern vermeiden möchte! — „Was läge daran, wenn der Vorschlag „in Polen und Ungarn nicht hülfe? er hülfe doch fürs erste „in Deutschland." —

Gewiß? er hülfe? — Kann ein Vorschlag helfen, der weder thulich, noch billig, noch klug, noch christlich ist? — Das ist, was ich so ernsthaft erweisen will, als möglich.

Zwar, daß er t h u l i c h wäre, müßte ich wohl voraussetzen lassen. Ich müßte zugeben, daß ein Reichsgesetz darüber gemacht werden könne und dürfe. Denn ein geringeres Verbot, als ein Reichsgesetz, würde nichts fruchten. Der Kopf, oder

wenigstens ewige Gefangenschaft bei Wasser und Brod, und ohne Dinte und Feder, müßte im ganzen heiligen römischen Reiche darauf stehen, wenn jemand wider heilige Sachen anders als römisch schriebe. Das Gesetz läge schon in dem Namen des heiligen römischen Reichs, und sollte nicht thulich seyn?

Nun gut, so sey es thulich; aber wäre es denn billig? — Kann überhaupt ein Gesetz billig seyn, das eben so viel unfähige Leute zu etwas berechtigen, als fähige davon ausschließen würde? — Und wer sieht nicht, daß dieses hier geschähe? Oder ist es das Latein selbst, welches die Fähigkeit gewährt, Zweifel gegen die Religion zu haben und vorzutragen? Ist es die Unkunde des Lateins selbst, welche diese Fähigkeit allen Menschen ohne Ausnahme aberkennt? Ist kein gewissenhafter, nachdenklicher Mann ohne Latein möglich? Giebt es keinen Dummkopf, keinen Narren mit Latein? Ich will auf dem Einfalle des de Roras nicht bestehen, daß das Latein erst den rechten Narren macht; aber den rechten Philosophen macht es doch auch nicht. — Dazu, von was für einem Latein können ist die Rede? Von dem, bis zum schreiben. Wenn nun Baco, der kein Latein schreiben konnte, Zweifel gegen die Religion gehabt hätte, so hätte auch Baco diese Zweifel unterdrücken müssen? So hätte jeder Schulcollege, der ein lateinisches Programma zusammen raspeln kann, eine Erlaubniß, die Baco nicht hatte? Ich finde zwar nicht, daß Baco wie Huart dachte, der es geradezu für das Zeichen eines schiefen Kopfes, eines Stümpers hielt, zu glauben, daß er sich in einer fremden Sprache besser werde ausdrücken können, als in seiner. Aber Baco konnte vielleicht doch denken: wie ich Latein schreiben möchte, kann ich nicht, und wie ich kann, mag ich nicht. — Wenn mehrere wüßten, welch Latein

sie schrieben, so würden noch wenigere Latein schreiben. Es wäre denn freilich, daß sie müßten. Ein Muß, das vielleicht der Sprache zuträglich seyn könnte, aber nimmermehr den Sachen.

Und wenn schon in diesem Betracht, daß man sonach dem kleinern Nutzen den größern aufopferte, das unbillige Gesetz auch nicht klug wäre, wäre es nur in diesem Betracht unklug? Wäre es nicht auch darum unklug, weil es dem gemeinen Manne nothwendig Verdacht gegen die Güte einer Sache erwecken müßte, die man sich unter seinen Augen zu behandeln nicht getraute? von deren Prüfung ihm die lateinischen Männer durch ihre Dollmetscher nur so viel mittheilen ließen, als sie für dienlich erachteten? — Wäre es nicht auch darum unklug, weil es den Schaden, dem es vorbauen soll, gerade vermehrt? Die Einwendungen gegen die Religion sollen lateinisch geschrieben werden, damit sie unter weniger Leuten Schaden anrichten. Unter wenigern? Ja, unter wenigern in jedem Lande, in welchem das Lateinische nur bei einer gewissen Classe von Leuten üblich wäre; aber auch in ganz Europa, in der ganzen Welt? Schwerlich wohl. Denn sollten auch nur in Europa zusammen nicht mehr Menschen seyn, welche lateinisch könnten, und doch nicht im Stande wären, jedem übeln Eindrucke wahrscheinlicher Zweifel zu widerstehen und zu begegnen, als dergleichen schwache Menschen, die nicht lateinisch könnten, in jedem einzelnen Lande? Seele ist für den Teufel Seele, oder, wenn er einen Unterschied unter Seelen macht, so gewänne er ja wohl noch dabei. Er bekäme z. E. für die Seele eines deutschen Michels, der nur durch deutsche Schriften hätte verführt werden können, die Seele eines studirten Franzosen oder Engländers. Er bekäme für einen trocknen Braten einen gespickten.

Sein Votum also, das Votum des Teufels, hätte das unkluge Gesetz gewiß, wenn es auch nicht, noch oben darein, unchristlich wäre, wie schon daraus zu vermuthen, daß es unbillig ist. — Ich verstehe aber unter unchristlich, was mit dem Geiste des Christenthums, mit der letzten Absicht desselben streitet. Nun ist, so viel ich, mit Erlaubniß des Hrn. Hauptpastor Goeze davon verstehe, die letzte Absicht des Christenthums nicht unsere Seligkeit, sie mag herkommen, woher sie will, sondern unsere Seligkeit, vermittelst unserer Erleuchtung, welche Erleuchtung nicht bloß als Bedingung, sondern als Ingredienz zur Seligkeit nothwendig ist, in welcher am Ende unsere ganze Seligkeit besteht. Wie ganz also dem Geiste des Christenthums zuwider, lieber zur Erleuchtung so vieler nichts beitragen, als wenige vielleicht ärgern wollen! Immer müssen diese Wenige, die niemals Christen waren, niemals Christen seyn werden, die bloß unter dem Namen der Christen ihr undenkendes Leben so hinträumen, immer muß dieser verächtliche Theil der Christen vor das Loch geschoben werden, durch welches der bessere Theil zu dem Lichte hindurch will. Oder ist dieser verächtlichste Theil nicht der wenigste? Muß er wegen seiner Vielheit geschont werden? — Was für ein Christenthum hat man denn bisher gepredigt, daß dem wahren Christenthume noch nicht einmal der größere Haufe so anhängt, wie sich's gehört? — Wenn nun auch von diesen Namenchristen sich einige ärgerten, einige von ihnen, auf Veranlassung in ihrer Sprache geschriebener freigeisterischen Schriften, sogar erklärten, daß sie nicht länger seyn wollten, was sie nie waren, was wäre es denn nun mehr? Tertullian fragt, und ich mit ihm: Nonne ab ipso Domino quidam discentium scandalizati diverterunt? Wer, ehe er zu handeln, besonders zu schreiben beginnt, vorher untersuchen

zu müssen glaubt, ob er nicht vielleicht durch seine Handlungen und Schriften hier einen Schwachgläubigen ärgern, da einen Ungläubigen verhärten, dort einem Bösewichte, der Feigenblätter sucht, dergleichen in die Hände spielen werde, der entsage doch nur gleich allem Handeln, allem Schreiben. Ich mag gern keinen Wurm vorsätzlich zertreten, aber wenn es mir zur Sünde gerechnet werden soll, wenn ich einen von ungefähr zertrete, so weiß ich mir nicht anders zu rathen, als daß ich mich gar nicht rühre, keines meiner Glieder aus der Lage bringe, in der es sich einmal befindet, zu leben aufhöre. Jede Bewegung im physischen entwickelt und zerstört, bringt Leben und Tod; bringt diesem Geschöpfe Tod, indem sie jenem Leben bringt; soll lieber kein Tod seyn, und keine Bewegung? oder lieber Tod und Bewegung?

Und so ist es mit diesem Wunsche beschaffen, daß die Feinde der Religion sich nie einer andern, als der lateinischen Sprache bedienen dürften, mit diesem Wunsche, der so gern Gesetz werden möchte! So ist es schon jetzt damit beschaffen, und wie meint man, daß es mit aller Untersuchung der Wahrheit überhaupt aussehen würde, wenn er nun erst Gesetz wäre? — Man urtheile aus den Krallen, welche die geistliche Tyrannei in einem ihrer grimmigsten, zum Glück noch gefesselten Tiger, bereits zu entblößen wagt!

Ich ziele hiermit auf das, was der Hr. Hauptpastor S. 79 und 80 über diesen Punct sagt; und wer es noch nicht riecht, wohin alle die Einschränkungen und Bedingungen abzielen, mit und unter welchen es vergönnt bleiben könne, Einwürfe gegen die Religion zu machen, der hat den Schnupfen ein wenig zu stark.

„Verständigen, — heißt es alldort — verständigen und „gesetzten Männern kann es vergönnt bleiben, bescheidene

„Einwürfe gegen die christliche Religion und selbst gegen die „Bibel zu machen.“ — Aber von wem soll die Entscheidung abhangen, wer ein gesetzter und verständiger Mann ist? Ist der bloß ein verständiger Mann, der Verstand genug hat, die Verfolgung zu erwägen, die er sich durch seine Freimüthigkeit zuziehen würde? Ist er bloß ein gesetzter Mann, der gern in dem bequemen Lehnstuhle, in den ihn sein Amt gesetzt hat, ruhig sitzen bliebe, und daher herzlich wünscht, daß auch andere, wenn sie schon so weich nicht sitzen, dennoch eben so ruhig sitzen bleiben möchten? Sind nur das bescheidene Einwürfe, die sich bescheiden, der Sache nicht ans Leben zu kommen? die sich bescheiden, nur so weit sich zu entwickeln, als ungefähr noch eine Antwort abzusehen ist?

Das letztere muß wohl. Denn der Herr Hauptpastor fährt fort: „Es wird solches nöthig seyn, um die Lehrer in Athem „zu erhalten.“ — So? nur darum? So soll alle Bestreitung der Religion nur eine Schulübung, nur ein Spiegelgefechte seyn? Sobald der Präses dem Opponenten einen Wink giebt, sobald der Opponent merkt, daß der Respondent nichts zu antworten haben werde, und daß den Herrn Präses zu sehr hungert, als daß dieser selbst mit gehöriger Ruhe und Umständlichkeit darauf antworten könne, muß die Disputation aus seyn? müssen Präses und Opponent freundschaftlich mit einander zum Schmause eilen? — Doch wohl, nein; denn der Herr Hauptpastor setzt ja noch hinzu: „und um solche Zeiten der Ruhe zu verhüten, „unter welchen die Christenheit von dem 9. bis zum 15. Jahr„hundert beinahe völlig zu Grunde gegangen wäre.“ — Vortrefflich! Aber weiß der Herr Hauptpastor wohl, daß selbst in diesen barbarischen Zeiten doch noch mehr Einwürfe gegen die christliche Religion gemacht wurden, als die Geistlichen zu beantworten Lust hatten? Bedenkt er wohl, daß diese Zeiten

nicht darum der christlichen Religion so verderblich wurden, weil niemand Zweifel hatte, sondern darum, weil sich niemand damit an das Licht getrauen durfte? darum, weil es Zeiten waren, wie der Herr Hauptpastor will, daß unsere werden sollen?

Anti-Goeze.

Cognitio veritatis omnia falsa, si modo proferantur, etiam quæ prius inaudita erant, et dijudicare et subvertere idonea est.

Augustinus ad Dioscorum.

Fuenfter. (7)

1778.

O glückliche Zeiten, da die Geistlichkeit noch alles in allem war, — für uns dachte und für uns aß! Wie gern brächte euch der Herr Hauptpastor im Triumphe wieder zurück! Wie gern möchte er, daß sich Deutschlands Regenten zu dieser heilsamen Absicht mit ihm vereinigten! Er predigt ihnen süß und sauer, er stellt ihnen Himmel und Hölle vor. Nun, wenn sie nicht hören wollen, — so mögen sie fühlen. Witz und Landessprache sind die Mistbeete, in welchen der Same der Rebellion so gern und so geschwind reift. Heute ein Dichter, morgen ein Königsmörder. Clement, Ravaillac, Damiens sind nicht in den Beichtstühlen, sind auf dem Parnasse gebildet.

Doch auf diesem Gemeinorte des Herrn Hauptpastors lasse ich mich wohl wieder ein andermal treffen. Jetzt will ich nur, wem es noch nicht klar genug ist, vollends klar machen, daß Herr Goeze schlechterdings nicht gestattet, was er zu gestatten scheint, und daß eben das die Klauen sind, die der

Tiger nur in das hölzerne Gitter schlagen zu können sich so ärgert.

Ich sage nämlich: es ist, mit seiner Erlaubniß, Einwürfe gegen Religion und Bibel, gegen das, was er Religion und Bibel nennt, machen zu dürfen, nur Larifari. Er giebt sie und giebt sie nicht, denn er verclausulirt sie von allen Seiten so streng und rabulistisch, daß man sich, Gebrauch davon zu machen, wohl hüten muß.

Die Clausel in Ansehung der Sprache habe ich genugsam beleuchtet. Auch habe ich die Clausel in Ansehung der Personen und der Absicht berührt. Aber noch ist die Clausel in Ansehung der Puncte selbst übrig, welche die Einwürfe nur sollen treffen können; und diese verdient um so mehr, daß wir uns einen Augenblick dabei verweilen, je billiger sie klingt, je weniger man dem ersten Ansehen nach etwas dagegen einzuwenden haben sollte.

„Nur müßte, sind die Worte des Herrn Hauptpastors, „der angreifende Theil die Freiheit nicht haben, die heiligen „Männer Gottes, von welchen die ganze Christenheit glaubt, „daß sie geredet und geschrieben haben, getrieben von dem „heil. Geiste, als Dummköpfe, als Bösewichter, als Leichen„räuber zu lästern."

Wie gesagt, dieses klingt so billig, daß man sich fast schämen sollte, eine Erinnerung dagegen zu machen. Und doch ist es im Grunde mehr nicht, als Pfiff oder Armseligkeit. Denn verstehen wir uns nur erst recht!

Will der Herr Hauptpastor bloß, daß der angreifende Theil die Freiheit nicht haben müßte, dergleichen Schimpfworte, als er ihm in den Mund legt, anstatt aller Gründe zu gebrauchen? Oder will er zugleich, daß der angreifende Theil auch die Freiheit nicht haben müßte, solche Dinge und

Thatsachen zu berühren, aus deren Erweisung erst folgen würde, daß den Aposteln jene Benennungen gewissermaßen zukommen? Das ist die Frage, deren er sich wohl nicht versehen hat.

Will er bloß jenes, so ist seine Forderung höchst gerecht; aber sie betrifft eine Armseligkeit, über die sich der Christ lieber hinwegsetzt. Leere Schimpfworte bringen ihn nicht auf, sie mögen wider ihn selbst oder wider seinen Glauben gerichtet seyn. Ruhige Verachtung ist alles, was er ihnen entgegen setzt. Wehe seinem Gegner, der nichts anders hat, womit er ihn bestreite, und ihn doch bestreitet! —

Will der Herr Hauptpastor aber auch zugleich dieses, so geht er mit Pfiffen um, deren sich nur eine theologische Mämme schuldig macht, und jeder muß sich ihm widersetzen, dem die Wahrheit der christlichen Religion am Herzen liegt. — Denn wie? So hat die christliche Religion kranke Stellen, die schlechterdings keine Betastung dulden? die man selbst der Luft nicht auslegen darf? Oder hat sie keine solche Stellen, warum sollen ihre Freunde immer und ewig den Vorwurf hören, „daß man nur nicht alles sagen dürfe, was man gegen „sie sagen könnte?" Dieser Vorwurf ist so erniedrigend, ist so marternd! Ich wiederhole es: nur eine theologische Mämme kann ihm nicht ein Ende gemacht zu sehen wünschen, kann durch ihr Betragen länger dazu berechtigen. Nicht, daß mir der theologische Renomist lieber wäre, welcher mitten vom Pflaster dem leutescheuen Freigeiste, der sich an den Häusern hinschleicht, ein Schnippchen schlägt und trotzig zuruft: „komm „heraus, wenn du was hast!" Ich kann beide nicht leiden; und das sonderbarste ist, daß auch hier nicht selten Mämme und Renomist in Einer Person sind. Sondern ich glaube, daß der wahre Christ weder den einen noch den andern

spielt, zu mißtrauisch auf seine Vernunft, zu stolz auf seine Empfindung. —

So viel gegen die Forderung des Herrn Hauptpastors im Allgemeinen betrachtet. Ich komme auf den einzelnen Fall, den er dabei im Sinne hat. Denn mein Ungenannter muß es doch wohl seyn sollen, der sich einer Freiheit bedient, die er nicht haben müßte.

Aber wo hat er sich denn ihrer bedient? Wo hat er denn die Apostel als Dummköpfe, Bösewichter, Leichenräuber gelästert? Ich biete dem Herrn Hauptpastor Trotz, mir eine einzige Stelle in den Fragmenten zu zeigen, wo er mit solchen Ehrentiteln um sich wirft. Der Herr Hauptpastor sind es einzig und allein selbst, dem sie hier zuerst über die Zunge oder aus der Feder, — zuerst in die Gedanken gekommen. Er, er mußte im Namen des Ungenannten die Apostel lästern, damit er den Ungenannten lästern könne.

Und daß man ja nicht glaube, als ob ich meinen Ungenannten bloß damit schützen wolle, daß jene Ehrentitel nicht buchstäblich bei ihm zu finden! Mein Ungenannter hat sogar nichts von den Aposteln positiv behauptet, was sie derselben würdig machen könnte, nirgends ihnen den Gehalt derselben gerade auf den Kopf zugesagt.

Es ist nicht wahr, daß mein Ungenannter schlechthin sagt: „Christus ist nicht auferstanden, sondern seine Jünger haben „seinen Leichnam gestohlen.“ Er hat die Apostel dieses Diebstahls weder überwiesen, noch überweisen wollen. Er sah zu wohl ein, daß er sie dessen nicht überweisen könne. Denn ein Verdacht, selbst ein höchstwahrscheinlicher Verdacht ist noch lange kein Beweis.

Mein Ungenannter sagt bloß: dieser Verdacht, welchen sein Gehirn nicht ausgebrütet, welcher sich aus dem Neuen

Testamente selbst herschreibt, dieser Verdacht sey durch die Erzählung des Matthäus von Bewahrung des Grabes nicht so völlig gehoben und widerlegt, daß er nicht noch immer wahrscheinlich und glaublich bleibe; indem besagte Erzählung nicht allein ihrer inneren Beschaffenheit nach höchst verdächtig, sondern auch ein παξ ἄλεγόμενον sey, dergleichen in der Geschichte überhaupt nicht viel Glauben verdiene, und hier desto weniger, weil sich selbst diejenigen nie darauf zu berufen getraut, denen an der Wahrheit derselben am meisten gelegen gewesen.

Wer sieht nun nicht, daß es sonach hier weniger auf die Wahrheit der Sache, als auf die glaubwürdige Art der Erzählung ankömmt? Und da die Erzählung einer sehr wahren Sache sehr unglaublich seyn kann: wer erkennt nicht, daß diese Unglaublichkeit jener Wahrheit nur in so weit präjudicirt, als man die Wahrheit einzig und allein von der Erzählung will abhangen lassen?

Doch gesetzt auch, mein Ungenannter hätte sich in diesen Gränzen nicht gehalten, er hätte nicht bloß zeigen wollen, was jeder gute Katholik ohne Anstoß glauben und behaupten kann, daß in der schriftlichen Erzählung der Evangelisten und Apostel einzig und allein gewisse heilige Begebenheiten so ungezweifelt nicht erscheinen, daß sie nicht noch einer anderweitigen Bekräftigung bedürfen; gesetzt, er hätte das wahrscheinliche für wahr, das glaubliche für unläugbar gehalten, er hätte es schlechterdings für ausgemacht gehalten, daß die Apostel den Leichnam Jesu entwendet: so bin ich auch sodann noch überzeugt, daß er diesen Männern, durch welche gleichwohl so unsäglich viel Gutes in die Welt gekommen, wie er selbst nicht in Abrede ist, daß er, sage ich, diesen uns in aller Absicht so theuren Männern die schimpflichen Namen

Betrüger, Bösewichter, Leichenräuber würde erspart haben, die dem Herrn Hauptpastor so geläufig sind.

Und zwar würde er sie ihnen nicht bloß aus Höflichkeit erspart haben; nicht bloß aus Besorglichkeit das Kalb, wie man zu sagen pflegt, zu sehr in die Augen zu schlagen: sondern er würde sie ihnen erspart haben, weil er überzeugt seyn mußte, daß ihnen zu viel damit geschähe.

Denn wenn es schon wahr ist, daß moralische Handlungen, sie mögen zu noch so verschiedenen Zeiten, bei noch so verschiedenen Völkern vorkommen, in sich betrachtet immer die nämlichen bleiben: so haben doch darum die nämlichen Handlungen nicht immer die nämlichen Benennungen, und es ist ungerecht, irgend einer eine andere Benennung zu geben, als die, welche sie zu ihren Zeiten und bei ihrem Volk zu haben pflegte.

Nun ist es erwiesen und ausgemacht, daß die ältesten und angesehensten Kirchenväter einen Betrug, der in guter Absicht geschieht, für keinen Betrug gehalten, und diese nämliche Denkungsart den Aposteln beizulegen, sich kein Bedenken gemacht haben. Wer diesen Punct von einem unverdächtigen Theologen selbst belegt und aufs Reine gebracht lesen will, der lese Ribovs Programm de Oeconomia patrum. Die Stellen sind unwidersprechlich, die Ribov daselbst mit Verschwendung zusammen trägt, um zu beweisen, daß die Kirchenväter fast ohne Ausnahme der festen Meinung gewesen, integrum omnino Doctoribus et coetus Christiani Antistitibus esse, ut dolos versent, falsa veris intermisceant et imprimis religionis hostes fallant, dummodo veritatis commodis et utilitati inserviant. Auch sind die Stellen der andern Art, wo die Kirchenväter den Aposteln selbst eine dergleichen οἰκονομίαν, eine dergleichen falsitatem dispensativam beilegen, eben so unläugbar. Was Hieronymus unter andern vom heil. Paulus

versichert,[1] ist so naiv, daß es dem naiven Ribov selbst auffällt, darum aber nicht weniger die wahre Meinung des Hieronymus bleibt.

Man sage nicht, daß diese uns jetzt so befremdende Vorstellung von der Aufrichtigkeit der ersten Kirchenväter und Apostel bloße Vortheile der Auslegungskunst, bloßen Wörterkram betreffe. Worte und Handlungen liegen nicht so weit auseinander, als man insgemein glaubt. Wer fähig ist, eine Schriftstelle wider besser Wissen und Gewissen zu verdrehen, ist zu allem andern fähig, kann falsch Zeugniß ablegen, kann Schriften unterschieben, kann Thatsachen erdichten, kann zu Bestätigung derselben jedes Mittel für erlaubt halten.

Gott bewahre mich, daß ich zu verstehen geben sollte, daß die Apostel zu diesem allem fähig gewesen, weil sie die Kirchenväter zu einem für fähig gehalten! Ich will nur die Frage veranlassen: ob in eben dem Geiste, in welchem wir jetzt in Ansehung dieses einen über sie urtheilen, ein billiger Mann allenfalls nicht auch in Ansehung des übrigen urtheilen müßte, wenn es ihnen wirklich zur Last fiele?

Und so ein billiger Mann war mein Ungenannter allerdings. Er hat keine Schuld, die in leichtem Gelde gemacht war, in schwerem wiedergefordert. Er hat kein Verbrechen, welches unter nachsehenderen Gesetzen begangen war, nach späteren geschärfteren Gesetzen gerichtet. Er hat keine Benennung, die dem Abstracto der That zu ihrer Zeit nicht zukam, dem Concreto des Thäters zu unserer Zeit beigelegt. Er hat immer in seinem Herzen dafür halten können, daß wir betrogen sind; aber er hat sich wohl gehütet zu sagen, daß wir von Betrügern betrogen sind.

[1] Paulus in testimoniis, quæ sumit de veteri testamento, quam artifex, quam prudens, quam dissimulator est ejus quod agit!

Vielmehr spielt jeder, welcher meinen Ungenannten dieses letztere sagen läßt, weil er ihn überführen kann, daß er das erstere geglaubt habe, selbst einen **Betrug**, um einen Pöbel in Harnisch zu bringen, der keinen Unterschied zu machen fähig ist. Ob aber diese Absicht auch zu den Absichten gehört, die einen Betrug entschuldigen, das lasse ich dahin gestellt seyn. Ich sehe wenigstens den Nutzen, der daraus entspringen soll, noch nicht ein; und ich muß erst erfahren, ob selbst der Pöbel jetziger Zeit nicht schon klüger und vernünftiger ist, als die Prediger, die ihn so gern hetzen möchten.

Herr Goeze weiß sehr wohl, daß mein Ungenannter eigentlich nur behauptet, daß die Apostel es ebenfalls gemacht, wie es alle Gesetzgeber, alle Stifter neuer Religionen und Staaten zu machen für gut befunden. Aber das fällt dem Pöbel, für den er schreibt und predigt, nicht so recht auf. Er spricht also mit dem Pöbel die Sprache des Pöbels und schreit, daß mein Ungenannter die Apostel als **Betrüger und Bösewichter lästere**. — Das klingt! das thut Wirkung! — Vielleicht, wie gesagt, aber auch nicht. Denn auch der geringste Pöbel, wenn er nur von seiner Obrigkeit gut gelenkt wird, wird von Zeit zu Zeit erleuchteter, gesitteter, besser; anstatt, daß es bei gewissen Predigern ein Grundgesetz ist, auf dem nämlichen Puncte der Moral und Religion immer und ewig stehen zu bleiben, auf welchem ihre Vorfahren vor vielen hundert Jahren standen. Sie reißen sich nicht von dem Pöbel, — aber der Pöbel reißt sich endlich von ihnen los.

Anti=Goeze.

Non leve est, quod mihi impingit tantæ urbis pontifex.
Hieron. adv. Ruffinum.

Sechster. (8)

1778.

Ich habe erwiesen (Anti=Goeze III.), daß die Vortheile, welche die Religion objective aus den Zweifeln und Einwürfen zieht, mit welchen die noch ununterjochte Vernunft gegen sie angeht, so wesentlich und groß sind, daß aller subjective Nachtheil, der daraus mehr befürchtet wird, als daß er wirklich daraus entstehe, in keine Betrachtung zu kommen verdient, welches auch schon daher klar ist, weil der subjective Nachtheil nur so lange dauert, bis der objective Vortheil sich zu äußern beginnt, in welchem Augenblicke sofort objectiver Vortheil auch subjectiver Vortheil zu werden anfängt. — Ich habe erwiesen, daß sonach die Kirche, welche ihr wahres Beste versteht, sich nicht einfallen lassen kann, die Freiheit, die Religion zu bestreiten, auf irgend eine Weise einzuschränken, weder in Ansehung der Sprache, noch in Ansehung der Personen einzuschränken, von welchen allein und in welcher allein die Bestreitung geschehen dürfe. (A. G. IV.) — Ich habe erwiesen, daß am wenigsten eine Ausnahme von Puncten gemacht werden dürfe, welche die Bestreitung nicht treffen soll (A. G. V.); indem dadurch ein Verdacht entstehen würde, welcher der Religion sicherlich mehr Schaden brächte, als ihr die Bestreitung der ausgenommenen Puncte nur immer bringen könnte. —

Wenn nun hieraus erhellt, daß die Kirche auch nicht einmal das Recht muß haben wollen, die Schriften, die gegen sie geschrieben worden, von welcher Beschaffenheit sie auch seyn mögen, in ihrer Geburt zu ersticken, oder zu ihrer Geburt gar nicht gelangen zu lassen, es sey denn durch die bessere Belehrung ihrer Urheber; wenn selbst diese Urheber, in welchen sie nur den Irrthum verfolgt, alle die Schonung von ihr genießen, welche man denjenigen so gern wiederfahren läßt, die uns wider ihren Willen, der nur auf unser Verderben geht, Gutes erzeigen: wie kann sie den für ihren Feind erkennen, in welchem sie nicht einmal den eigenen Irrthum zu verfolgen hat, welcher bloß fremde Irrthümer bekannt macht, um ihr den daraus zu erwartenden Vortheil je eher je lieber zu verschaffen? Wie kann der Herausgeber eines freigeisterischen Buches eine Ahndung von ihr zu besorgen haben, mit der sie nicht einmal den Verfasser desselben ansehen würde? —

Als Hieronymus eine, seinem eigenen Urtheile nach, der wahren christlichen Religion höchst verderbliche Schrift aus dem Griechischen übersetzte — Es waren des Origines Bücher περὶ ἀρχῶν. Man merke wohl, übersetzte! Und übersetzen ist doch wohl mehr, als bloß herausgeben — Als er diese gefährliche Schrift in der Absicht übersetzte, um sie von den Verkleisterungen und Verstümmlungen eines andern Uebersetzers, des Ruffinus, zu retten, d. i. um sie ja in ihrer ganzen Stärke, mit allen ihren Verführungen der lateinischen Welt vorzulegen, und ihm hierüber eine gewisse schola tyrannica Vorwürfe machte, als habe er ein sehr strafbares Aergerniß auf seiner Seele; was war seine Antwort? O impudentiam singularem! Accusant medicum, quod venena prodiderit. — Nun weiß ich freilich nicht, was er mit jener schola tyrannica eigentlich sagen wollen. Und es wäre doch erstaunlich, wenn

es auch damals schon unter den christlichen Lehrern Leute gegeben hätte, wie Goeze! — Aber eine ähnliche Antwort habe ich doch schon für mich auch gegeben. „Weil ich das Gift, „das im Finstern schleicht, dem Gesundheitsrathe anzeige, soll „ich die Pest in das Land gebracht haben?"

Freilich, als ich die Fragmente heraus zu geben anfing, wußte ich, oder äußerte ich doch den Umstand noch nicht, den ich zur Entschuldigung eines Unternehmens, bei welchem ich darauf keine Rücksicht nahm oder nehmen konnte, hier brauchen zu wollen scheine. Ich wußte oder äußerte noch nicht, daß das Buch ganz vorhanden sey, an mehreren Orten vorhanden sey, und in der Handschrift darum keinen geringeren Eindruck mache, weil der Eindruck nicht in die Augen falle. Aber ich scheine auch nur, mich dieses Umstandes zu meiner Rechtfertigung bedienen zu wollen.

Ich bin ohne ihn dadurch gerechtfertigt genug, daß ich, als ich einmal eine sehr unschuldige Stelle aus dem Werke meines Ungenannten gelegentlich bekannt gemacht hatte, aufgefordert wurde, mehr daraus mitzutheilen. Ja ich will noch mehr Blöße geben.

Ich will geradezu bekennen, daß ich auch ohne alle Aufforderung würde gethan haben, was ich gethan habe. Ich würde es vielleicht nur etwas später gethan haben.

Denn einmal habe ich nun eine ganz abergläubische Achtung gegen jedes geschriebene und nur geschrieben vorhandene Buch, von welchem ich erkenne, daß der Verfasser die Welt damit belehren oder vergnügen wollen. Es jammert mich, wenn ich sehe, daß Tod oder andere dem thätigen Manne nicht mehr und nicht weniger willkommene Ursachen so viel gute Absichten vereiteln können, und ich fühle mich sofort in der Befassung, in welcher sich jeder Mensch, der dieses Namens noch würdig

ist, bei Erblickung eines ausgesetzten Kindes befindet. Er begnügt sich nicht, ihm nur nicht vollends den Garaus zu machen, es unbeschädigt und ungestört da liegen zu lassen, wo er es findet; er schafft oder trägt es in das Findelhaus, damit es wenigstens Taufe und Namen erhalte. Eines denn freilich wohl lieber als das andere, nachdem ihm das eine mehr angelächelt, als das andere, nachdem ihm das eine den Finger mehr gedrückt, als das andere.

Gerade so wünschte ich wenigstens — Denn was wäre es nun, wenn auch darum noch so viel Lumpen mehr dergestalt verarbeitet werden müßten, daß sie Spuren eines unsterblichen Geistes zu tragen fähig würden? — wünschte ich wenigstens alle und jede ausgesetzten Geburten des Geistes mit eins in das große für sie bestimmte Findelhaus der Druckerei bringen zu können, und wenn ich deren selbst nur wenige wirklich dahin bringe, so liegt die Schuld gewiß nicht an mir allein. Ich thue, was ich kann, und jeder thue nur eben so viel. Selbst die Ursache liegt oft in mir nicht allein, warum ich eher diese als jene hinbringe, warum ich mir von dem gesunderen und freundlicheren Findlinge den Finger umsonst muß drücken lassen, sondern es wirken auch hier meistens so viel kleine unmerkliche Ursachen zusammen, daß man mit Recht sagen kann, habent sua fata libelli.

Aber nie habe ich diese meine Schwachheit, — wodurch ich, ich weiß nicht, ob ich sagen soll, zum Bibliothekar geboren, oder zum Bibliothekar von der Natur verwahrlost bin, – nie habe ich diese meine Schwachheit denken können, ohne meine individuelle Lage glücklich zu preisen. Ich bin sehr glücklich, daß ich hier Bibliothekar bin und an keinem andern Orte. Ich bin sehr glücklich, daß ich dieses Herrn Bibliothekar bin und keines andern. —

Unter den heidnischen Philosophen, welche in den ersten Jahrhunderten wider das Christenthum schrieben, muß ohne Zweifel Porphyrius der gefährlichste gewesen seyn, so wie er, aller Vermuthung nach, der scharfsinnigste und gelehrteste war. Denn seine 15 Bücher κατὰ χριστιανῶν sind, auf Befehl des Constantinus und Theodosius so sorgsam zusammengesucht und vernichtet worden, daß uns auch kein einziges kleines Fragment daraus übrig geblieben. Selbst die dreißig und mehr Verfasser, die ausdrücklich wider ihn geschrieben hatten, worunter sich sehr große Namen befinden, sind darüber verloren gegangen; vermuthlich weil sie zu viele und zu große Stellen ihres Gegners, der nun einmal aus der Welt sollte, angeführt hatten. — Wenn es aber wahr seyn sollte, was Isaac Vossius den Salvius wollen glauben machen,[1] daß dem ungeachtet noch irgendwo ein Exemplar dieser so fürchterlichen Bücher des Porphyrius vorhanden sey, in der mediceischen Bibliothek zu Florenz nämlich, wo es aber so heimlich gehalten werde, daß niemand es lesen, niemand das geringste der Welt daraus mittheilen dürfe: wahrlich, so möchte ich dort zu Florenz nicht Bibliothekar seyn, und wenn ich Großherzog zugleich seyn könnte. Oder vielmehr, ich möchte es nur unter dieser Bedingung seyn, damit ich ein der Wahrheit und dem Christenthume so nachtheiliges Verbot geschwind aufheben, geschwind den Porphyrius in meinem herzoglichen Palaste drucken lassen, und geschwind das Großherzogthum, welches mir jetzt schon im Gedanken zur Last ist, geschwind wieder an seine Behörde abgeben könnte. —

Abälard ist der Mann, den ich oben[2] in Gedanken hatte, als ich sagte, daß selbst in jenen barbarischen Zeiten mehr

[1] Ritmeieri Conringiana Epistolica. p. 71.

[2] A. G. IV. S. 16. (S. 263.)

Einwürfe gegen die Religion gemacht worden, als die Mönche zu beantworten Lust hatten, die beliebter Kürze und Bequemlichkeit wegen den nur gleich zu allen Teufeln zu schicken bereit waren, der sich mit seinen Einwürfen an das Licht wagte. Denn sollte man wohl glauben, daß Troz den Streitigkeiten, welche der heil. Bernhardus dem Abälard gegen verschiedene seiner Schriften erregte; Troz der Sammlung, welche Amboise mit seiner nicht geringen Gefahr von den Schriften des Abälards machte; Troz den Nachlesen, welche Martene und Durand und B. Pez zu dieser Sammlung gehalten haben, uns doch noch dasjenige Werk des Abälard mangelt, aus welchem die Religionsgesinnungen desselben vornehmlich zu ersehen seyn müßten. D'Achery hatte es, ich weiß nicht in welcher Bibliothek gefunden, hatte eine Abschrift davon genommen, und war Willens, es drucken zu lassen. Aber D'Achery ging oder mußte mit andern Gelehrten — auch Benediktinern ohne Zweifel — vorher noch darüber zu Rathe gehen, und so konnte aus dem Drucke nichts werden; die glücklich aufgefundene Schrift des Abälard, in quo, genio suo indulgens, omnia christianæ religionis mysteria in utramque partem versat, ward zu ewigen Finsternissen verdammt.[1] Die Abschrift des D'Achery kam in die Hände des Martene und Durand; und diese, welche so viel historischen und theologischen Schund dem Untergange entrissen hatten, hatten eben so wenig das Herz, noch ein bischen Schund mehr der Welt aufzubewahren, weil es doch nur philosophischer Schund war. — Arme Scharteke! Gott führe dich mir in die Hände, ich lasse dich so gewiß drucken, so gewiß ich kein Benediktiner bin! — Aber wünschen einer zu seyn, könnte ich fast, wenn man nur als ein solcher mehr dergleichen Manuscripte zu sehen bekäme.

[1] Thes. Anecd. T. V. Præf.

Was wäre es, wenn ich auch gleich das erste Jahr wieder aus dem Orden gestoßen würde?

Und das würde ich gewiß. Denn ich würde zu viel wollen drucken lassen, wozu mir der Orden den Vorschub verweigerte. Der alte Lutheraner würde mich noch zu oft in den Nacken schlagen, und ich würde mich nimmermehr bereden können, daß eine Maxime, welche der päbstischen Hierarchie so zuträglich ist, auch dem wahren Christenthume zuträglich seyn könne.

„Doch das alles heißt ja nur eine Missethat durch das „Jucken entschuldigen wollen, welches man, sie zu begehen, „unwiderstehlich fühlet. Wenn es denn deine Schwachheit ist, „dich verlassener Handschriften anzunehmen, so leide auch für „deine Schwachheit. Genug, von dieser Handschrift hätte „schlechterdings nichts müssen gedruckt werden, weil sie wenig„stens eben so schlimm ist, als das Toldos Jeschu."

Wohl angemerkt! Und also hätte auch wohl Toldos Jeschu nicht müssen gedruckt werden? Also waren die, welche es unter uns bekannt, und durch den Druck bekannt machten, keine Christen? Freilich war der, welcher es den Christen zuerst gleichsam unter die Nase rieb, nur ein getaufter Jude. Aber Porchetus? Aber Luther? Und Wagenseil, der sogar das hebräische Original retten zu müssen glaubte! O der unbesonnene, der heimtückische Wagenseil! Sonst bekam unter tausend Juden kaum einer das Toldos Jeschu zu lesen: nun können es alle lesen. Und was er auch sonst noch einmal vor dem Richterstuhl Gottes schwer wird zu verantworten haben, der böse Wagenseil! Aus seiner Ausgabe hat der abscheuliche Voltaire seine scurrilen Auszüge gemacht, die er zu machen wohl unterlassen haben würde, wenn er das Buch erst in den alten Drucken des Raymundus oder Porchetus hätte aufsuchen müssen. —

Nicht wahr, Herr Hauptpastor? Ich setze hinzu: die er zu machen auch wohl gar hätte müssen bleiben lassen, wenn Wagenseil das Lästerbuch anstatt hebräisch und lateinisch, hebräisch und deutsch hätte drucken lassen. Das wäre denn ein kleines Exempelchen, von welchem allgemeinen Nutzen es ist, wenn die Schriften wider die Religion nur lateinisch zu haben sind. Nicht wahr, Herr Hauptpastor?

Indeß, Herr Hauptpastor, hat doch Wagenseil, in der weitläuftigen Vorrede zu seinen Telis igneis Satanæ, sein Unternehmen so ziemlich gut vertheidigt. Und wollen Sie wohl erlauben, daß ich nur eine einzige Stelle daraus hersetze, in welcher auch ich mit eingeschlossen zu seyn glaube? Es ist die, welche den Hauptinhalt der ganzen Vorrede in wenig Worte faßt. Neque vero, non legere tantum Hæreticorum scripta, sed et opiniones illorum manifestare, librorumque ab iis compositorum, sive fragmenta aut compendia, sive integrum contextum, additis quidem plerumque confutationibus, aliquando tamen etiam sine iis, publice edere, imo et blasphemias impiorum hominum recitare, viri docti piique olim et nunc fas esse arbitrati sunt.

Anti=Goeze.

Ne hoc quidem nudum est intuendum, qualem causam vir bonus, sed etiam quare, et qua mente defendat.

Quinctilianus.

SIEBENTER. (9)

1778.

Aber der Herr Hauptpastor wird ärgerlich werden, daß ich ihm so Schritt vor Schritt auf den Leib rücke, um ihn endlich in dem Winkel zu haben, wo er mir nicht entwischen kann. Er wird schon jetzt, ehe ich ihn noch ganz umzingelt habe, mir zu entwischen suchen, und sagen: „Ei, wer spricht „denn auch von dem bloßen Drucke? Der ließe sich freilich „noch so so beschönigen. Das eigentliche Verbrechen steckt da, „daß der Herausgeber der Fragmente zugleich die Advoca= „tur des Verfassers übernommen hat."

Advocatur? Die Advocatur des Verfassers? — Was hatte denn mein Ungenannter für eine Advocatur, die ich an seiner Statt übernommen? Die Advocatur ist die Befugniß, vor gewissen Gerichten gewisse Rechtshändel führen zu dürfen. Daß mein Ungenannter irgendwo eine solche Befugniß gehabt habe, wüßte ich gar nicht. — Es wäre denn, daß man seine Befugniß, den gesunden Menschenverstand vor dem Publicum zu vertheidigen, darunter verstehen wolle. Doch diese Befugniß hat ja wohl ein jeder von Natur, giebt sich ja wohl ein jeder von selbst, braucht keiner erst lange von dem andern zu übernehmen. Sie ist weder eine Fleischbank, noch ein Pastorat.

Doch dem guten Herrn Hauptpastor die Worte so zu

mäckeln! So genau bei ihm auf das zu sehen, was er sagt, und nicht vielmehr auf das, was er sagen will? Er will sagen, daß ich übernommen, der Advocat des Ungenannten zu seyn, mich zum Advocaten des Ungenannten aufgeworfen. Das will er sagen, und ich wette zehn gegen eins, daß ihn kein Karrenschieber anders versteht. —

So habe er es denn auch gesagt! — Wenn ich nur sähe, wo der Weg nun weiter hinginge. Denn auch hier laufen Straßen nach allen Gegenden des Himmels. — Freilich, wenn ich wüßte, was für einen Begriff der Herr Hauptpastor von einem Advocaten sich mache: so wollte ich den geraden Weg, in seine Gedanken einzudringen, bald finden. —

Sollte der Herr Hauptpastor wohl Wundershalben hier einmal gar den *rechten* Begriff sich machen? Sollte er wohl gar den *wahren* Advocaten kennen und meinen? den ehrlichen Mann unter diesem Namen meinen, der der Gesetze genau kundig ist, und keinen Handel übernimmt, als solche, von deren Gerechtigkeit er überzeugt ist? — Nein, nein, den kann er nicht meinen. Denn ich habe nirgend gesagt, daß ich die ganze Sache meines Ungenannten, völlig so wie sie liegt, für gut und wahr halte. Ich habe das nie gesagt, vielmehr habe ich gerade das Gegentheil gesagt. Ich habe gesagt und erwiesen, daß wenn der Ungenannte auch noch in so viel einzelnen Punkten Recht habe und Recht behalte, im Ganzen dennoch daraus nicht folge, was er daraus folgern zu wollen scheine.

Ich darf kühnlich hinzusetzen, was einer Art von Prahlerei ähnlich sehen wird. Genug, daß billige Leser Fälle kennen, wo dergleichen abgedrungene Prahlerei nöthig ist, und Leser von Gefühl wohl empfinden, daß ich mich hier in einem nicht der geringsten dieser Fälle befinde. — Ich habe es nicht

allein nicht ausdrücklich gesagt, daß ich der Meinung meines Ungenannten zugethan sey: ich habe auch bis auf den Zeitpunkt, da ich mich mit der Ausgabe der Fragmente befaßt, nie das geringste geschrieben, oder öffentlich behauptet, was mich dem Verdachte aussetzen könnte, ein heimlicher Feind der christlichen Religion zu seyn. Wohl aber habe ich mehr als eine Kleinigkeit geschrieben, in welchen ich nicht allein die christliche Religion überhaupt nach ihren Lehren und Lehrern in dem besten Lichte gezeigt, sondern auch die christlichlutherische orthodoxe Religion insbesondere gegen Katholiken, Socinianer und Neulinge vertheidigt habe.

Diese Kleinigkeiten kennt der Herr Hauptpastor größtentheils selbst, und er hat mir ehedem mündlich und gedruckt seinen Beifall darüber zu bezeigen beliebt. Wie erkennt er denn nun erst auf einmal den Teufel in mir, der sich, wo nicht in einen Engel des Lichts, doch wenigstens in einen Menschen von eben nicht dem schlimmsten Schlage verstellt hatte? Sollte ich wirklich umgeschlagen seyn, seitdem ich die nämliche Luft mit ihm nicht mehr athme? Sollten mich mehrere und bessere Kenntnisse und Einsichten, die ich seit unserer Trennung zu erlangen, eben so viel Begierde als Gelegenheit gehabt habe, nur kurzsichtiger und schlimmer gemacht haben? Sollte ich an der Klippe, die ich in dem stürmischen Alter brausender Aufwallungen vermieden habe, jetzt erst nachlässig scheitern, da sanftere Winde mich dem Hafen zutreiben, in welchem ich eben so freudig zu landen hoffe, als Er? — Gewiß nicht, gewiß nicht; ich bin noch der nämliche Mensch: aber der Herr Hauptpastor betrachtet mich nicht mehr mit dem nämlichen Auge. Die Galle hat sich seiner Sehe bemeistert, und die Galle trat ihm über — Wodurch? Wer wird es glauben, wenn ich es erzähle! Tantæne animis

cœlestibus iræ? — Doch ich muß meinen Nachtisch nicht vor der Suppe aufzehren.

Ich komme auf die Advocatur zurück und sage: der wahre eigentliche Advocat meines Ungenannten, der mit seinem Clienten über den anhängigen Streit Ein Herz und Eine Seele wäre, bin ich also nicht, kann ich also nicht seyn. Ja, ich kann auch nicht einmal der seyn, der von der Gerechtigkeit der Sache seines Clienten nur eben einen kleinen Schimmer hat, und sich dennoch, entweder aus Freundschaft oder aus andern Ursachen, auf gutes Glück mit ihm auf das Meer der Chicane begiebt; fest entschlossen, jeden Windstoß zu nutzen, um ihn irgendwo glücklich ans Land zu setzen. Denn der Ungenannte war mein Freund nicht; und ich wüßte auch sonst nichts in der Welt, was mich bewegen können, mich lieber mit seinen Handschriften, als mit funfzig andern abzugeben, die mir weder so viel Verdruß noch so viel Mühe machen würden, wenn es nicht das Verlangen wäre, sie so bald als möglich, sie noch bei meinen Lebzeiten widerlegt zu sehen.

Bei Gott! die Versicherung dieses Verlangens, weil ich bis jetzt noch wenig Parade damit machen wollen, ist darum keine leere Ausflucht. Aber freilich eigennützig ist dieses Verlangen; höchst eigennützig. Ich möchte nämlich gar zu gern selbst noch etwas von der Widerlegung mit aus der Welt nehmen. Ich bedarf ihrer. Denn daß ich als Bibliothekar die Fragmente meines Ungenannten las, war nicht mehr als billig; und daß sie mich an mehreren Stellen verlegen und unruhig machten, war ganz natürlich. Sie enthalten so mancherlei Dinge, welche mein Bißchen Scharfsinn und Gelehrsamkeit gehörig auseinander zu setzen, nicht zureicht. Ich sehe hier und da, auf tausend Meilen, keine Antwort, und der Herr Hauptpastor wird sich freilich nicht vorstellen können,

wie sehr eine solche Verlegenheit um Antwort ein Wahrheit liebendes Gemüth beunruhigt.

Bin ich mir denn nun nichts? Habe ich keine Pflicht gegen mich selbst, meine Beruhigung zu suchen, wo ich sie zu finden glaube? Und wo konnte ich sie besser zu finden glauben, als bei dem Publicum? Ich weiß gar wohl, daß ein Individuum seine einzelne zeitliche Wohlfahrt der Wohlfahrt mehrerer aufzuopfern schuldig ist. Aber auch seine ewige? Was vor Gott und den Menschen kann mich verbinden, lieber von quälenden Zweifeln mich nicht befreien zu wollen, als durch ihre Bekanntmachung Schwachgläubige zu ärgern? — Darauf antworte mir der Herr Hauptpastor. —

Allerdings habe ich keine besondere Erlaubniß gehabt, von den mir anvertrauten literarischen Schätzen auch dergleichen feurige Kohlen der Welt mitzutheilen. Ich habe diese besondere Erlaubniß in der allgemeinen mit eingeschlossen zu seyn geglaubt, die mir mein gnädigster Herr zu ertheilen geruht. Habe ich durch diesen Glauben mich seines Zutrauens unwürdig bezeigt: so beklage ich mein Unglück, und bin strafbar. Gern, gern will ich auch der billigen Gerechtigkeit darüber in die Hände fallen, wenn Gott mich nur vor den Händen des zornigen Priesters bewahrt!

Und was wird dieser zornige Priester nun vollends sagen, wenn ich bei Gelegenheit hier bekenne, daß der Ungenannte selbst, an das Licht zu treten, sich nicht übereilen wollen. Daß ich ihn schon jetzt an das Licht gezogen, ist nicht allein ohne seinen Willen, sondern wohl gar wider seinen Willen geschehen. Dieses läßt mich der Anfang eines Vorberichts besorgen, der mir unter seinen Papieren allerdings schon zu Gesichte gekommen war, noch ehe ich mich zu dem Dienste seines Einführers in die Welt entschloß. Er lautet also:

„Die Schrift, wozu ich hier den Vorbericht mache, ist schon „vor vielen Jahren von mir aufgesetzt worden. Jedoch habe „ich sie bei Gelegenheit eines öftern Durchlesens an manchen „Stellen vermehrt, an andern eingekürzt oder geändert. Bloß „meine eigene Gemüthsberuhigung war vom ersten Anfange „der Bewegungsgrund, warum ich meine Gedanken nieder„schrieb, und ich bin nachher nimmer auf den Vorsatz gera„then, die Welt durch meine Einsichten irre zu machen, oder „zu Unruhen Anlaß zu geben. Die Schrift mag im Ver„borgenen, zum Gebrauch verständiger Freunde, liegen blei„ben; mit meinem Willen soll sie nicht durch den Druck „gemein gemacht werden, bevor sich die Zeiten mehr aufklären. „Lieber mag der gemeine Haufe noch eine Weile irren, als „daß ich ihn, obwohl ohne meine Schuld, mit Wahrheiten „ärgern und in einen wüthenden Religionseifer setzen sollte. „Lieber mag der Weise sich des Friedens halber, unter den „herrschenden Meinungen und Gebräuchen schmiegen, dulden „und schweigen, als daß er sich und andere durch gar zu „frühzeitige Aeußerung unglücklich machen sollte. Denn ich „muß es zum Voraus sagen, die hierin enthaltenen Sätze „sind nicht catechismusmäßig, sondern bleiben in den Schran„ken einer vernünftigen Verehrung Gottes, und Ausübung „der Menschenliebe und Tugend. Da ich aber mir selbst, „und meinen entstandenen Zweifeln zureichend Genüge thun „wollte: so habe ich nicht umhin können, den Glauben, wel„cher mir so manche Anstöße gemacht hatte, von Grund aus „zu untersuchen, ob er mit den Regeln der Wahrheit bestehen „könne oder nicht."

Luther und alle Heiligen! Herr Hauptpastor, was haben Sie da gelesen! Nicht wahr? so gar strafbar hätten Sie mich nimmermehr geglaubt? — Der Ungenannte war bei aller

seiner Freigeisterei, doch noch so ehrlich, daß er die Welt durch **seine** Einsichten nicht irre machen wollte; und ich, ich trage kein Bedenken, sie durch **fremde** Einsichten irre zu machen. Der Ungenannte war ein so friedlicher Mann, daß er zu keinen Unruhen Anlaß geben wollte; und ich, ich setze mich über alle Unruhen hinweg, von welchen Sie, Herr Hauptpastor, am besten wissen, wie sauer es jetzt einem treufleißigen Seelensorger wird, sie auch nur in einer einzigen Stadt zur Ehre unserer allerheiligsten Religion zu erregen. Der Ungenannte war ein so behutsamer Mann, daß er keinen Menschen mit Wahrheiten ärgern wollte; und ich, ich glaube ganz und gar an kein solches Aergerniß, fest überzeugt, daß nicht Wahrheiten, die man bloß zur Untersuchung vorlegt, sondern allein Wahrheiten, die man so fort in Ausübung bringen will, den gemeinen Haufen in wüthenden Religionseifer zu versetzen fähig sind. Der Ungenannte war ein so kluger Mann, daß er durch allzufrühzeitige Aeußerungen, weder sich noch andere unglücklich machen wollte; und ich, ich schlage als ein Rasender meine eigene Sicherheit zuerst in die Schanze, weil ich der Meinung bin, daß Aeußerungen, wenn sie nur Grund haben, dem menschlichen Geschlechte nicht früh genug kommen können. Mein Ungenannter, der, ich weiß nicht wann schrieb, glaubte, daß sich die Zeiten erst mehr aufklären müßten, ehe sich, was er für Wahrheit hielt, öffentlich predigen lasse; und ich, ich glaube, daß die Zeiten nicht aufgeklärter werden können, um vorläufig zu untersuchen, ob das, was er für Wahrheit gehalten, es auch wirklich ist.

Das ist alles wahr, Herr Hauptpastor; das ist alles wahr. Wenn nur bei der löblichen Bescheidenheit und Vorsicht des Ungenannten, nicht so viel Zuversicht auf seinen Erweis, nicht so viel Verachtung des gemeinen Mannes, nicht so viel

Mißtrauen auf sein Zeitalter zum Grunde läge! Wenn er nur, zu Folge dieser Gesinnungen, seine Handschrift lieber vernichtet, als zum Gebrauche verständiger Freunde hätte liegen bleiben lassen! — Oder meinen Sie auch, Herr Hauptpastor, daß es gleich viel ist, was die Verständigen im Verborgenen glauben, wenn nur der Pöbel, der liebe Pöbel fein in dem Gleise bleibt, in welchem allein, ihn die Geistlichen zu leiten verstehen? Meinen Sie?

Anti=Goeze.

Ex hoc uno capitulo comprobabo, ferream te frontem possidere fallaciæ. *Hierony. adv. Ruff.*

ACHTER. (10)

1778.

Heida! wo wollte ich in meinem Vorigen hin? Es hat sich wohl, daß der Herr Hauptpastor den Namen Advocat in seiner eigentlichen Bedeutung nehmen sollte! Advocat heißt bei seines Gleichen weiter nichts als Zungendrescher, und das, das bin ich ihm. Ein feiler Zungendrescher in Sachen des Ungenannten bin ich ihm, und er hat bloß die Güte, das minder auffallende Wort zu brauchen.

Was Wunder auch? Sein guter Freund der Reichspostreiter, ehedem selbst ein Advocat, scheint, ohne Zweifel aus eigener Erfahrung, eben den Begriff vom Advocaten zu haben, wie aus einem Epigramm zu sehen, welches er neulich in einem seiner Beiträge mit einfließen lassen. Ich weiß die schönen Zeilen nicht mehr; aber die Spitze war, daß nichts als Schreien zum Advocaten gehöre. Dieses Epigramm soll zu seiner Zeit zwischen der Börse und dem Rathhause in

Hamburg einiges Aufsehen gemacht haben, und es hätte dem Verfasser leicht eben so bekommen können, wie ihm mehrere Epigramme bekommen sind, wenn er nicht die Klugheit gehabt hätte, noch zur rechten Zeit zu erklären, daß er selbst das Epigramm nicht gemacht habe. Dieses schrieb man mir aus Hamburg, und setzte hinzu: „Das fand sich auch wirklich. „Nicht der Reichspostreiter, sondern des Reichspostreiters Pferd, „hatte das Epigramm gemacht."

Doch das Pferd dieses Reiters kümmert mich eben so wenig, als der Reiter dieses Pferdes. Mag doch noch ferner eines mit dem andern immer durchstechen, und das Pferd, was es sich schämt gemacht zu haben, auf den Reiter, so wie der Reiter in gleichem Falle auf das Pferd schieben. Ihr gemeinschaftlicher Sattel ist ein Maulthier: damit gut! — Es sollte mir leid seyn, wenn der Reichspostreiter nicht eben so wohl Miller's Jests, als den Dedekind gelesen hätte. —

Und so wende ich mich wieder zu dem geistlichen Herrn, dem dieser Postreiter nur manchmal vorspannt. Ja, ja, so ist es, und nicht anders. Wenn mich der Herr Hauptpastor den Advocaten des Ungenannten nennt, so meint er bloß einen gedungenen Zungendrescher, dem es gleich viel ist, was für einer Sache er seinen Beistand leiht, wenn es nur eine Sache ist, bei der er recht viele Ränke und Kniffe, von ihm genannt Heuremata, anbringen, und Richter und Gegentheil so blenden und verwirren kann, daß dieser gern mit dem magersten Vergleiche vorlieb nimmt, ehe jener das Urtheil an den Knöpfen abzählt oder blindlings aus dem Hute greift.

So ein Kerl bin ich dem Herrn Hauptpastor! Dahin zielt 1) seine ewige Klage, über meine Art zu streiten. Dahin zielt 2) sein Vorwurf, daß ich meinen Ungenannten mit unverdienten Lobsprüchen an das Licht gezogen. Dahin zielt

3) seine Beschuldigung, daß ich alle, welche bisher noch gegen ihn geschrieben, und sich der christlichen Religion wider ihn angenommen haben, mit dem bittersten Spotte abgewiesen.

Was meine Art zu streiten anbelangt, nach welcher ich nicht sowohl den Verstand meiner Leser durch Gründe zu überzeugen, sondern mich ihrer Phantasie durch allerhand unerwartete Bilder und Anspielungen zu bemächtigen suchen soll: so habe ich mich schon zur Hälfte darüber erklärt. [1] Ich suche allerdings, durch die Phantasie, mit auf den Verstand meiner Leser zu wirken. Ich halte es nicht allein für nützlich, sondern auch für nothwendig, Gründe in Bilder zu kleiden, und alle die Nebenbegriffe, welche die einen oder die andern erwecken, durch Anspielungen zu bezeichnen. Wer hiervon nichts weiß und versteht, müßte schlechterdings kein Schriftsteller werden wollen; denn alle gute Schriftsteller sind es nur auf diesem Wege geworden. Lächerlich also ist es, wenn der Herr Hauptpastor etwas verschreien will, was er nicht kann, und weil er es nicht kann. Und noch lächerlicher ist es, wenn er gleichwohl selbst überall so viel Bestreben verräth, es gern können zu wollen. Denn unter allen nüchternen und schalen Papierbesudlern braucht keiner mehr Gleichnisse, die von nichts ausgehen, und auf nichts hinaus laufen, als Er. Selbst witzig seyn und spotten, möchte er manchmal gern; und der Reichspostreiter oder dessen Pferd, hat ihm auch wirklich das Zeugniß gegeben, „daß er die satyrische Schreibart gleichfalls in „seiner Gewalt habe." — Worauf sich aber wohl dieses gleichfalls beziehen mag? — Ob auf die anständige Schreibart, welche sonst in der Schrift des Herrn Hauptpastors herrschen soll? Ob auf die Gründe, mit welchen er streiten soll? — Darüber möchte ich mir denn nun wohl competentere Richter

[1] Anti-Goeze. II.

erbitten, als den Postreiter und sein Pferd. — Oder ob auf mich? Ob der Postreiter sagen wollen, daß der Herr Hauptpastor eben so gut als ich die satyrische Schreibart in seiner Gewalt habe? — Ja, darin kann der Postreiter und sein Pferd leicht recht haben. Denn ich habe die satyrische Schreibart, Gott sey Dank, gar nicht in meiner Gewalt; habe auch nie gewünscht, sie in meiner Gewalt zu haben. Das einzige, was freilich mehrere Pferde Satyre zu nennen pflegen, und was mir hierüber zu Schulden kömmt, ist dieses, daß ich einen Postreiter einen Postreiter, und ein Pferd ein Pferd nenne. Aber wahrlich, man hat Unrecht, wenn man Offenherzigkeit, und Wahrheit mit Wärme gesagt, als Satyre verschreit. Häckerling und Haber können nicht verschiedener von einander seyn, mein gutes Pferd! Ich will dich besser lehren, was Satyre ist. Wenn dein Reiter, — sonst genannt der Schwager, weil er schwägerlich die Partei eines jeden hält, dem er vorreitet, — sagt, daß eine anständige Schreibart, in den Schriften des Herrn Hauptpastors herrsche; wenn er sagt, daß der Herr Hauptpastor mit Gründen streite: glaube mir, das, das ist Satyre. Das ist eben so platte Satyre, als wenn er dich einen Pegasus nennen wollte, indem du eben unter ihm in die Knie sinkst. Glaube mir, Scheckchen, du kennst diesen abgefeimten Schwager noch nicht recht: ich kenne ihn besser. Er hat sonst auch mir vorgeritten; und du glaubst nicht, was für hämische Lobsprüche sein ironisches Hörnchen da vor mir her geblasen. Wie er es mir gemacht hat, so macht er es allen; und ich betaure den Hrn. Hauptpastor, wenn er, durch so ein boshaftes Lob eingeschläfert, sich nicht im Ernst auf die Gründe gefaßt hält, die der Schwager in ihm schon will gefunden haben. Er kann ja allenfalls den Schwager auch nur fragen, welches diese Gründe sind. — Denn komm

an, Scheckchen, — weil ich doch einmal angefangen habe, mit einem Pferde zu raisonniren. — Sage du selbst, edler Houyhnhnm — (man muß seinen Richter auch in einem Pferde ehren) — sage du selbst, mit was für Gründen kann der Mann streiten, der sich auf meine Gegengründe noch mit keinem Wort eingelassen hat? der, anstatt zu antworten, nur immer seine alte Beschuldigungen wörtlich wiederholt, und höchstens ein paar neue hinzusetzt, die er eben so wenig gut zu machen gedenkt? Seit der Zeit, da du sein erstes Kartel in die weite Welt getragen, das du großmüthig einem noch stumpf gerittenern Pferde abnahmst, hat er nicht aufgehört, mich mündlich und schriftlich zu schmähen, ob ich ihm gleich auf jenes sein Kartel, wie ein Mann geantwortet zu haben glaube. Warum widerlegt er meine Axiomata nicht, wenn er kann? Warum bringt er nur immer neue Lästerungen gegen mich auf die Bahn? Warum paßt er mir in allen hohlen Wegen so tückisch auf, und zwingt mich, ihm nicht als einem Soldaten, sondern als einem Buschklepper zu begegnen? Ist das guter Krieg, wenn er den Männern des Landes aus dem Wege geht, um die Weiber und Kinder desselben ungestört würgen zu können? Der Begriff ist der Mann; das sinnliche Bild des Begriffs ist das Weib; und die Worte sind die Kinder, welche beide hervorbringen. Ein schöner Held, der sich mit Bildern und Worten herumschlägt, und immer thut, als ob er den Begriff nicht sähe! oder immer sich einen Schatten von Mißbegriff schafft, an welchem er zum Ritter werde. Er versprach einst, den Liebhabern solcher Leckerbissen eine ganze große Schüssel Fricassee von diesen Weibern und Kindern meines Landes vorzusetzen. [1] Aber er hat sein Versprechen wieder zurückgenommen: denn es ist freilich ganz

[1] Etwas Vorl. Vorr. VII.

etwas anders, hier und da ein Weib oder ein Kind in meinem Lande meuchlings zu morden: und ganz etwas anders, dieser Weiber und Kinder zusammen mehrere, oder gar alle, in die Pfanne zu hauen. Er fand bald, daß er auch davon die Nase weglassen müsse; und ich muß bekennen, daß er mich damit um einen sehr lustigen Triumph gebracht hat. Denn die Gelegenheit wird mir sobald nicht wiederkommen, ohne Großsprecherei zeigen zu können, daß auch da, wo ich mit Worten am meisten spiele, ich dennoch nicht mit leeren Worten spiele; daß überall ein guter triftiger Sinn zum Grunde liegt, auch wenn nichts als lauter ägyptische Grillen und chinesische Fratzenhäuserchen daraus empor steigen. Das, wie gesagt, kann ich nicht mehr zeigen; und mit Analysirung der Proben, die der Herr Hauptpastor in der ersten blinden Hitze gegeben, will ich auch ein Pferd nicht aufhalten, das mehr zu thun hat. Lieber, wenn du meinst, edler Houyhnhnm, daß ich die Widerlegung meiner Axiomen von ihm noch zu erwarten habe, will ich dich bitten, ihm durch den Schwager ein Wort im Vertrauen zukommen zu lassen, dieweil er es noch nutzen kann. — Aber warum durch den Schwager? Als ob ich dir minder zutraute, als dem Schwager? Als ob der Herr Hauptpastor dich mit minderer Aufmerksamkeit hören würde, als den Schwager? — Sey du es also nur selbst, der dem Herrn Hauptpastor meine Wünsche und Erwartungen und Besorgnisse mittheilt. Sage du ihm nur selbst, wie sehr ich mich darauf freue, endlich auch einmal von ihm belehrt zu werden. Ich bin äußerst unruhig, bis ich seine Gründe in aller ihrer Stärke gegen die meinigen abwägen kann, denen ich gleichfalls alle ihre Schärfe zu ertheilen, nur auf Gelegenheit warte. Ich habe manches in den Axiomen hingeworfen, von welchem ich wohl weiß, daß es eine nähere Erörterung bedarf und verdient; aber ich bin

auch gefaßt darauf, und es sollte mir sehr leid thun, wenn er nirgends anbeißen, sich auf nichts, was eigentlich zur Sache gehört, einlassen wollte. Gleichwohl muß ich es leider besorgen! Denn denke nur, edler Houyhnhnm; denke nur, was er mir eben jetzt [1] schon im Voraus von seinem bald zu eröffnenden Feldzuge wissen läßt! Da steht auf einer Anhöhe eine armselige Vedette; die, die will er mit Heereskraft fürs erste verjagen. Ich habe ein Histörchen erzählt von einem hessischen Feldprediger, (könnte auch ein braunschweigischer gewesen seyn) der auf einer Insel, die in keiner Geographie steht, gute lutherische Christen fand, die von dem Catechismus sehr wenig, und von der Bibel ganz und gar nichts wußten. Nun ist ihm das Ding, weil der Reichspostreiter nichts davon mitgebracht hat, weil auch du ohne Zweifel nichts davon weißt, so unbegreiflich, als ob es gar nicht möglich wäre, und ich soll es ihm beweisen, wie man wirklich geschehene Dinge zu beweisen pflegt, mit glaubwürdigen Zeugen, mit rechtskräftigen Documenten und dergleichen. Kann ich das, so will er es glauben, es mag möglich seyn oder nicht. Kann ich das aber nicht, so will er der ganzen Welt erklären, daß ich ein Betrüger bin, und mir die gesammten hessischen Feldprediger, wegen dieser groben Verleumdung eines ihrer Collegen auf den Hals hetzen. Ja er treibt seine Rache wohl noch weiter, und giebt mich bei der englischen Regierung an, der die bermudischen Inseln schon seit 1609 ein wohlthätiger Sturm sammt und sonders geschenkt hat, daß ich ihr auch dieses Inselchen schaffen muß, ich mag es hernehmen, woher ich will. Wahrlich, edler Houyhnhnm, wenn er das thut, so bin ich ohne Rettung verloren! Denn sieh nur, welches du und der Schwager vielleicht auch nicht wissen: der hessische

[1] Lessings Schwächen S. 5.

Feldprediger ist seitdem bei Saratoga mit gefangen worden, und die bösen Amerikaner wechseln vor der Hand nicht aus. Gut, daß ihr beide das wenigstens wißt, und es mir bezeugen könnt! Wie kann ich nun dem Herrn Hauptpastor den Feldprediger sogleich zur Stelle schaffen? Er muß warten, bis der Handel mit den Amerikanern zu Ende ist, und die Hessen wieder zu Hause sind. Dann will ich mein möglichstes thun, ihn zu befriedigen; vorausgesetzt, daß der ausgewechselte Feldprediger auf der Heimreise nicht stirbt. Damit aber doch auch meine Widerlegung nicht so lange verschoben bleiben darf: was hindert, daß er indeß die historische Wahrheit meiner Erzählung bei Seite setzt, und sie als bloße zweckmäßige Erdichtung betrachtet? Folgt aus dem bloß möglichen Falle nicht eben das, was aus dem wirklichen Falle folgen würde? Ist die Frage, „ob Menschen, welche sehr lebhaft glauben, daß „es ein höchstes Wesen giebt; daß sie arme sündige Geschöpfe „sind; daß dieses höchste Wesen demungeachtet durch ein „anderes eben so hohes Wesen, sie nach diesem Leben ewig „glücklich zu machen, die Anstalt getroffen — ob Menschen, „welche das und weiter nichts glauben, Christen sind, oder „keine?“ — in beiden Fällen nicht die nämliche? Ueberlege es doch nur selbst, lieber — Gaul. Denn was brauchst du viel, dieses zu können, ein Houyhnhnm zu seyn, der du doch einmal nicht bist? Ueberlege es nur, und suche es dem Herrn Hauptpastor so gut du kannst begreiflich zu machen. Auf jene Frage soll er antworten, auf jene Frage, und um die Colonie sich unbekümmert lassen. — Hörst du? — Hiemit lebe wohl, Gaul, und grüß mir den Schwager!

Anti-Goeze.

Qui auctorem libri dogmatici absconditum mihi revelat, non tam utilitati meæ, quam curiositati servit: immo non raro damnum mihi affert, locum faciens præjudicio auctoritatis.

Heumannus de libr. an. et pseud.

Neunter. (11)

1778.

Die Klage, über meine Art zu streiten, konnte ich nur in dieser nämlichen Art beantworten; und ich lasse es mir gar wohl gefallen, daß der Herr Hauptpastor meine Antwort selbst, zu einem Beweise seiner Klage macht. Warum sollte ich ihm nicht, mit gutem Vorsatze, noch mehrere Beweise zu einer Klage liefern, die ich verachte?

2. Aber der Vorwurf, daß ich den Ungenannten mit unverdienten und unmäßigen Lobsprüchen beehrt, in der doppelt schelmischen Absicht, bei flachen Lesern ein günstiges Vorurtheil für ihn zu erschleichen, und die Gegner abzuschrecken, die sich etwa wider ihn rüsten möchten: dieser Vorwurf ist ernsthafter und verdient eine ernsthaftere Antwort. Nur Schade, daß ich diese ernsthaftere Antwort nicht so einleuchtend zu machen im Stande bin. Denn dieses zu können, müßte schon das ganze Werk des Ungenannten der Welt vor Augen liegen, indem sich alle meine Lobsprüche bloß und allein auf eine Beschaffenheit desselben beziehen, aus einer Beschaffenheit desselben entsprungen sind. Und aus welcher? Aus einer solchen, die sich gar wohl auch von einem Werke denken läßt, das in der Hauptsache sehr weit vom Ziele schießt. Ich habe es ein

freimüthiges, ernsthaftes, gründliches, bündiges, gelehrtes Werk genannt, lauter Eigenschaften, aus welchen die Wahrheit der darin abgehandelten Materie noch keines Weges folgt, und die ich gar wohl auf den Verfasser übertragen dürfen, ohne ihn deßwegen als einen Mann anzunehmen oder zu empfehlen, auf den man sich in allen Stücken verlassen könne. Es setzen daher auch diese Lobsprüche im geringsten nicht voraus, daß ich ihn näher, oder aus mehreren Werken kenne; noch weniger, daß ich ihn persönlich kenne, oder gekannt habe.

Denn so empfindlich es auch immer dem Herrn Hauptpastor mag gewesen seyn, daß ich geradezu gesagt „mein Ungenannter „sey des Gewichts, daß in allen Arten der Gelehrsamkeit, „sieben Goezen nicht ein Siebentheil von ihm aufzuwägen ver„mögend sind:" so getraue ich mir doch diese Aeußerung einzig und allein aus dem gut zu machen, was mir von seinem Werke in den Händen ist. Der Herr Hauptpastor muß nur nicht, was ich von allen Arten der Gelehrsamkeit sage, auf alle Minutissima dieser Arten ausdehnen. So möchte es z. E. mir allerdings wohl schwer zu erweisen seyn, daß mein Ungenannter von allen plattdeutschen Bibeln eine eben so ausgebreitete gründliche Kenntniß gehabt, als der Hr. Hauptpastor. Kaum dürften ihm die verschiedenen Ausgaben der lutherischen Bibelübersetzung selbst, so vollkommen bekannt gewesen seyn, als dem Herrn Hauptpastor, welcher so außerordentliche Entdeckungen darin gemacht, daß er auf ein Haar nun angeben kann, um wie weit mit jeder Ausgabe die Orthodoxie des seligen Mannes gewachsen. Aber alles dieses sind doch nur Stäubchen aus der Litterargeschichte, welchen mein Ungenannter nur siebenmal siebenmal so viel andere Stäubchen eben daher entgegen zu setzen haben dürfte, um mich nicht zum Lügner zu machen. Und so mit den übrigen Kenntnissen allen!

Selbst mit denen, die der Ungenannte actu gar nicht, sondern nur virtualiter besaß. Die Ursache ist klar. Er war ein selbstdenkender Kopf, und selbstdenkenden Köpfen ist es nun einmal gegeben, daß sie das ganze Gefilde der Gelehrsamkeit übersehen, und jeden Pfad desselben zu finden wissen, so bald es der Mühe verlohnt, ihn zu betreten. Ein Wievieltheilchen eines solchen Kopfes dem Herrn Hauptpastor zu Theil worden, bleibt seinem eigenen unparteiischen Ermessen anheimgestellt. Genug daß 7 mal 7 nur 49 macht, und auch ein Neunundvierzigtheilchen meines Ungenannten noch aller Hochachtung werth, und siebenmal mehr ist, als man an allen Orten und Enden der Christenheit zu einem Pastor oder Hauptpastor erfordert.

Doch halt! Ich habe ja meinen Ungenannten auch einen ehrlichen unbescholtenen Mann genannt, und dieses setzt doch wohl voraus, daß ich ihn näher und persönlich kenne? — Auch dieses nicht! Und ohne mich viel mit dem Quilibet præsumitur etc. zu decken, will ich nur gleich sagen, was für Grund in seinem Werk ich gefunden habe, ihm auch diese Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Nämlich: obschon mein Ungenannter freilich alle geoffenbarte Religion in den Winkel stellt, so ist er doch darum so wenig ein Mann ohne alle Religion, daß ich schlechterdings niemanden weiß, bei dem ich von der bloß vernünftigen Religion so wahre, so vollständige, so warme Begriffe gefunden hätte, als bei ihm. Diese Begriffe trägt das ganze erste Buch seines Werks vor; und wie viel lieber hätte ich dieses erste Buch an das Licht gebracht, als ein anderes Fragment, welches mir seine voreiligen Bestreiter abgedrungen haben! Nicht so wohl, weil die speculativen Wahrheiten der vernünftigen Religion darin in ein größer Licht durch neue und geschärftere Beweise gestellt

worden, sondern vielmehr, weil mit einer ungewöhnlichen Deutlichkeit darin gezeigt wird, welchen Einfluß diese Wahrheiten auf unsere Pflichten haben müssen, wenn die vernünftige Religion in einen vernünftigen Gottesdienst übergehen soll. Alles, was er von diesem, von diesem Einfluß insbesondere sagt, trägt das unverkennlichste Merkmal, daß es aus einem eben so erleuchteten Kopfe, als reinem Herzen geflossen; und ich kann mir unmöglich einbilden, daß in eben diesem Kopfe, bei eben diesen erhabenen Einsichten, in eben diesem Herzen, bei eben diesen edlen Neigungen, tolle vorsätzliche Irrthümer, kleine eigennützige Affecten hausen und herrschen können. In eodem pectore, sagt Quinctilian, nullum est honestorum turpiumque consortium: et cogitare optima simul ac deterrima non magis est unius animi, quam ejusdem hominis bonum esse ac malum. — Das also, das war es, warum ich meinen Ungenannten einen ehrlichen unbescholtenen Mann nennen zu können glaubte, ohne aus seinem bürgerlichen Leben Beweise dafür zu haben!

Freilich glaubte ich einmal, ihn in der Person des wertheimischen Bibelübersetzers näher zu kennen, und noch kürzlich hätte mich die ungesuchte Aeußerung eines hiesigen ehrlichen Mannes in solchem Glauben bestärken können. Dieser Mann hat ehedem, wie noch gar wohl bekannt, mit Schmiden vielen Umgang gepflogen, und ich habe sein schriftliches Zeugniß in Händen. Doch Hr. Mascho hat durch so viel Schlüsse a priori meinen Wahn, oder wofür er es sonst halten mag, so kräftig bestritten, daß ich ganz und gar keine Achtung für dergleichen Schlüsse in rebus facti haben müßte, wenn ich nicht wenigstens sollte zweifelhaft geworden seyn. Zwar hinken einige dieser Schlüsse ein wenig sehr; z. E. der, welcher von der Wolfischen Philosophie hergenommen ist, die sich Schmid so

ganz zu eigen gemacht hatte, und von welcher bei meinem Ungenannten keine Spur zu finden seyn soll. Denn mit Erlaubniß des Hrn. Mascho, das eben angeführte erste Buch ist ganz auf Wolfische Definitionen gegründet, und wenn in allen übrigen die strenge mathematische Methode weniger sichtbar ist, so hat ja wohl die Materie mit Schuld, die ihrer nicht fähig war. Auch muß ich dem Hrn. Mascho aufrichtig bekennen, daß ich nicht einsehe, wie mein Vorgeben, die Handschrift des Ungenannten habe wenigstens ein Alter von 30 Jahren, darum nicht stattfinden könne, weil Wetsteins und des Spruches 1. Johannis V. 7, darin gedacht werde. Es ist wahr, Wetsteins neues Testament kam erst 1751 heraus; aber die Prolegomena waren doch bereits 1730 erschienen, und die Streitigkeit über den Spruch Johannis ist ja wohl noch älter. Allein, was würde es helfen, wenn ich auch in diesen Kleinigkeiten Recht bekäme? Herr Mascho weiß so unzählig andere Particularia von meinem Ungenannten, welche alle auf den wertheim'schen Schmid nicht passen, daß schwerlich an diesen weiter gedacht werden kann, wenn uns Hr. Mascho nur noch vorher zu sagen beliebt, woher er diese Particularia hat.

Von mir hat er sie gewiß nicht. Sondern vermuthlich hat er sie von einem gewissen E., der in den Altonaer Beiträgen (St. 30) den Verfasser der Fragmente „einen leider! „nur zu bekannten Ungenannten nennt;" wenn dieser E. nicht vielmehr, was er so dreist in die Welt schreibt, von dem Herrn Mascho hat. Nach Belieben! Nur daß sich keiner auf mich berufe. Denn ich für meinen Theil, so bald ich merkte, daß ich mich in meiner Vermuthung mit Schmiden wohl möchte übereilt haben, machte mir das Gesetz, einer solchen Vermuthung nie wieder nachzuhängen. Ja ich faßte so fort den Entschluß, auch wenn ich den wahren Namen ganz

zuverlässig erführe, ihn dennoch nun und nimmermehr der Welt bekannt zu machen. Und bei diesem Entschlusse, so mir Gott hilft, bleibt es, gesetzt auch, daß ich ihn wirklich seitdem erfahren hätte.

Welche elende Neugierde, die Neugierde nach einem Namen! nach ein paar Buchstaben, die so oder so geordnet sind! Ich lasse es gelten, wenn wir zugleich mit dem Namen und durch den Namen erfahren, wie weit wir dem Zeugnisse eines Lichtscheus trauen können. Aber da, wo von Zeugnissen, von Dingen, die lediglich auf Zeugnissen beruhen, gar nicht die Rede ist, wo die Vernunft auf ihrem eigenen Wege nur Gründe prüfen soll: was soll da der Name des, der das bloße Organ dieser Gründe ist? Er nutzt nicht allein nichts, sondern schadet auch wohl öfters, indem er einem Vorurtheile Raum giebt, welches alle vernünftige Prüfungen so jämmerlich abkürzt. Denn entweder der Ungenannte wird als ein Mann erkannt, dem es auch sonst weder an Willen noch an Kraft die Wahrheit zu erkennen gefehlt hat, und sogleich läßt sich der Pöbel, dem das Denken so sauer wird, von ihm blindlings hinreißen. Oder es findet sich, daß der Ungenannte schon sonst wo übel bestanden, und sogleich will eben der Pöbel ganz und gar weiter mit ihm nichts zu schaffen haben, der festen schönen Meinung, daß dem, der an einem Sinne verwahrlost ist, nothwendig alle fünfe mangeln müssen. — So urtheilen selbst Literatoren, die es sonst für keine kleine Sache halten, auf anonyme und pseudonyme Schriftsteller Jagd zu machen: und ich sollte unphilosophischer urtheilen und handeln, als diese Männer, welche so zu reden ein Recht haben, unnütze und unphilosophische Entdeckungen zu machen? Prudentis est, sagt Heumann an dem nämlichen Orte, woher das Lemma dieses Stücks genommen ist, ita quosvis dogmaticos libros legere, quasi auctor plane

sil ignotus. Hier ist das quasi wirklich. Der Leser braucht nicht erst wieder zu vergessen, was er nicht weiß.

Und nun stelle man sich vor, was ich für Augen möge gemacht haben, als ich im Gefühl dieser meiner Gesinnungen folgende Stelle des Herrn Hauptpastors las.[1] „Zuletzt er„innere ich den Herrn L. noch, daß es nun für ihn Pflicht „sey, den Verfasser der Fragmente zu nennen, da er „mit der Entdeckung seines Namens gedroht und es versucht „hat, seinen Gegnern dadurch Furcht einzujagen, da es ihm „nicht unbekannt seyn kann, was für gelehrte, unbescholtene „Männer für Verfasser dieser Mißgeburten ausgegeben wor„den. Die Schuld, daß ihre Asche so unverantwortlich besudelt „wird, fällt auf ihn zurück, wofern er mit der Wahrheit „länger zurück hält, und er kann solche zu offenbaren, um so „viel weniger Bedenken tragen, da er seinen Autor und dessen „Arbeit schon vorläufig mit solchen Lobsprüchen beehrt hat."

Wie? Ich soll gedroht haben, den Verfasser der Fragmente zu nennen? Wo das? Und darauf soll sich meine Pflicht gründen, mit seinem Namen nicht länger hinter dem Berge zu halten? darauf? Wie die Pflicht, so der Bewegungsgrund zu Erfüllung derselben! Ich habe gewarnt, dem Ungenannten nicht gar zu bubenmäßig und schülerhaft zu begegnen, damit man sich nicht allzu sehr schämen müsse, wenn man endlich einmal erführe, wer er gewesen. Heißt das drohen? Heißt das drohen, daß man es durch mich erfahren soll? Daß ich endlich den Namen aussprechen will? — Wenn der Herr Hauptpastor hier nicht mit gutem Wissen und Vorsatz eine Lüge hingeschrieben hat, so ist es doch ein Beweis, wie er mich liest. Er liest nie das, was ich geschrieben habe, sondern immer nur das, was er gern möchte, daß ich geschrieben hätte.

[1] Frei. Beitr. 5. B. 75.

Anti-Goeze.

Aergerniß hin, Aergerniß her! Noth bricht Eisen und hat kein Aergerniß. Ich soll der schwachen Gewissen schonen, so fern es ohne Gefahr meiner Seelen geschehen mag. Wo nicht, so soll ich meiner Seelen rathen, es ärgere sich daran die ganze oder halbe Welt.

Luther.

ZEHNTER. (12)

1778.

Hiernächst ist es mir allerdings völlig unbekannt, was für gelehrte und unbescholtene Männer ohne Zweifel auf Vorspiegelung der Herren Mascho und E. in Hamburg für Verfasser der Fragmente ausgegeben werden. Aber es freut mich, daß man dort doch mehrere kennt, die so etwas könnten geschrieben haben. Es macht keinem Schande, wer er auch sey, und was der Herr Hauptpastor von unverantwortlicher Besudelung ihrer Asche sagt, will weder nach der eigentlichen, noch nach der verblümten Bedeutung mir in den Kopf. Asche nimmt es gar nicht übel, mit Koth vermengt zu werden, und der Geist, der diese Asche belebte, steht vor den Augen deß, dem es keine Mühe macht, das Eigene von dem Angelogenen zu unterscheiden. Die tappende Neugier der Sterblichen ist für beide ein Spiel, das des Zusehens nicht werth ist, und welcher Vernünftige diese Neugierde am ersten zu befriedigen sucht, erzürnt die spielenden Kinder am meisten.

Wenn der Herr Hauptpastor unter diese neugierigen spielenden Kinder nicht selbst gerechnet werden will, so sage er doch nur, in welcher ernsthaften Absicht sonst er gern den Namen

meines Ungenannten wissen möchte. Kann er seine Asche noch einmal zu Asche brennen lassen? Sollen seine Gebeine in der Erde, welche sie willig aufnahm, nicht länger ruhen? Sollen sie in Staub zermalmt, auf das Wasser geworfen, in den Wind zerstreut werden? Die Erde in beiden Fällen, lieber Herr Hauptpastor, nimmt sie ja doch wieder auf. Oder wollen Sie nur das Vergnügen haben, daß Sie in ganz Deutschland herum schreiben können, ob und wo irgend noch ein Anverwandter oder Nachkomme zu finden, den Sie es können empfinden lassen, daß er in seiner Linie oder in seinen Nebenlinien aufsteigend oder absteigend einen solchen Bösewicht gehabt habe? — Wem ist es zu verargen, wenn er so heillos von Ihnen urtheilt? Denn ganz ohne Grund kann der Mensch ja doch nicht handeln. —

Ich wollte noch eben in Ansehung des bekannt zu machenden Namens eines so höllischen Abenteurers, wofür Goeze und die Wenigen seines Gelichters den Ungenannten halten, einen ganz andern Vorschlag thun, indem mir der 45. Beitrag zum Reichspostreiter gebracht wird.

O bravo! Der nämliche E., welcher in dem 40. Beitrage uns versicherte, daß der Ungenannte „leider! nur gar zu bekannt sey," findet nun für gut, wie er sich ausdrückt, „der „sehr weit ausgebreiteten Lüge, als ob ein gewisser ehemaliger berühmter Lehrer am hamburgischen Gymnasio Verfasser der Fragmente sey," öffentlich zu widersprechen. Er fügt hinzu: „daß er dieses um so viel zuversichtlicher „thun könne, da der Herr Licentiat Wittenberg Briefe von „dem Sohne dieses berühmten Mannes in Händen habe, „worin derselbe jenes Vorgeben für eine Lüge und Verleumdung erklärt, und deren Einsicht der Herr Besitzer einem „jeden, dem daran gelegen ist, gern erlauben werde."

Kann seyn, kann nicht seyn! — Aber vor allen Dingen eine Frage an den Reichspostreiter oder an diesen mehrbelobten E. im Reichspostreiter: wird an beiden Orten des Reichspostreiters der nämliche Mann verstanden oder nicht? — Wenn nicht der nämliche: ist es nicht wahre Verirerei des Publicums, sich hier des nicht rechten so feierlich anzunehmen, und von dem rechten, von dem es dort leider! nur gar zu bekannt war, daß er und kein anderer der wahre Verfasser der Fragmente sey, so gänzlich zu schweigen? — Wenn aber der nämliche: was sollen wir von einem Manne denken, dem es gleich leicht wird, eine Lüge zu besiegeln, und sich der nämlichen Lüge wegen fast zu gleicher Zeit vor der ganzen Welt auf das Maul zu schlagen? Der Reichspostreiter kann sich allenfalls mit seinem Relata refero schützen: aber auch Er? Der Reichspostreiter muß jeden Tag sein Blatt voll haben; was kümmert es den, womit es voll wird? Ihn hingegen zwang nichts, über Hals über Kopf drucken zu lassen, daß ein elendes Gerede eine ganz bekannte Sache sey; er war an Ort und Stelle, diesem Gerede sogleich auf den Grund zu kommen; er durfte nur eben den Weg einschlagen, auf welchem die Unzuverlässigkeit desselben sich nun soll erwiesen haben. Warum ist er der erste und einzige, der die Lüge in die Welt schrieb? Warum ist er der erste und einzige, der dieser Lüge, die vielleicht niemand geglaubt hat, jetzt widerspricht? Sollte ihn bloß der Kitzel getrieben haben, jetzt mit guter Manier einen noch bedeutenderen Fingerzeig thun zu können? —

An den Briefen, auf welche er sich beruft, zweifle ich im geringsten nicht. Auch zweifle ich nicht an der Bereitwilligkeit des Herrn Licentiat Wittenberg, diese Briefe einem jeden, der es verlangt, zu zeigen. Ich bin sogar versichert, daß er sie mehreren zeigen wird, als sie zu sehen verlangen werden. Auf

diese Weise wird allerdings jede Verleumdung auf die allerunschuldigste Weise verbreitet, und das erste Böse, was ich von dem Herrn Licentiat von nun an höre, will ich auf die nämliche Weise zu widerlegen bedacht seyn.

Doch was kann auch wohl der Herr Licentiat dafür, wenn eine eben so dumme als boshafte Klatsche [1] (Klätscher

[1] Ich kann mir kaum die Mühe nehmen, die Dummheit und Bosheit dieser Klatsche zugleich aus dem zu erweisen, was sie von mir sagt. Auch möchte ich sie nicht gern abschrecken, sich noch fernerhin an mir lächerlich zu machen, in der süßen Meinung, daß sie mich lächerlich gemacht habe. Doch ein paar Worte, unter den Text geworfen, können doch auch nicht schaden. — Gleich Anfangs also geifert Mutter Else, oder wie sie sonst heißen mag: „da die schlechte Beschaffenheit meiner Sache mir nicht erlaube, „bei der Sache selbst zu bleiben, so ergreife ich Nebendinge, und lasse die „Hauptsache unbeantwortet.“ — Mütterchen, und wenn ihr noch zwanzigmal das Wort Sache in einem Athem heraussprudelt, so wißt ihr doch von der Sache gerade so viel wie nichts. Aber seyd doch so gut und nennt mir ein einziges von jenen Nebendingen, und ihr sollt alle eure Zähne, oder, wenn ihr lieber wollt, einen Mann wieder haben! Denn begreift doch nur, Else, daß ich ja nicht der angreifende Theil, sondern der angegriffene bin, und also überall mit hin muß, wohin mich euer Seelensorger, der Herr Hauptpastor Goeze, schleppt. Freilich schleppt er mich an manchen Ort, wo wir beide nichts zu suchen haben; aber ist das meine Schuld? Muß ich ihm nicht allerwärts, wo er mich vor den Augen Israels dem Herrn opfern will, in das heilige Messer fallen? Ich schneide mich freilich oft genug in diesem heiligen Messer, aber ich wehre mir es endlich doch von der Kehle. — Zweitens, gutes Mütterchen, hat euch dieser liebe Herr Seelensorger weiß gemacht, daß er sich an den bösen Nikolai bloß als an den Verleger der allgemeinen Bibliothek zu halten pflege. Seht, das hat er euch wohl weiß machen können; aber wem er es sonst weiß machen wird, der ist der zweite. Denkt nur, wenn ich wegen der freiwilligen Beiträge mich an euch halten wollte, weil vielleicht unter den Lumpen, woraus das Papier dazu gemacht worden, sich einige von euern alten Hemden befunden: was würdet ihr sagen? Und doch ist wahrlich eines dem andern nicht sehr aus dem Wege. Denn eben so wenig ihr wißt, was man mit euren alten Hemden macht, eben so wenig weiß der Verleger, als bloßer Verleger, was der Gelehrte, den er bezahlt, auf sein weißes Papier drucken läßt; und er ist das eben so wenig

wäre hier viel zu gut) die Unverschämtheit hat, sich auf ihn zu berufen, und ihn in läppische, unnütze Händel zu verbunden zu wissen, als ihr jenes. Habt ihr denn auch nie gehört, Else, daß euer Herr Seelensorger noch bei viel mehreren Verlegern eben so übel zu Gaste gewesen ist, als bei Nikolai? Warum hat er sich denn nie auch an jene Verleger gehalten? Warum denn nur an den Verleger Nikolai? Nein, Else, glaubt mir, er hat es nicht mit Nikolai dem Verleger zu thun, sondern mit Nikolai dem Mitarbeiter an der A. B., welcher sich bis jetzt, so viel ich weiß, noch allein genannt hat. Und so, so will ich mich auch an den Herrn Hauptpastor Goeze wegen der freiwilligen Beiträge halten, er mag schreien wie er will. Mit gefangen, mit gehangen. Er nennt sich in dieser Bande, und das ist mir genug. Das ist mir so lange genug, bis er wenigstens öffentlich sein Mißfallen zu erkennen giebt, daß seine Herren Collegen ein Buch rühmen, und in Beziehung wider mich rühmen, das von Sylbe zu Sylbe die nämlichen Sätze enthält, um deren willen er mich so gern zum Teufel beten möchte. — Und nun drittens, Else, was wißt denn ihr von der Orthographie? Ich habe nie eine Vettel orthographisch schreiben sehen. Das klatscht ihr wieder nur so nach, und merkt nicht, daß auch ihr dadurch Anlaß gebt, daß ich mich auf Nebendinge einlassen muß. Sagt selbst, was hat es mit der Auferstehungsgeschichte, oder mit sonst einem Puncte in den Fragmenten und meiner Widerlegung derselben, zu schaffen, daß ich schreibe vorkömmt und bekömmt, da es doch eigentlich heißen müsse, vorkommt und bekommt? Es kränkt euch, daß ein so großer Sprachkundiger, wie ich — (niemals seyn wollen) — in solchen Kleinigkeiten fehlt? Ei, gutes Mutterchen! weil ihr ein gar so zartes Herz habt, muß ich euch ja wohl zurecht weisen. Nehmt also eure Brille zur Hand, und schlagt den Adelung nach. Was leset ihr hier? „Ich komme, du kommst, er kommt; „im gemeinen Leben und der vertraulichen Sprechart, du kömmst, er „kömmt." Also sagt man doch beides? Und warum soll ich denn nicht auch beides schreiben können? Wenn man in der vertraulichen Sprechart spricht: du kömmst, er kömmt: warum soll ich es denn in der vertraulichen Schreibart nicht auch schreiben können? Weil ihr und eure Gevattern nur das andere sprecht und schreibt? Ich ersuche euch höflich, Else, allen euern Gevattern bei der ersten Zusammenkunft von mir zu sagen, daß ich unter den Schriftstellern Deutschlands längst mündig geworden zu seyn glaube, und sie mich mit solchen Schulpossen ferner ungehudelt lassen sollen. Wie ich schreibe, will ich nun einmal schreiben! will ich nun einmal! Verlange ich denn, daß ein anderer auch so schreiben soll?

verwickeln? Denn daß der Herr Licentiat selbst nicht vollkommen mit mir einsehen sollte, wie läppisch und unnütz diese ganze Namenjagd sey, wird mich hoffentlich niemand bereden wollen, der ihn kennt. Und gesetzt auch, daß er darin nicht mit mir einig wäre, daß der entdeckte Name sogar zur Prüfung der Sache schädlich werden könne, so wird er doch nicht in Abrede seyn, daß er wenigstens der Ruhe und dem Leumunde aller derer nachtheilig zu seyn nicht fehlen werde, welche sich in dem entdeckten Verfasser einen Anverwandten oder Freund zu erkennen, nicht entbrechen wollten. — Die Neugier eines ehrlichen Mannes steht da gern stille, wo Wahrheitsliebe sie nicht weiter treibt, und Liebe des Nächsten sie still zu stehen bittet.

Freilich desto besser, wenn die Briefe, welche Herr Licentiat Wittenberg in Händen hat, einen Mann aus dem Spiele setzen, welchen mancher schwache Geselle sich als seinen Gewährsmann wohl wünschen möchte. In der That wüßte ich auch selbst keinen neueren Gelehrten in ganz Deutschland, für welchen ein Vorurtheil in dergleichen Dingen zu haben, verzeihlicher wäre, als eben ihn. Aber eben daher möchte ich auch auf diesen Mann keinen Fingerzeig geben, und wenn er mir selbst in eigener verklärter Person die Papiere aus jenem Leben gebracht hätte, mit dem ausdrücklichen Verlangen, sie unter seinem Namen herauszugeben, und wenn er mir seitdem auch immer über die zweite Nacht wieder erschiene, und das nämliche Gesuch, ich weiß nicht unter welchen Drohungen oder Versprechungen wiederholte. Ich würde zu ihm sagen: „Lieber Geist, herausgeben will ich deine Handschrift recht „gern, ob ich gleich wohl merke, daß die Sache nicht ohne „Gefahr ist, und man mir vorwerfen wird, daß ich die „schwachen Gewissen nur damit ärgern wollen. Denn was

„dieses Aergerniß betrifft, darüber denke ich wie Luther. Ge„nug, ich kann ohne Gefahr meiner Seele deine Schrift „nicht unter den Scheffel stellen. Sie hat Zweifel in mir „erregt, die ich mir muß heben lassen. Und wer kann sie mir „anders heben als das Publicum? Mich an den und jenen „berühmten Gottesgelehrten durch Privatbriefe deßhalb zu „wenden, das kostet Geld und Zeit, und ich habe deren keines „viel zu versplittern. Also, wie gesagt, herausgeben will ich „deine Schrift gern, aber warum soll ich sie nicht anders her„ausgeben, als mit deinem Namen? Bist du in jenem Leben „eitler geworden, als du in diesem warest? Oder gehört dein „Name auch mit zu den Beweisen? Wenn du auf diesem „kindischen, ärgerlichen Ehrgeize bestehst, so weiß ich wohl, „woher du kömmst. Die Glorie, die du da um deinen Kopf „hast, ist Betrug, denn du bist klein genug, noch eine andere „neben ihr zu verlangen." —

Diese Phantasie erinnert mich wieder an den Vorschlag, den ich oben zu thun im Begriffe war. — Hat mein Ungenannter nicht aus Ueberzeugung geschrieben, nicht aus innerem Drang, was er für wahr hielt, auch seinem Nächsten mitzutheilen: so kann er keinen andern Bewegungsgrund gehabt haben, als unselige Ruhmsucht, gloriæ cupiditatem sacrilegam; und ich finde in der ganzen Geschichte ihn mit niemanden zu vergleichen, als mit dem Unsinnigen, der den Tempel der Diana zu Ephesus verbrennen wollte, ut opere pulcherrimo consumpto, nomen ejus per totum terrarum orbem disjiceretur. Als nun der Fantast diesen seinen Schwindel auf der Folter bekannte, was thaten die Epheser? Sie beschlossen, um ihn von der empfindlichsten Seite zu strafen, daß niemand seinen Namen nennen solle, und wir würden es noch nicht wissen, wie der stolze Narr geheißen, hätte sich Theopomp in

seinen Geschichtbüchern dieser klugen Verfügung unterwerfen wollen. Ich folge den weisen Ephesern, nenne, Trotz dem Theopomp, nach dem Beispiel des Valerius den ungeheuren Geck auch noch nicht, und trage an: wie, wenn wir ein gleiches unter uns ausmachten, und den Frevler nie nennten (gesetzt, daß wir seinen Namen wüßten oder erführen), der aus Ehrsucht den Felsen sprengen wollen, auf welchen Christus seine Kirche gegründet? — Ich stelle mir vor, ich sammle die Stimmen, fange an von den Patribus conscriptis des Lutherthums einem Ernesti, einem Semmler, einem Teller, einem Jerusalem, einem Spalding ꝛc., und komme herab bis auf den kleinsten Dorfpriester, der in den freiwilligen Nachrichten seiner Nothdurft pflegt, und alle, alle stimmen für Ja.

Nur einer, einer nur, der Hauptpastor Goeze, stimmt für Nein. Nein! donnert er, und nochmals Nein! Nicht genug, daß der Ungenannte dort ewig zu Schanden geworden, er muß auch noch hier zeitlich zu Schanden werden. Amen! fügt er hinzu; Amen!

Anti=Goeze.

Pro boni viri officio, si quando eum ad defensionem nocentium ratio duxerit, satisfaciam.

Quinctilianus.

Eilfter. (13)

1778.

Ich komme endlich auf das Dritte, wodurch ich mich als den Advocaten des Ungenannten erzeigen soll. Es soll in meinem Betragen gegen diejenigen bestehen, die sich der christlichen Religion wider ihn annehmen.

Diese Rüge enthält zweierlei, auf deren jedes ich verschieden antworten muß. Entweder man findet es nur sonderbar und unrecht, daß ich überhaupt noch den Ungenannten bei seinen Gegnern vertrete; oder man findet es zugleich so viel sonderbarer und unrechter, daß ich es in dem Tone thue, den man mir so hoch aufmutzt.

Auf ersteres glaube ich schon zum Theil damit geantwortet zu haben, daß ich mich erklärt, nicht als Advocat für ihn zu sprechen, der ihn seine Sache will gewinnen machen. Ich spreche bloß als ehrlicher Mann, der ihn nur so tumultuarisch nicht will verdammt wissen. Höchstens spreche ich so, als ein zugegebener Advocat für einen Verbrecher spricht, und rede nur statt seiner, und rede nur, wie man es im gemeinen Leben auszudrücken pflegt, in seine Seele. Hierzu aber bin ich um so mehr verpflichtet, da ich das Mehrere von seinen Papieren in Händen habe. Es wäre Verrath an der Unschuld, er mag nun viel oder wenig Anspruch auf Unschuld machen können, wenn ich in diesen mehreren Papieren das Geringste, das ihm auf irgend eine Weise zu Statten käme, fände, und nicht anzeigte. Der Verrath wäre von mir um so viel größer, da ich ungebeten sein Herausgeber geworden bin, und als literarische Proben Stücke aus ihm mitgetheilt habe, die aus aller Verbindung gerissen sind, durch welche allein sie ihr wahres Leben erhalten. Warum hat man diese Proben durchaus nicht wollen seyn lassen, was sie seyn sollen? Warum hat man sie einer größeren Aufmerksamkeit gewürdigt, als Fragmente von aller Art verdienen, auf die kein Mensch sich einzulassen verbunden ist? Warum hat man sogar Verbindungspartikeln, durch welche sich der Ungenannte auf etwas anderweits Erwiesenes bezieht, für bloßes Blendwerk ausgegeben, und dadurch so wohl meine als seine Redlichkeit in

den lieblosesten Verdacht gezogen? — Doch davon an einem andern Orte.

Hier lasse man mich nur noch hinzufügen, was ich mich nicht schämen darf zu wiederholen, da es einmal gestanden ist. Ich habe den Ungenannten auch darum in die Welt gestoßen, weil ich mit ihm allein nicht länger unter einem Dache wohnen wollte. Er lag mir unaufhörlich in den Ohren, und ich bekenne nochmals, daß ich seinen Zuraunungen nicht immer so viel entgegen zu setzen wußte, als ich gewünscht hätte. Uns, dachte ich, muß ein Dritter entweder näher zusammen, oder weiter aus einander bringen, und dieser Dritte kann niemand seyn als das Publicum.

Verliere ich nun aber nicht alle den Nutzen, den ich mir aus diesem Schritte versprach, wenn ich nicht auf jedes Wort, auf jede Miene aufmerksam bin, mit welcher man ihn im Publicum empfängt? Ich muß jeden fragen, der über ihn stutzt, oder über ihn lacht, oder über ihn erschrickt, oder über ihn poltert: wie verstehen Sie das? wie beweisen Sie das? Auch werde ich mich mit der ersten der besten Antwort des ersten des besten Gegners schwerlich begnügen können. Denn wenn sie auch wirklich die beste wäre, so ist das Beste doch nicht immer gut, und ich kenne für tausend Zweifel die besten Antworten sehr wohl, ohne eine einzige gute darunter zu finden.

Daß man mir aber nur nicht eine so schwer zu befriedigende Nachforschung als einen Beweis dessen vorwerfe, was ich so eifrig abzulehnen suche! Ich erzeige mich auch dadurch so wenig als den Advocaten des Ungenannten, daß ich mich vielmehr (weil es doch einmal Advocat heißen soll) als den Advocaten der Religion damit erweise, die der Ungenannte angreift. Denn was hat er zu thun, der rechtschaffene Advocat, ehe er eine Sache übernimmt? Nachdem er seinen Clienten

lange genug angehört, sich ein Langes und Breites von ihm vorsagen lassen, in die Länge und in die Quere ihn ausgefragt,[1] in aliam rursus ei personam transeundum est, *agendusque adversarius*, proponendum, quidquid omnino exogitari contra potest, quicquid recipit in ejusmodi disceptatione natura. Gerade so auch ich! Aber wer den Vertheidigern der Religion sodann am schärfsten widersprechen wird, wird es darum mit der Religion nicht am schlimmsten meinen. Denn ich werde nur darum die Vertheidiger der Religion interrogare quam *infestissime*, ac premere, weil auch hier, dum omnia quaerimus, aliquando ad verum, ubi minime expectavimus, pervenimus; weil auch hier optimus est in dicendopatronus incredulus.

Nun habe ich freilich dieser Pflicht gegen mich selbst zur Zeit noch wenig Genüge leisten können. Aber ich hoffe, in Zukunft es besser zu thun, und es mit aller der Kälte, mit alle dem Glimpfe gegen die Personen zu thun, die mit jener Strenge und Wärme für die Sache bestehen können, welche allein Quinctilian bei seinem infestissime kann gedacht haben.

„Ei nun ja!" höre ich den Herrn Hauptpastor rufen — und bin bei dem zweiten Gliede dieser Rüge. „Ei nun ja! „Da verlasse sich einer darauf, und binde mit ihm an! Wir „haben die Erfahrung davon, ich und sein Nachbar. Wie „höhnend, wie verachtend, wie wegwerfend hat er wider uns „geschrieben!"

Fühlen Sie das, Herr Hauptpastor? Desto besser. So habe ich meinen Zweck mit Ihnen erreicht, aber noch lange nicht gethan, was Sie verdienen. Denn einmal gehören Sie zu den Gegnern meines Ungenannten noch gar nicht. Sie haben bis diese Stunde ihn noch in nichts widerlegt, Sie

[1] Quinctilianus L. XII.

haben bloß auf ihn geschimpft. Sie sind bis diese Stunde nur noch als mein Gegner anzusehen; nur noch als der Gegner eines Gegners des Ungenannten. Und nächst dem haben Sie wider diesen Gegner des Ungenannten sich Dinge erlaubt, die Sie zum Theil kaum gegen den Ungenannten sich hätten erlauben müssen. Sie haben mich feindseliger Angriffe auf die christliche Religion beschuldigt, Sie haben mich förmlicher Gotteslästerungen beschuldigt. Sagen Sie selbst: wissen Sie infamirendere Beschuldigungen als diese? Wissen Sie Beschuldigungen, die unmittelbarer Haß und Verfolgung nach sich ziehen? Mit diesem Dolche kommen Sie auf mich angerannt, und ich soll mich nicht anders, als den Hut in der Hand, gegen Sie vertheidigen können? soll ganz ruhig und bedächtig stehen bleiben, damit ja nicht Ihr schwarzer Rock bestaubt werde? soll jeden Athemzug so mäßigen, daß ja Ihre Perrücke den Puder nicht verliere? Sie schreien über den Hund „er ist toll!" wohl wissend, was die Jungen auf der Gasse daraus folgern: und der arme Hund soll gegen Sie auch nicht einmal blaffen? blaffend Sie nicht Lügen strafen? Ihnen nicht die Zähne weisen? Das wäre doch sonderbar. Hieronymus sagt, daß die Beschuldigung der Ketzerei (wie viel mehr der Irreligion?) der Art sey, in qua tolerantem esse, impietas sit, non virtus. Und doch, doch hätte ich mich lieber dieser Gottlosigkeit schuldig machen, als eine Tugend nicht aus den Augen setzen sollen, die keine ist? Anständigkeit, guter Ton, Lebensart: elende Tugenden unseres weibischen Zeitalters! Firniß seyd ihr, und nichts weiter. Aber eben so oft Firniß des Lasters, als Firniß der Tugend. Was frage ich darnach, ob meine Darstellungen diesen Firniß haben, oder nicht? Er kann ihre Wirkung nicht vermehren, und ich will nicht, daß man für meine Gemälde das wahre Licht erst

lange suchen soll. — Sagen Sie an, Herr Hauptpastor, was habe ich gegen Sie geschrieben, warum Sie nicht nach wie vor Hauptpastor in Hamburg seyn und bleiben könnten? Ich hingegen könnte das nicht seyn, könnte das nicht bleiben, was ich bin, wenn Ihre Lüge Wahrheit wäre. Sie wollen mir die Nase abschneiden, und ich soll Ihrer nicht mit ein wenig assa foetida räuchern? —

Dieses ist nun freilich der Fall meines Nachbars nicht ganz. Aber ihn habe ich auch nirgends so behandelt, als den Herrn Hauptpastor. Bloß sein wiederholter Vorwurf, daß der Ungenannte die Wahrheit, die er gar wohl einsehe, nur nicht einsehen wolle, bloß dieser Vorwurf, welcher einen Menschen so ganz in einen Teufel verwandelt, bloß dieser Vorwurf, von dessen Gifte, wie ich bewiesen habe, ein großer Theil auf mich zurück sprißt, hat mich im Fortgange des Wortwechsels bitterer gegen ihn gemacht, als ich zu seyn mir vorgenommen hatte. Und wie bitter bin ich denn gegen ihn gewesen? Das bitterste ist doch wohl, daß ich von ihm gesagt habe, „er schreibe im Schlafe?" Mehr nicht? Und daraus will der Herr Hauptpastor schließen, daß das Testament Johannis, in welchem die allgemeine brüderliche Liebe so sehr empfohlen wird, von mir unmöglich seyn könne? Nun wohl, so hat Hieronymus, aus welchem ich das Testament Johannis genommen, eben so wenig von dieser Liebe gehabt als ich, und ich bin lange zufrieden, daß ich deren doch eben so viel habe, als Hieronymus, wenn schon nicht ganz so viel, als der Herr Hauptpastor Goeze, der seine Herren Collegen aus brüderlicher Liebe eher ewig schlafen macht, als ihnen das Schlafen vorwirft. Denn gerade sagt Hieronymus einem seiner Gegner nicht mehr und nicht weniger, als ich meinem Nachbar gesagt habe. Dem Vigilantius nämlich schreibt er mit dürren

Worten: Ego reor, et nomen tibi κατ' ἀντίφρασιν impositum. Nam tota mente dormitas et profundissimo non tam somno stertis, quam lethargo. Auch wiederholt der heilige Mann das böse Wortspiel überall, wo er von dem Vigilantius spricht; und wenn ich recht gezählt habe, mag er ihn wohl eben so oft ausdrücklich Dormitantius nennen, als ich meinen Nachbar in seinem Schlafe zu stören mir die Freiheit genommen habe. Ich fürchte auch im geringsten nicht, daß der Nachbar selbst diesen kleinen Spaß so hoch aufgenommen haben sollte, daß er sich mit mir nicht weiter abzugeben beschlossen hätte. Darunter würde ich allerdings zu viel verlieren, und lieber will ich gleich hier, mit folgenden Worten des Augustinus ihn um Verzeihung bitten: Obsecro te per mansuetudinem Christi, ut si te læsi, dimittas mihi, nec, me vicissim lædendo, malum pro malo reddas. Lædes enim, si mihi tacueris errorem meum, quem forte inveneris in scriptis meis. —

Nun eben wollte ich noch die Frage thun: welchem Gegner meines Ungenannten sonst ich auf eine unanständige abschreckende Art begegnet bin? als mit eins ein Ritter das Visir weder auf noch nieder geschoben, in den Kampfplatz gesprengt kömmt, und gleich von weitem in dem wahren Ton eines homerischen Helden mir zuruft:[1] „Ich sollte —? Woher wissen Sie —? Warum thaten Sie —? Nicht wahr —?" Und hierauf ein Geschrei über Verleumdung, und ein Hochzeitbitterbeweis, daß ein Subrector in einer Reichsstadt eben so viel sey, als ein Bibliothekar, der Hofrath heiße! — Ei, meinetwegen noch zehnmal mehr! Aber gilt das mir? Ich kenne Sie nicht, edler Ritter. Mit Erlaubniß, wer sind Sie? Sie sind doch wohl nicht gar Herr M. Friedrich Daniel Behn, des lübeckischen Gymnasii Subrector? Wahrlich? O wie

[1] Anti-Lessing.

bedaure ich, daß ich den Herrn Subrector durch meinen vierten Anti-Goeze wider all mein Wollen so in den Harnisch geschrieben habe! Aber bedenken Sie doch nur! Ich habe Sie nirgends genannt, ich habe Ihre Schrift nirgends angezogen, ich habe Ihre Worte nirgends gebraucht. Sie sagen selbst, daß die Meinung, die ich lächerlich mache, Ihre Meinung nicht sey. Und leicht möglich, daß sie es wirklich nicht ist, obgleich der Herr Hauptpastor Goeze sie um ein großes so vorstellt, indem er uns sagt, wie sehr Sie in Ihrem zweiten Abschnitte den Unfug beklagen, daß man die christliche Religion in deutscher Sprache bestreite. Wie, wenn ich es also nur mit diesem Manne zu thun hätte, der alles für Unfug erklärt, was nicht in seinen Kram taugt? Wie? wenn ich es nur mit denen zu thun hätte, die mir diese nämliche Meinung hundertmal mündlich geäußert haben? Woher erhellet denn, daß ich der Welt zu verstehen geben wollen, als ob auch Sie dieser nämlichen Meinung wären? Daher, weil ich sie einem Subconrector in den Mund gelegt habe? Aber Sie sind ja nicht Subconrector, sondern Subrector. Warum muß ich denn diesen lieber in jenen herabgewürdigt, als unter jenem diesen gar nicht gemeint haben? Darf ich denn einen Pedanten nicht Subconrector nennen, weil Herr Behn Subrector ist? Oder wollen Sie den Unterschied zwischen objectiver und subjectiver Religion schlechterdings zuerst erfunden, zuerst gebraucht haben, so daß ich Sie nothwendig dadurch kenntlich gemacht hätte, daß ich ihn nachgebraucht? — Ich merke, mein lieber Herr Subrector, Sie sind ein wenig sehr stolz, aber doch noch hitziger als stolz, und mich jammert Ihrer Klasse. So oft ein Knabe lacht, muß er über den Herrn Subrector gelacht haben, — et vapulat.

Von dem Zwecke Jesu und seiner Jünger.

Noch ein Fragment des Wolfenbüttel'schen Ungenannten.

Herausgegeben von Gotthold Ephraim Lessing.

1778.

Vorrede des Herausgebers.

Gegenwärtiges Fragment sollte, meinen ersten Gedanken nach, durch mich entweder gar nicht, oder doch nur irgend einmal zu seiner Zeit in eben dem abgelegenen so wenig besuchten Winkel bibliothekarischen Auskehrichts erscheinen, in welchem seine Vorgänger erschienen sind. Ich lasse mir es ungern früher aus den Händen winden; aber wer kann für Gewalt?

Gleich Anfangs muß ich sagen, daß dieses Fragment zu dem Fragmente über die Auferstehungsgeschichte gehört, welches bereits so viele Federn beschäftigt hat, und wahrscheinlich noch lange immer neune gegen eine beschäftigen wird, die ihr Heil gegen die übrigen Fragmente versuchen möchte.

Die Ursache dieser Erscheinung, daß eben das Fragment über die Auferstehungsgeschichte so viel Athleten weckt, ist

klar. Die Sache, worüber gestritten wird, ist so wichtig, und der Streit scheint so leicht zu seyn! Jeder Homilet, der sich getraut eine Osterpredigt zu halten, getraut sich auch mit meinem Ungenannten hier anzubinden. Krüppel will überall vorantanzen, und er läßt mehreres drucken, was nur eben verdiente gesagt zu werden, — und auch das kaum verdiente.

Doch es sey fern von mir, daß ich alle die würdigen Männer, welche gegen besagtes Fragment bisher geschrieben haben, in diesem ärmlichen Lichte erblicken sollte. In einigen derselben erkenne ich wirklich Gelehrte, deren Schuld es nicht ist, wenn ihr Gegner nicht zu Boden liegt. Die Streiche, die sie führen, sind nicht übel, aber sie haben auf die Strahlenbrechung nicht gerechnet, der Gegner steht nicht da, wo er ihnen in seiner Wolke zu stehen scheint, und die Streiche fallen vorbei oder streifen ihn höchstens.

Gewissermaßen kann ich selbst nicht in Abrede seyn, daß ich, der Herausgeber, daran mit Schuld habe. Man konnte es dem Bruchstücke nicht ansehen, welche Stelle es in dem Gebäude behauptet, oder behaupten sollen. Ich gab deßfalls keinen Wink, und es ist ganz begreiflich, wenn sonach die Schnauze einer Renne für einen Kragstein, das Gesimse einer Feuermauer für ein Stück des Architrabs genommen und als solches behandelt worden.

Freilich könnte ich zu meiner Entschuldigung anführen, gleichwohl vor der Klippe gewarnt zu haben, an der man gescheitert, indem ich Fragmente für nichts als Fragmente ausgegeben. Freilich könnte ich meinen sehr verzeihlichen Wahn vorschützen, daß ich geglaubt, des Celsus Incivile est, nisi tota lege perspecta, una aliqua particula ejus proposita, judicare vel respondere habe Justinian eben so wohl für den Gottesgelehrten, als für den Rechtsgelehrten aufbewahren lassen.

Doch da es indeß auch seinen Nutzen hat, daß unsere Gottesgelehrten so vorsichtig und bedächtig nicht sind, als unsere Rechtsgelehrten, und manche derselben nicht ohne Grund für nöthig erachten, lieber bald und nicht gut, als spät und besser zu antworten, indem es vielen ihrer Leser doch einerlei ist, wie sie antworten, wenn sie nur antworten: so will ich darüber weiter nichts sagen, und nur so bald als möglich den Fehler von meiner Seite wieder gut zu machen suchen.

Aus dem nämlich, was ich nun noch aus den Papieren des Ungenannten mitzutheilen im Stande bin, wird man, wo nicht günstiger, doch richtiger von dem Fragmente der Auferstehungsgeschichte urtheilen lernen. Man wird wenigstens aufhören, seinen Verfasser als einen Wahnsinnigen zu verschreien, der die Sonne mit einem Schneeballe auslöschen will, indem man nun wohl sieht, daß die Zweifel, welche er wider die Auferstehungsgeschichte macht, das nicht sind, noch seyn sollen, womit er die ganze Religion umzustoßen vermeint. Er schließt ganz so lächerlich nicht, als man ihn bisher schließen lassen: „die Geschichte der Auferstehung ist verdächtig, folg„lich ist die ganze Religion falsch, die man auf die Aufer„stehung gegründet zu seyn vorgiebt;" sondern er schließt vielmehr so: „die ganze Religion ist falsch, die man auf die „Auferstehung gründen will, folglich kann es auch mit der „Auferstehung seine Richtigkeit nicht haben, und die Geschichte „derselben wird Spuren ihrer Erdichtung tragen, deren sie „auch wirklich trägt."

Aber schäme ich mich nicht, daß ich das kleinere Aergerniß durch ein weit größeres heben zu wollen vorgebe? Warum lasse ich es bei jenem nicht bewenden, wenn ich nicht selbst Freude an dem Aergernisse habe? — Darum nicht, weil ich überzeugt bin, daß dieß Aergerniß überhaupt nichts als ein

Popanz ist, mit dem gewisse Leute gern allen und jeden Geist der Prüfung verscheuchen möchten. Darum nicht, weil es schlechterdings zu nichts hilft, den Krebs nur halb schneiden zu wollen. Darum nicht, weil dem Feuer muß Luft gemacht werden, wenn es gelöscht werden soll.

Man erlaube mir, daß ich besonders auf dem Letztern einen Augenblick bestehe. Ich habe bereits an einem andern Orte gesagt, daß das Buch ganz und völlig ausgearbeitet existirt, und bereits in mehreren Abschriften, an mehreren Orten existirt, wovon ich nur den kleinern Theil in Fragmenten des ersten Entwurfs in Händen habe. Ich setze jetzt hinzu, daß dieses Buch geschrieben aus einer Hand in die andere geht, aus einer Provinz in die andere vertragen wird, und so im Verborgenen gewiß mehr Proselyten macht, als es im Angesichte einer widersprechenden Welt machen würde. Denn man liest nichts begieriger, als was man nur nächst Wenigen lesen zu können glaubt. Ein Manuscript ist ein Wort ins Ohr, ein gedrucktes Buch ist eine Jedermannssage, und es ist in der Natur, daß das Wort ins Ohr mehr Aufmerksamkeit macht, als die Jedermannssage.

Bei diesem Gleichniß zu bleiben, was habe ich nun Unrechtes gethan, was thue ich noch Unrechtes, daß ich das Wort ins Ohr, welches die Wohlfahrt eines ehrlichen Mannes untergräbt, je ehe je lieber zu einer lauten Sage mache, damit es auch dem, den es betrifft, zu Ohren komme, und er Gelegenheit habe, sich darüber zu verantworten? Ja, wenn dieses Wort ins Ohr in meinem Ohre erstürbe! wenn ich selbst der Urheber dieses Wortes wäre! — Aber ist dieses hier der Fall? Und doch sollte ich mich schämen?

Die mögen sich vielmehr schämen, welche die Verheißung ihres göttlichen Lehrers haben, daß seine Kirche auch von

den Pforten der Hölle nicht überwältigt werden soll, und einfältig genug glauben, daß dieses nicht anders geschehen könne, als wenn sie die Pforten der Hölle überwältigen! — Und wie denken sie einen solchen Sieg zu erlangen? Dadurch, daß sie gar in keinen Streit sich einlassen? Dadurch, daß sie das Ding so zu karten suchen, daß die Pforten der Hölle auch nicht einmal einen Anfall wagen dürfen? — Von diesem negociirten Siege aus ihrer politischen Studierstube kenne ich keine Verheißung.

Aber warum sage ich denn: „die mögen sich schämen?" Die muß der heißen. Der mag sich schämen, der noch der einzige seiner Art ist! Denn noch ist der Hr. Hauptpastor Goeze der einzige Theolog, der zugleich so stolz und so klein von der christlichen Religion denkt. Noch ist er der einzige, der es mir verübelt, daß ich die Fluth lieber nach und nach durch den Damm zu leiten suche, als den Damm auf einmal will übersteigen lassen. Noch ist er der einzige, der mich darum auf eine Art verlästert, die wenigstens dem Racha gleich kömmt. Nur freilich, daß der große Rath nicht dieses sein Racha, sondern mich auf dieses sein Racha bestrafen soll. Sehr christlich!

Darauf wage ich es denn nun aber auch hin. Genug, daß für mich selbst der Nutzen immer unendlich größer ausfallen muß, als der Schade seyn kann, dem mich meine Dreistigkeit in Zuversicht auf die gerechte Sache aussetzt. Denn da, wie mir der Hr. Hauptpastor bereits selbst attestirt haben, ich schlechterdings kein hebräisch verstehe, so kann es nicht fehlen, daß ich, auf Veranlassung dieses neuen Fragments, bei welchem es lediglich auf eine tiefe Kenntniß der hebräischen Sprache und Alterthümer ankömmt, nicht über manche Dinge belehrt werden sollte, über die ich fremde Belehrung

nothwendig brauche. Der Hr. Hauptpastor selbst, nach ihrer bekannten großen orientalischen Gelehrsamkeit, werden hoffentlich ein Vieles dazu beitragen, wofür ich ihm gern alle das Uebel vergeben will, das sein heiliger Eifer mir etwa sonst möchte zugezogen haben. Ein frommer Schüler kann über die Züchtigung seines treuen Lehrers weinen, aber nicht zürnen. — Und hiermit küsse ich seine Ruthe, oder seine Scorpionen, schon im Voraus!

Gotth. Ephr. Lessings

nöthige Antwort

auf eine sehr unnöthige Frage

des Hrn. Hauptpastor Goeze in Hamburg.

1778.

Endlich scheint der Hr. Hauptpastor Goeze nach so langem ärgerlichen Aufheben, welches nur bei der schlechtesten Art von Klopffechtern im Gebrauch ist, zur Klinge kommen, und bei der Klinge bleiben zu wollen.

Wenigstens äußert er nun,[1] daß er auf den Punct, über welchen er mit mir streite —

„ob die christliche Religion bestehen könne, wenn auch die „Bibel völlig verloren ginge, wenn sie schon längst verloren „gegangen wäre, wenn sie niemals gewesen wäre?" —

sich so fort weiter gehörig einlassen wolle, sobald ich eine bestimmte Erklärung würde von mir gegeben haben, **was für eine Religion ich unter der christlichen Religion verstehe.**

[1] Lessings Schwächen. Zweites Stück. S. 66.

Wenn ich mich weniger rein wüßte, wer könnte es mir verdenken, wenn ich mich dieser Anforderung, die eine wahre Calumnie enthält, aus eben dem Grunde weigerte, aus welchem Er sich, einer weit weniger verfänglichen Anforderung von mir, zu entziehen für gut findet. Er sagt nämlich:[1] der Bibliothekar in Wolfenbüttel habe dem Hauptpastor in Hamburg nichts zu befehlen. Sehr wahr! Aber was hat denn der Hauptpastor in Hamburg dem Bibliothekar in Wolfenbüttel zu befehlen, daß er ihn öffentlich vorladen darf, auf eine Frage zu antworten, die voraussetzt, daß er befriedigend nicht darauf antworten könne?

Doch der Bibliothekar will es so genau nicht nehmen. Denn der Bibliothekar, wie gesagt, weiß sich rein, und muß herzlich lachen, wenn der Hauptpastor versichert zu seyn vorgiebt,[2] „daß ich, wenn ich voraus hätte sehen können, daß „die Controvers diesen Lauf nehmen werde, mich wohl gehütet haben würde, mich so frühzeitig zu verrathen, und „die wahren Gedanken meines Herzens zu offenbaren."

Ich habe nichts mehr gewünscht, als das, und es soll sich gleich zeigen, wer von uns beiden, ob der Hauptpastor oder der Bibliothekar, mit der längern Nase nun abziehen wird.

Denn kurz, ich antworte auf die vorgelegte Frage so bestimmt, als nur ein Mensch von mir verlangen kann, daß ich unter der christlichen Religion alle diejenigen Glaubenslehren verstehe, welche in den Symbolen der ersten vier Jahrhunderte der christlichen Kirche enthalten sind.

Damit sich der Hr. Hauptpastor auch keine Whiston'sche Fälle träumen lasse, setze ich hinzu, daß ich sogar das so genannte Symbolum der Apostel, und das so genannte

[1] S. 64.
[2] S. 69.

Symbolum des Athanasius mit darunter begreifen will, ob es schon ausgemacht ist, daß diese zu jenen gar nicht gehören.

Bei dieser Erklärung könnte ich es bewenden lassen, und dürfte ruhig abwarten, wie der Hr. Hauptpastor seinen Feldzug nunmehr weiter anzustellen belieben werde. Denn nunmehr ist es an ihm, zu beweisen:

1) warum nothwendig die in jenen Glaubensbekenntnissen enthaltenen Lehren sich verlieren müßten, wenn die Bibel sich verlöre;
2) warum diese Lehren längst verloren gegangen seyn müßten, wenn die Bibel verloren gegangen wäre;
3) warum wir diese Lehren gar nicht wissen könnten, wenn die Bibel niemals gewesen wäre?

Doch ich will an unnöthiger Verlängerung unserer Streitigkeit nicht Schuld haben, und füge daher folgende kurze Sätze hinzu, bei welchen mich der Hr. Hauptpastor jederzeit festhalten kann. Nur muß er mich bei keinem derselben eher festhalten wollen, als bis er seinen Beweis geführt hat. Denn sonst würde offenbar eine gelehrte Streitigkeit, zu einem Inquisitionsverhör werden. Genug, daß er ungefähr daraus sieht, was ich in recessu habe, und worauf er sich gefaßt halten muß.

§. 1.

Der Inbegriff jener Glaubensbekenntnisse heißt bei den ältesten Vätern Regula fidei.

§. 2.

Diese Regula fidei ist nicht aus den Schriften des neuen Testaments gezogen.

§. 3.

Diese Regula fidei war, ehe noch ein einziges Buch des neuen Testaments existirte.

§. 4.

Diese Regula fidei ist sogar älter als die Kirche. Denn die Absicht, zu welcher; die Anordnung, unter welcher eine Gemeinde zusammengebracht wird, ist ja wohl früher als die Gemeinde.

§. 5.

Mit dieser Regula fidei haben sich nicht allein die ersten Christen, bei Lebzeiten der Apostel, begnügt; sondern auch die nachfolgenden Christen der ganzen ersten vier Jahrhunderte haben sie für vollkommen hinlänglich zum Christenthum gehalten.

§. 6.

Diese Regula fidei also ist der Fels, auf welchen die Kirche Christi erbaut worden, und nicht die Schrift.

§. 7.

Diese Regula fidei ist der Fels, auf welchen die Kirche Christi erbaut worden, nicht Petrus und dessen Nachfolger.

§. 8.

Die Schriften des neuen Testaments, so wie sie unser jetziger Kanon enthält, sind den ersten Christen unbekannt gewesen; und die einzelnen Stücke, welche sie ungefähr daraus kannten, haben bei ihnen nie in dem Ansehen gestanden, in welchem sie bei einigen von uns nach Luthers Zeiten stehen.

§. 9.

Die Laien der ersten Kirche durften diese einzelnen Stücke gar nicht einmal lesen, wenigstens nicht ohne Erlaubniß des Presbyters lesen, der sie in Verwahrung hatte.

§. 10.

Es ward sogar den Laien der ersten Kirche zu keinem geringen Verbrechen gerechnet, wenn sie dem geschriebenen Worte eines Apostels mehr glauben wollten, als dem lebendigen Worte ihres Bischofs.

§. 11.

Nach der Regula fidei sind selbst die Schriften der Apostel beurtheilt worden. Nach ihrer mehreren Uebereinstimmung mit der Regula fidei ist die Auswahl unter diesen Schriften gemacht worden; und nach ihrer wenigern Uebereinstimmung mit derselben sind Schriften verworfen worden, ob sie schon Apostel zu Verfassern hatten, oder zu haben vorgegeben wurden.

§. 12.

Die christliche Religion ist in den ersten vier Jahrhunderten aus den Schriften des neuen Testaments nie erwiesen, sondern höchstens nur beiläufig erläutert und bestätigt worden.

§. 13.

Der Beweis, daß die Apostel und Evangelisten ihre Schriften in der Absicht geschrieben, daß die christliche Religion ganz und vollständig daraus gezogen und erwiesen werden könne, ist nicht zu führen.

§. 14.

Der Beweis, daß der heil. Geist durch seine Leitung es dennoch, selbst ohne die Absicht der Schriftsteller, so geordnet und veranstaltet, ist noch weniger zu führen.

§. 15.

Die Authentie der Regula fidei ist viel leichter und richtiger zu erweisen, als die Authentie der neutestamentlichen Schriften.

§. 16.

Auf die unstreitig erwiesene Authentie der Regula fidei ist auch weit sicherer die Göttlichkeit derselben zu gründen, als man jetzt auf die Authentie der neutestamentlichen Schriften derselben Inspiration gründen zu können vermeint, welches eben, um es beiläufig zu sagen, der neu gewagte Schritt

ist, welcher den Bibliothekar mit allen neumodischen Erweisen der Wahrheit der christlichen Religion so unzufrieden macht.

§. 17.

Auch nicht einmal als authentischer Commentar der gesammten Regula fidei sind die Schriften der Apostel in den ersten Jahrhunderten betrachtet worden.

§. 18.

Und das war eben der Grund, warum die älteste Kirche nie erlauben wollte, daß sich die Ketzer auf die Schrift beriefen. Das war eben der Grund, warum sie durchaus mit keinem Ketzer aus der Schrift streiten wollte.

§. 19.

Der ganze wahre Werth der apostolischen Schriften, in Absicht der Glaubenslehren, ist kein anderer, als daß sie unter den Schriften der christlichen Lehrer obenan stehen, und so fern sie mit der Regula fidei übereinstimmen, die ältesten Belege derselben, aber nicht die Quellen derselben sind.

§. 20.

Das Mehrere, was sie über die Regula fidei enthalten, ist, nach dem Geiste der ersten vier Jahrhunderte, zur Seligkeit nicht nothwendig, kann wahr oder falsch seyn, kann so oder so verstanden werden.

Diese Sätze habe ich aus eigener sorgfältigen, mehrmaligen Lesung der Kirchenväter der ersten vier Jahrhunderte gesammelt, und ich bin im Stande mich mit dem gelehrtesten Patristiker darüber in die schärfste Prüfung einzulassen. Der Belesenste hatte in dieser Sache nicht mehr Quellen, als ich. Der Belesenste kann also auch nicht mehr wissen, als ich; und es ist gar nicht wahr, daß so tiefe und ausgebreitete Kenntnisse erfordert werden, um in allen diesen Stücken auf den

Grund zu kommen, als sich manche wohl einbilden, und manche die Welt gern bereden möchten.

Ich sollte vielleicht noch etwas über die Unschädlichkeit dieses meines Systems beifügen, und zugleich den besondern Nutzen und Vortheil zeigen, den die christliche Religion in Absicht ihrer jetzigen Feinde davon zu erwarten habe. Doch dazu wird mir der fernere Fortgang der Controvers schon noch Gelegenheit geben; besonders, wenn es dem Hrn. Hauptpastor gefallen sollte, sie von unserer übrigen Katzbalgerei abzusondern, und ohne Vermischung mit neuen Verleumdungen zu behandeln.

Ihm dazu um so vielmehr Lust zu machen, habe ich mich in diesem Bogen aller Gleichnisse, aller Bilder, aller Anspielungen sorgfältig enthalten; und bin es weiter zu thun erbötig, wenn er sich eben der Präcision und Simplicität in seinen Gegensätzen bedienen will.

Der nöthigen Antwort

auf eine sehr unnöthige Frage

des Herrn Hauptpastor Goeze in Hamburg

Si licet, et, falsi positis ambagibus oris,
Vera loqui sinitis — — —

Ovid.

Erste Folge.

1778.

Ich habe meine Erklärung, wa's für eine Religion ich unter der christlichen Religion verstehe, ohne Anstand abgegeben. Aber, anstatt des Beweises, den ich darauf erwarte, den Herr Goeze darauf versprochen, (nämlich daß diese christliche Religion sich nothwendig mit der Bibel verlieren müsse, daß sie ohne Bibel weder werden noch dauern können), muß ich nun hören, daß es eine Ungereimtheit sey, einen dergleichen Beweis von ihm zu fordern.

„Diese Forderung, sagt er, [1] ist so ungereimt, als eine „seyn kann. Ich bin in dieser Sache der Respondent. Hr. L.

[1] Lessings Schwächen 5. Stück, S. 128.

„ist der Opponent. Ich behaupte eine Wahrheit, welche von „allen vernünftigen Christen, von allen Lehrern der christlichen „Kirche, ohne Unterschied der verschiedenen Parteien, in „welche dieselbe getheilt ist, selbst die Socinianer nicht aus„genommen, als ein keinem Zweifel unterworfener Grundsatz „angenommen ist: daß die Bibel der einige Lehrgrund „der christlichen Religion ist, ohne welchen die„selbe nicht erwiesen, nicht fortgepflanzt werden, „also nicht bestehen könne."

Ich will mich auf jene Kathederetiquette, welche eben so wohl für mich, als für ihn zu erklären ist, nicht einlassen. Wer beweisen kann, läßt sich nicht lange nöthigen, zu beweisen. Ich will nur sogleich den Nagel auf den Kopf zu treffen suchen, und rund heraus erklären:

1) daß es nicht wahr ist, daß alle Lehrer der christlichen Kirche, ohne Unterschied der verschiedenen Parteien, die Bibel für den einigen Lehrgrund der christlichen Religion halten;

2) daß die Socinianer eben dadurch ihre Sache so gut wie gewonnen haben, wenn man die Bibel zum einigen Lehrgrunde der christlichen Religion macht.

1. Es ist notorisch, daß die Lehrer der christlich-katholischen Kirche die Bibel so wenig für den einigen Lehrgrund der christlichen Religion annehmen, daß sie ihn nicht einmal für den vornehmsten gelten lassen, indem bei ihnen das Ansehen der Bibel dem Ansehen der Kirche schlechterdings untergeordnet ist, indem bei ihnen es nicht darauf ankömmt, was die Bibel sagt, sondern darauf, was die Kirche sagt, daß es die Bibel sage, oder sagen hätte können. Haben einige Katholiken, welche gern Proselyten unter den Protestanten machen wollen, sich nachgebender hierüber erklärt, so geht

mich dieses nichts an; und der eigentliche Lehrbegriff der römischen Kirche ist nach diesen wenigen Achselträgern nicht zu bestimmen. Alle und jede rechtgläubige Katholiken glauben die Bibel und der Bibel, weil sie Christen sind, sind aber nicht Christen, weil sie die oder der Bibel glauben. — Und nun möchte ich gern wissen, mit welchem Fuge ein lutherischer Pastor und ein verdorbener Advocat einem Manne mit dem Reichsfiscale drohen können, weil er aufrichtig genug ist, als Lutheraner lieber seine Zuflucht zu einem Lehrsatze der römischen Kirche zu nehmen, als die ganze christliche Religion unter Einwürfen der Freigeister erliegen zu lassen, die bloß die Bibel und nicht die Religion treffen; die bloß das Buch treffen, in welchem, nach dem höchst neuen und bis auf diesen Tag unerwiesenen Lehrsatze der strengern Lutheraner, die Religion einzig und allein enthalten seyn soll. — Diese Herren mögen sich nur selbst vor dem Reichsfiscale in Acht nehmen. Denn es wird dem Reichsfiscale leicht begreiflich zu machen seyn, daß nur sie und ihres Gleichen die Stänker sind, welche den Groll, den die im deutschen Reiche geduldeten Religionsparteien gegen einander doch endlich einmal ablegen müßten, nähren und unterhalten, indem sie alles, was katholisch ist, für unchristlich verdammen, und durchaus keinen Menschen, auch nicht einmal einen armen Schriftsteller, dem es nie in die Gedanken gekommen ist, sich eine Partei zu machen, auf den aus feiger Klugheit verwüsteten und öde gelassenen Confiniis beider Kirchen dulden wollen.

2. Was ich von den Socinianern sage, liegt am Tage. Wer die Gottheit Christi nicht mit ins N. Testament bringt, wer sie nur aus dem N. Testamente holen will, dem ist sie bald abdisputirt. Daher ist den Socinianern der Grundsatz, daß sowohl die Gottheit Christi, als die übrigen Wahrheiten

der christlichen Religion einzig aus den Schriften der Evangelisten und Apostel erwiesen werden müssen, sehr willkommen gewesen; und es läßt sich leicht zeigen, daß es ebenfalls Feinde der Gottheit Christi, daß es die Arianer gewesen, welche ihn zuerst angenommen haben. —

Also nur alsdann, wenn Herr Goeze sowohl dieses, als jenes abzuläugnen, und das Gegentheil davon zu erhärten im Stande ist, will ich ihm allenfalls den Beweis des Hauptsatzes, zu welchem er sich anheischig gemacht hat, schenken, und den Erweis meiner Gegensätze antreten. Aber bis dahin muß er mir nicht übel nehmen, wenn ich geradezu äußere, daß er dasjenige nicht beweisen kann, wovon er so trotzig vorgiebt, daß er es nicht zu beweisen brauche. Denn wenn er nicht damit sagen will, daß man es ohne Beweis annehmen müsse, so muß es wenigstens doch anderswo erwiesen seyn; und er kann ja diesen anderswo geführten Beweis, mich zu beschämen, mit leichter Mühe abschreiben, oder auch nur mit einem Worte nachweisen.

Ich sage: daß ich sodann meine Gegensätze zu erweisen nicht anstehen will. Aber werde ich damit nicht zu spät kommen? Hat Herr Goeze nicht bereits mit einer einzigen Stelle des Irenäus alle meine 20 Gegensätze auf einmal niedergeschlagen? „Da die Kirchenväter, sagt er, bei Herr Lessing „mehr gelten, als die Bibel" — (Verleumdung! die neutestamentlichen Schriften gelten mir nur nicht viel mehr, als die ersten Kirchenväter.) — „so will ich ihm eine Stelle aus dem „Irenäo entgegensetzen, welche sein Gewäsche und überhaupt „seine in der Antwort angegebenen 20 Sätze auf einmal nieder„schlagen kann. Dieser ehrwürdige Vater des zweiten Jahr„hunderts schreibt adv. Hær. lib. III. cap. I. Non enim per „alios dispositionem nostræ salutis cognovimus, quam per eos,

„per quos Evangelium pervenit ad nos, quod quidem tunc „præconaverunt, postea vero per Dei voluntatem in scri- „pturis nobis tradiderunt, fundamentum et columnam fidei „nostræ futurum. Es wird sich zeigen, ob Herr Lessing „Stellen im Vorrath habe, welche hinlänglich seyn werden, „dieses Zeugniß niederzuschlagen."

Und was sich jetzt schon zeigt, ist dieses, daß Herr Goeze, wenn er sich in der Geschwindigkeit nicht besser beritten macht, auf dem ausgeschriebenen Turniere nur eine sehr armselige Figur spielen wird. — Er hätte den Irenäus, den er citirt, selbst gelesen? Unmöglich! Er hat dieses einzelne Stellchen, Gott weiß in welcher Luther'schen Polemik, bloß aufgelesen. Denn er legt wider alle Grammatik, wider allen Zusammenhang einen Sinn hinein, welcher nicht der Sinn des Irenäus, sondern der Sinn der Luther'schen Polemik ist, in welcher er es auflas. — Denn kurz, Irenäus sagt in dieser Stelle schlechterdings nicht, daß die Schrift der Grund und Pfeiler unsers Glaubens geworden. Wenn er dieses hätte sagen wollen, müßte es heißen: in scripturis nobis tradiderunt, fundamentum et columnam fidei nostræ *futuris*. Aber es heißt nicht *futuris*, sondern *futurum*, und bezieht sich nicht auf scripturis, sondern auf evangelium, welches hier nicht die vier aufgezeichneten Evangelia, sondern den wesentlichen Inhalt der Evangelien ohne Rücksicht auf dessen Verzeichnung bedeutet. Herr Goeze selbst, in der beigefügten Uebersetzung dieser Stelle, hat nicht anders construirt; und nur bei ihm ist es begreiflich, wie man so leichte Worte anders construiren und anders verstehen kann. Das Evangelium ist der Grund und Pfeiler unsers Glaubens; wer läugnet das? Allein das Evangelium ist eben sowohl ein præconatum, als ein scripturis traditum, und das futurum muß sich eben so wohl auf jenes, als auf

dieses beziehen. Eben so wohl das bloß gepredigte Evangelium muß der Grund und Pfeiler unsers Glaubens seyn können, als das aufgeschriebene. — Daß dieses der wahre Sinn des Irenäus ist, erhellt aus den folgenden Kapiteln unwidersprechlich. Und wenn er besonders im 4ten sagt: Quid autem si neque Apostoli quidem Scripturas reliquissent nobis, nonne oportebat ordinem sequi Traditionis, quam tradiderunt iis quibus committebant Ecclesias; hat er auch wie Goeze geglaubt, daß die christliche Religion nothwendig hätte untergehen müssen, wenn die Apostel nichts geschrieben hätten? Wenn er fortfährt: Cui ordinationi assentiunt multæ gentes barbarorum, eorum qui in Christum credunt *sine charta et atramento*, scriptam habentes per Spiritum in cordibus suis salutem, et veterum Traditionem diligenter custodientes, in unum Deum credentes, fabricatorem cœli et terræ et omnium quæ in eis sunt, per Christum Jesum Dei filium; hat er auch gelehrt wie Goeze, daß der heilige Geist ohne Schrift nichts vermöge, daß kein Glaube ohne Schrift möglich sey? Wenn er, nachdem er die damalige Regulam fidei wörtlich angeführt, hinzusetzt: Hanc fidem qui *sine literis* crediderunt, quantum ad sermonem nostrum barbari sunt: quantum autem ad sententiam, ad consuetudinem et conversationem, propter fidem perquam sapientissimi sunt, et placent Deo, conversantes in omni justitia, et castitate, et sapientia: hat er auch, wie Goeze, den Gebrauch der Bibel allen und jeden Christen für unentbehrlich gehalten? würde er mich auch, wie Goeze, wegen meiner Fiction eines Volks, das ich ohne Bibel Christen seyn lasse, verdammt haben? —

Was ich oben von den Arianern sage, daß sie die ersten gewesen zu seyn scheinen, welche verlangt haben, daß man ihnen die Gottheit Christi vor allen Dingen in den

neutestamentlichen Schriften zeigen müsse, gründet sich auf das, was wir von dem eigentlichen Verlaufe der Streitigkeit auf dem nicäischen Concilio wissen. Die Geschichte dieses Concilii selbst kann Herr Goeze doch wohl nicht auch mit unter die verrufenen Quellen rechnen, gegen deren Gebrauch er S. 136 protestirt? Folgende Sätze mögen den Gang meines Erweises, den ich zu seiner Zeit führen will, im Voraus zeigen.

§.

Der Sieg der heiligen Schrift über die Ketzerei, oder die Kraft der heiligen Schrift in Bestimmung der Rechtgläubigkeit hat sich auf dem nicäischen Concilio nur schlecht erwiesen. Durch die Schrift ist auf demselben schlechterdings nichts ausgemacht worden.

§.

Arius und seine Philosophen blieben auf ihren Köpfen, und nur zwei der letzteren wurden für die Orthodoxie gewonnen. Aber wie?

§.

Der eine Philosoph ward durch die bloße Regulam fidei, durch das bloße Glaubensbekenntniß auf eine wunderbare Weise erleuchtet.

§.

Die Mitwirkung des heil. Geistes bei dem bloßen Glaubensbekenntnisse war also noch damals nichts befremdendes.

§.

Hingegen zeigte sich von der Mitwirkung des heil. Geistes bei vermeinten deutlichen Stellen der Schrift nicht die geringste Spur.

§.

Denn der zweite Philosoph ward nicht durch dergleichen

Stellen überführt, sondern durch ein paar menschliche, nicht einmal sehr passende Gleichnisse überredet.

§.

Ja, den rechtgläubigen Vätern kam es im geringsten nicht ein, ihren Lehrsatz aus der Schrift auch nur erweisen zu wollen. Sie hatten bloß die Herablassung, auf die Schriftstellen, welche die Arianer dagegen anführten, übel und böse zu antworten.

§.

Sie gaben ihren Lehrsatz für keine Wahrheit aus, die in der Schrift klar und deutlich enthalten sey, sondern für eine Wahrheit, die sich von Christo unmittelbar herschreibe, und ihnen von Vater auf Sohn treulich überliefert worden.

§.

Sie erwiesen also nur, daß die Schrift diesen Ueberlieferungen nicht widerspreche.

§.

Und der Gebrauch, den sie sonach von der Schrift machten, war ein ganz anderer, als der, den man uns neuerer Zeit aufgedrungen hat, welchem zu Folge nach dem gar nicht gefragt wird, was uns überliefert worden, sondern aus der einzigen Schrift unmittelbar bestimmt wird, was uns hätte überliefert werden sollen.

§.

Sollte die Ueberlieferung gar nicht mit in Anschlag kommen, so müßte man behaupten, daß jeder vernünftige Mann, ohne im geringsten etwas von dem Christenthume zu wissen, das ganze Christenthum aus den neutestamentlichen Schriften einzig und allein ziehen und absondern könne; und daran zweifle ich sehr.

§.

Schade, daß davon keine Erfahrung gemacht werden kann, indem wohl schwerlich ein vernünftiger Mann zu den neutestamentlichen Schriften kommen dürfte, ohne das Christenthum vorher zu kennen; und die Kunst, es wieder zu vergessen, wenn er zu dieser vermeinten einigen Quelle nun selbst kömmt, noch soll erfunden werden.

Ernst und Falk.

Gespräche für Freimaurer.

1778.

Sr. Durchlaucht dem Herzoge Ferdinand.

Durchlauchtigster Herzog,

Auch ich war an der Quelle der Wahrheit und schöpfte. Wie tief ich geschöpft habe, kann nur der beurtheilen, von dem ich die Erlaubniß erwarte, noch tiefer zu schöpfen. — Das Volk lechzet schon lange und vergeht vor Durst. —

Ew. Durchlaucht

unterthänigster Knecht

— —

Vorrede eines Dritten.

Wenn nachstehende Blätter die wahre Ontologie der Freimaurerei nicht enthalten, so wäre ich begierig zu erfahren, in welcher von den unzähligen Schriften, die sie veranlaßt hat, ein mehr bestimmter Begriff von ihrer Wesenheit gegeben werde.

Wenn aber die Freimaurer alle, von welchem Schlage sie auch immer seyn mögen, gern einräumen werden, daß der hier angezeigte Gesichtspunct der einzige ist, aus welchem — sich nicht einem blöden Auge ein bloßes Phantom zeigt, — sondern gesunde Augen eine wahre Gestalt erblicken: so dürfte nur noch die Frage entstehen, warum man nicht längst so deutlich mit der Sprache herausgegangen sey?

Auf diese Frage wäre vielerlei zu antworten. Doch wird man schwerlich eine andere Frage finden, die mit ihr mehr Aehnlichkeit habe, als die: warum in dem Christenthume die systematischen Lehrbücher so spät entstanden sind? warum es so viele und gute Christen gegeben hat, die ihren Glauben auf eine verständliche Art weder angeben konnten, noch wollten?

Auch wäre dieses im Christenthume noch immer zu früh geschehen, indem der Glaube selbst vielleicht wenig dabei gewonnen, wenn sich Christen nur nicht hätten einfallen lassen, ihn auf eine ganz widersinnige Art angeben zu wollen.

Man mache hiervon die Anwendung selbst.

Erstes Gespräch.

Ernst. Woran denkst du, Freund?

Falk. An nichts.

Ernst. Aber du bist so still.

Falk. Eben darum. Wer denkt, wenn er genießt? Und ich genieße des erquickenden Morgens.

Ernst. Du hast Recht; und du hättest mir meine Frage nur zurückgeben dürfen.

Falk. Wenn ich an etwas dächte, würde ich darüber sprechen. Nichts geht über das laut denken mit einem Freunde.

Ernst. Gewiß.

Falk. Hast du des schönen Morgens schon genug genossen; fällt dir etwas ein, so sprich du. Mir fällt nichts ein.

Ernst. Gut das! — Mir fällt ein, daß ich dich schon längst um etwas fragen wollen.

Falk. So frage doch.

Ernst. Ist es wahr, Freund, daß du ein Freimaurer bist?

Falk. Die Frage ist eines, der keiner ist.

Ernst. Freilich! — Aber antworte mir gerade zu. — Bist du ein Freimaurer?

Falk. Ich glaube es zu seyn.

Ernst. Die Antwort ist eines, der seiner Sache eben nicht gewiß ist.

Falk. O doch! Ich bin meiner Sache so ziemlich gewiß.

Ernst. Denn du wirst ja wohl wissen, ob und wann und wo und von wem du aufgenommen worden.

Falk. Das weiß ich allerdings; aber das würde so viel nicht sagen wollen.

Ernst. Nicht?

Falk. Wer nimmt nicht auf, und wer wird nicht aufgenommen!

Ernst. Erkläre dich.

Falk. Ich glaube ein Freimaurer zu seyn, nicht so wohl, weil ich von älteren Maurern in einer gesetzlichen Loge aufgenommen worden, sondern weil ich einsehe und erkenne, was und warum die Freimaurerei ist, wann und wo sie gewesen, wie und wodurch sie befördert oder gehindert wird.

Ernst. Und drückst dich gleichwohl so zweifelhaft aus? — „Ich glaube einer zu seyn!"

Falk. Dieses Ausdrucks bin ich nun so gewohnt. Nicht zwar, als ob ich Mangel an eigener Ueberzeugung hätte, sondern weil ich nicht gern mich jemanden gerade in den Weg stellen mag.

Ernst. Du antwortest mir als einem Fremden.

Falk. Fremder oder Freund!

Ernst. Du bist aufgenommen, du weißt alles — —

Falk. Andere sind auch aufgenommen, und glauben zu wissen.

Ernst. Könntest du denn aufgenommen seyn, ohne zu wissen, was du weißt?

Falk. Leider!

Ernst. Wie so?

Falk. Weil viele, welche aufnehmen, es selbst nicht wissen, die wenigen aber, die es wissen, es nicht sagen können.

Ernst. Und könntest du denn wissen, was du weißt, ohne aufgenommen zu seyn?

Falk. Warum nicht? — Die Freimaurerei ist nichts willkürliches, nichts entbehrliches, sondern etwas nothwendiges, das in dem Wesen des Menschen und der bürgerlichen Gesellschaft gegründet ist. Folglich muß man auch durch eigenes Nachdenken eben so wohl darauf verfallen können, als man durch Anleitung darauf geführt wird.

Ernst. Die Freimaurerei wäre nichts Willkührliches? — Hat sie nicht Worte und Zeichen und Gebräuche, welche alle anders seyn könnten, und folglich willkührlich sind.

Falk. Das hat sie. Aber diese Worte und diese Zeichen und diese Gebräuche sind nicht die Freimaurerei.

Ernst. Die Freimaurerei wäre nichts Entbehrliches? — Wie machten es denn die Menschen, als die Freimaurerei noch nicht war?

Falk. Die Freimaurerei war immer.

Ernst. Nun, was ist sie denn, diese nothwendige, diese unentbehrliche Freimaurerei?

Falk. Wie ich dir schon zu verstehen gegeben: — Etwas, das selbst die, die es wissen, nicht sagen können.

Ernst. Also ein Unding.

Falk. Uebereile dich nicht.

Ernst. Wovon ich einen Begriff habe, das kann ich auch mit Worten ausdrücken.

Falk. Nicht immer, und oft wenigstens nicht so, daß andere durch die Worte vollkommen eben denselben Begriff bekommen, den ich dabei habe.

Ernst. Wenn nicht vollkommen eben denselben, doch einen etwanigen.

Falk. Der etwanige Begriff wäre hier unnütz oder gefährlich. Unnütz, wenn er nicht genug, und gefährlich, wenn er das geringste zu viel enthielte.

Ernst. Sonderbar! — Da also selbst die Freimaurer, welche das Geheimniß ihres Ordens wissen, es nicht wörtlich mittheilen können, wie breiten sie denn gleichwohl ihren Orden aus?

Falk. Durch Thaten. — Sie lassen gute Männer und Jünglinge, die sie ihres näheren Umgangs würdigen, ihre Thaten vermuthen, errathen, — sehen, so weit sie zu sehen sind; diese finden Geschmack daran, und thun ähnliche Thaten.

Ernst. Thaten? Thaten der Freimaurer? — Ich kenne keine andere, als ihre Reden und Lieder, die meistentheils schöner gedruckt, als gedacht und gesagt sind.

Falk. Das haben sie mit mehreren Reden und Liedern gemein.

Ernst. Oder soll ich das für ihre Thaten nehmen, was sie in diesen Reden und Liedern von sich rühmen?

Falk. Wenn sie es nicht bloß von sich rühmen.

Ernst. Und was rühmen sie denn von sich? — Lauter

Dinge, die man von jedem guten Menschen, von jedem rechtschaffenen Bürger erwartet. — Sie sind so freundschaftlich, so gutthätig, so gehorsam, so voller Vaterlandsliebe!

Falk. Ist denn das nichts?

Ernst. Nichts! — um sich dadurch von andern Menschen auszusondern. — Wer soll das nicht seyn?

Falk. Soll!

Ernst. Wer hat, dieses zu seyn, nicht auch außer der Freimaurerei Antrieb und Gelegenheit genug?

Falk. Aber doch in ihr, und durch sie, einen Antrieb mehr.

Ernst. Sage mir nichts von der Menge der Antriebe. Lieber einem einzigen Antriebe alle mögliche intensive Kraft gegeben! — Die Menge solcher Antriebe ist wie die Menge der Räder in einer Maschine. Je mehr Räder, desto wandelbarer.

Falk. Ich kann dir das nicht widersprechen.

Ernst. Und was für einen Antrieb mehr! — Der alle andere Antriebe verkleinert, verdächtig macht! sich selbst für den stärksten und besten ausgiebt!

Falk. Freund, sey billig! — Hyperbel, Quidproquo jener schalen Reden und Lieder! Probewerk! Jüngerarbeit!

Ernst. Das will sagen: Bruder Redner ist ein Schwätzer.

Falk. Das will nur sagen: was Bruder Redner an den Freimaurern preist, das sind nun freilich ihre Thaten eben nicht. Denn Bruder Redner ist wenigstens kein Plauderer, und Thaten sprechen von selbst.

Ernst. Ja, nun merke ich, worauf du zielst. Wie konnten sie mir nicht gleich einfallen diese Thaten, diese sprechende Thaten. Fast möchte ich sie schreiende nennen. Nicht genug, daß sich die Freimaurer einer den andern unterstützen, auf

das kräftigste unterstützen, denn das wäre nur die nothwendige Eigenschaft einer jeden Bande. Was thun sie nicht für das gesammte Publicum eines jeden Staats, dessen Glieder sie sind!

Falk. Zum Exempel? — Damit ich doch höre, ob du auf der rechten Spur bist.

Ernst. Z. E. die Freimaurer in Stockholm! — Haben sie nicht ein großes Findelhaus errichtet?

Falk. Wenn die Freimaurer in Stockholm sich nur auch bei einer andern Gelegenheit thätig erwiesen haben.

Ernst. Bei welcher andern?

Falk. Bei sonst andern, meine ich.

Ernst. Und die Freimaurer in Dresden! die arme junge Mädchen mit Arbeit beschäftigen, sie klöppeln und sticken lassen, — damit das Findelhaus nur kleiner seyn dürfe.

Falk. Ernst! Du weißt wohl, wann ich dich deines Namens erinnere.

Ernst. Ohne alle Glossen dann. — Und die Freimaurer in Braunschweig! die arme fähige Knaben im Zeichnen unterrichten lassen.

Falk. Warum nicht?

Ernst. Und die Freimaurer in Berlin! die das Basedowsche Philanthropin unterstützen.

Falk. Was sagst du? — Die Freimaurer? Das Philanthropin? unterstützen? — Wer hat dir das aufgebunden?

Ernst. Die Zeitung hat es ausposaunt.

Falk. Die Zeitung! — Da müßte ich Basedows eigenhändige Quittung sehen. Und müßte gewiß seyn, daß die Quittung nicht an Freimaurer in Berlin, sondern an die Freimaurer gerichtet wäre.

Ernst. Was ist das? — Billigst du denn Basedows Institut nicht?

Falk. Ich nicht? Wer kann es mehr billigen?

Ernst. So wirst du ihm ja diese Unterstützung nicht mißgönnen?

Falk. Mißgönnen? — Wer kann ihm alles Gute mehr gönnen, als Ich?

Ernst. Nun dann! — Du wirst mir unbegreiflich.

Falk. Ich glaube wohl. Dazu habe ich Unrecht. — Denn auch die Freimaurer können etwas thun, was sie nicht als Freimaurer thun.

Ernst. Und soll das von allen auch ihren übrigen guten Thaten gelten?

Falk. Vielleicht! — Vielleicht, daß alle die guten Thaten, die du mir da genannt hast, um mich eines scholastischen Ausdrucks, der Kürze wegen zu bedienen, nur ihre Thaten ad extra sind.

Ernst. Wie meinst du das?

Falk. Nur ihre Thaten, die dem Volke in die Augen fallen; — nur Thaten, die sie bloß deßwegen thun, damit sie dem Volk in die Augen fallen sollen.

Ernst. Um Achtung und Duldung zu genießen?

Falk. Könnte wohl seyn.

Ernst. Aber ihre wahre Thaten denn? — Du schweigst?

Falk. Wenn ich dir nicht schon geantwortet hätte? — Ihre wahre Thaten sind ihr Geheimniß.

Ernst. Ha! ha! Also auch nicht erklärbar durch Worte?

Falk. Nicht wohl! — Nur so viel kann und darf ich dir sagen: die wahren Thaten der Freimaurer sind so groß, so weit aussehend, daß ganze Jahrhunderte vergehen können, ehe man sagen kann: das haben sie gethan! Gleichwohl haben sie alles Gute gethan, was noch in der Welt ist, — merke wohl: in der Welt! — Und fahren fort, an alle dem Guten

zu arbeiten, was noch in der Welt werden wird, — merke wohl, in der Welt.

Ernst. O geh! Du hast mich zum besten.

Falk. Wahrlich nicht. — Aber sieh! dort fliegt ein Schmetterling, den ich haben muß. Es ist der von der Wolfsmilchsraupe. — Geschwind sage ich dir nur noch: die wahren Thaten der Freimaurer zielen dahin, um größtentheils alles, was man gemeiniglich gute Thaten zu nennen pflegt, entbehrlich zu machen.

Ernst. Und sind doch auch gute Thaten?

Falk. Es kann keine bessere geben. — Denke einen Augenblick darüber nach. Ich bin gleich wieder bei dir.

Ernst. Gute Thaten, welche darauf zielen, gute Thaten entbehrlich zu machen? — Das ist ein Räthsel. Und über ein Räthsel denke ich nicht nach. — Lieber lege ich mich indeß unter den Baum, und sehe den Ameisen zu.

Zweites Gespräch.

Ernst. Nun? wo bleibst du denn? Und hast den Schmetterling doch nicht?

Falk. Er lockte mich von Strauch zu Strauch, bis an den Bach. — Auf einmal war er herüber.

Ernst. Ja, ja. Es giebt solche Locker!

Falk. Hast du nachgedacht?

Ernst. Ueber was? Ueber dein Räthsel? — Ich werde ihn auch nicht fangen, den schönen Schmetterling! Darum will er mir aber auch weiter keine Mühe machen. — Einmal von der Freimaurerei mit dir gesprochen, und nie wieder. Denn ich sehe ja wohl, du bist, wie sie alle.

Falk. Wie sie alle? Das sagen diese alle nicht.

Ernst. Nicht? So giebt es ja wohl auch Ketzer unter den Freimaurern? Und du wärest einer? — Doch alle Ketzer haben mit den Rechtgläubigen immer noch etwas gemein. Und davon sprach ich.

Falk. Wovon sprachst du?

Ernst. Rechtgläubige oder ketzerische Freimaurer — sie alle spielen mit Worten, und lassen sich fragen, und antworten ohne zu antworten.

Falk. Meinst du? — Nun wohl, so laß uns von etwas anderm reden. Denn einmal hast du mich aus dem behaglichen Zustande des stummen Staunens gerissen —

Ernst. Nichts ist leichter, als dich in diesen Zustand wieder zu versetzen. — Laß dich nur hier bei mir nieder, und sieh!

Falk. Was denn?

Ernst. Das Leben und Weben auf und in und um diesen Ameisenhaufen. Welche Geschäftigkeit, und doch welche Ordnung! Alles trägt und schleppt und schiebt; und keines ist dem andern hinderlich. Sieh nur! Sie helfen einander sogar.

Falk. Die Ameisen leben in Gesellschaft, wie die Bienen.

Ernst. Und in einer noch wunderbarern Gesellschaft, als die Bienen. Denn sie haben niemand unter sich, der sie zusammen hält und regiert.

Falk. Ordnung muß also doch auch ohne Regierung bestehen können.

Ernst. Wenn jedes einzelne sich selbst zu regieren weiß, warum nicht?

Falk. Ob es wohl auch einmal mit den Menschen dahin kommen wird?

Ernst. Wohl schwerlich!

Falk. Schade!

Ernst. Ja wohl!

Falk. Steh auf, und laß uns gehen. Denn sie werden dich bekriechen die Ameisen; und eben fällt auch mir etwas bei, was ich bei dieser Gelegenheit dich doch fragen muß. — Ich kenne deine Gesinnungen darüber noch gar nicht.

Ernst. Worüber?

Falk. Ueber die bürgerliche Gesellschaft des Menschen überhaupt. — Wofür hältst du sie?

Ernst. Für etwas sehr Gutes.

Falk. Unstreitig. — Aber hältst du sie für Zweck, oder für Mittel?

Ernst. Ich verstehe dich nicht.

Falk. Glaubst du, daß die Menschen für die Staaten erschaffen werden? Oder daß die Staaten für die Menschen sind?

Ernst. Jenes scheinen einige behaupten zu wollen. Dieses aber mag wohl das Wahrere seyn.

Falk. So denke ich auch. — Die Staaten vereinigen die Menschen, damit durch diese und in dieser Vereinigung jeder einzelne Mensch seinen Theil von Glückseligkeit desto besser und sicherer genießen könne. — Das Totale der einzelnen Glückseligkeiten aller Glieder ist die Glückseligkeit des Staats. Außer dieser giebt es gar keine. Jede andere Glückseligkeit des Staats, bei welcher auch noch so wenig einzelne Glieder leiden, und leiden müssen, ist Bemäntelung der Tyrannei. Anderes nichts!

Ernst. Ich möchte das nicht so laut sagen.

Falk. Warum nicht?

Ernst. Eine Wahrheit, die jeder nach seiner eigenen Lage beurtheilt, kann leicht gemißbraucht werden.

Falk. Weißt du, Freund, daß du schon ein halber Freimaurer bist?

Ernst. Ich?

Falk. Du. Denn du erkennst ja schon Wahrheiten, die man besser verschweigt.

Ernst. Aber doch sagen könnte.

Falk. Der Weise kann nicht sagen, was er besser verschweigt.

Ernst. Nun, wie du willst! — Laß uns auf die Freimaurer nicht wieder zurück kommen. Ich mag ja von ihnen weiter nichts wissen.

Falk. Verzeih! — Du siehst wenigstens meine Bereitwilligkeit, dir mehr von ihnen zu sagen.

Ernst. Du spottest. — — Gut! das bürgerliche Leben des Menschen, alle Staatsverfassungen sind nichts als Mittel zur menschlichen Glückseligkeit. Was weiter?

Falk. Nichts als Mittel! Und Mittel menschlicher Erfindung, ob ich gleich nicht läugnen will, daß die Natur alles so eingerichtet, daß der Mensch sehr bald auf diese Erfindung gerathen müssen.

Ernst. Dieses hat denn auch wohl gemacht, daß einige die bürgerliche Gesellschaft für Zweck der Natur gehalten. Weil alles, unsere Leidenschaften und unsere Bedürfnisse, alles darauf führe, sey sie folglich das Letzte, worauf die Natur gehe. So schlossen sie. Als ob die Natur nicht auch die Mittel zweckmäßig hervorbringen müssen! Als ob die Natur mehr die Glückseligkeit eines abgezogenen Begriffs — wie Staat, Vaterland und dergleichen sind — als die Glückseligkeit jedes wirklichen einzelnen Wesens zur Absicht gehabt hätte!

Falk. Sehr gut! Du kömmst mir auf dem rechten Wege entgegen. Denn nun sage mir, wenn die Staatsverfassungen Mittel, Mittel menschlicher Erfindungen sind: sollten sie allein von dem Schicksale menschlicher Mittel ausgenommen seyn?

Ernst. Was nennst du Schicksale menschlicher Mittel?

Falk. Das, was unzertrennlich mit menschlichen Mitteln verbunden ist, was sie von göttlichen unfehlbaren Mitteln unterscheidet.

Ernst. Was ist das?

Falk. Daß sie nicht unfehlbar sind. Daß sie ihrer Absicht nicht allein öfters nicht entsprechen, sondern auch wohl gerade das Gegentheil davon bewirken.

Ernst. Ein Beispiel! wenn dir eins einfällt.

Falk. So sind Schifffahrt und Schiffe Mittel in entlegene Länder zu kommen, und werden Ursache, daß viele Menschen nimmermehr dahin gelangen.

Ernst. Die nämlich Schiffbruch leiden und ersaufen. Nun glaube ich dich zu verstehen. — Aber man weiß ja wohl, woher es kömmt, wenn so viele einzelne Menschen durch die Staatsverfassung an ihrer Glückseligkeit nichts gewinnen. Der Staatsverfassungen sind viele; eine ist also besser als die andere; manche ist sehr fehlerhaft, mit ihrer Absicht offenbar streitend, und die beste soll vielleicht noch erfunden werden.

Falk. Das ungerechnet! Setze die beste Staatsverfassung, die sich nur denken läßt, schon erfunden; setze, daß alle Menschen in der ganzen Welt diese beste Staatsverfassung angenommen haben; meinst du nicht, daß auch dann noch, selbst aus dieser besten Staatsverfassung, Dinge entspringen müssen, welche der menschlichen Glückseligkeit höchst nachtheilig sind, und wovon der Mensch in dem Stande der Natur schlechterdings nichts gewußt hätte?

Ernst. Ich meine, wenn dergleichen Dinge aus der besten Staatsverfassung entsprängen, daß es sodann die beste Staatsverfassung nicht wäre.

Falk. Und eine bessere möglich wäre? — Nun, so nehme ich diese bessere als die beste an, und frage das Nämliche.

Ernst. Du scheinst mir hier bloß von vorne herein aus dem angenommenen Begriffe zu vernünfteln, daß jedes Mittel menschlicher Erfindung, wofür du die Staatsverfassungen sammt und sonders erklärst, nicht anders als mangelhaft seyn könne.

Falk. Nicht bloß.

Ernst. Und es würde dir schwer werden, eins von jenen nachtheiligen Dingen zu nennen —

Falk. Die auch aus der besten Staatsverfassung nothwendig entspringen müssen? — O zehne für eines.

Ernst. Nur eines erst.

Falk. Wir nehmen also die beste Staatsverfassung für erfunden an; wir nehmen an, daß alle Menschen in der Welt in dieser besten Staatsverfassung leben: würden deßwegen alle Menschen in der Welt nur einen Staat ausmachen?

Ernst. Wohl schwerlich. Ein so ungeheurer Staat würde keiner Verwaltung fähig seyn. Er müßte sich also in mehrere kleine Staaten vertheilen, die alle nach den nämlichen Gesetzen verwaltet würden.

Falk. Das ist: die Menschen würden auch dann noch Deutsche und Franzosen, Holländer und Spanier, Russen und Schweden seyn, oder wie sie sonst heißen würden.

Ernst. Ganz gewiß!

Falk. Nun da haben wir ja schon Eines. Denn nicht wahr, jeder dieser kleinern Staaten hätte sein eigenes Interesse? und jedes Glied derselben hätte das Interesse seines Staats?

Ernst. Wie anders?

Falk. Diese verschiedenen Interessen würden öfters in Collision kommen, so wie jetzt, und zwei Glieder aus zwei verschiedenen Staaten würden einander eben so wenig mit unbefangenem Gemüth begegnen können, als jetzt ein Deutscher einem Franzosen, ein Franzose einem Engländer begegnet.

Ernst. Sehr wahrscheinlich!

Falk. Das ist: wenn jetzt ein Deutscher einem Franzosen, ein Franzose einem Engländer, oder umgekehrt, begegnet, so begegnet nicht mehr ein bloßer Mensch einem bloßen Menschen, die vermöge ihrer gleichen Natur gegen einander angezogen werden, sondern ein solcher Mensch begegnet einem solchen Menschen, die ihrer verschiedenen Tendenz sich bewußt sind, welches sie gegen einander kalt, zurückhaltend, mißtrauisch macht, noch ehe sie für ihre einzelne Person das geringste mit einander zu schaffen und zu theilen haben.

Ernst. Das ist leider wahr.

Falk. Nun so ist es denn auch wahr, daß das Mittel, welches die Menschen vereinigt, um sie durch diese Vereinigung ihres Glückes zu versichern, die Menschen zugleich trennt.

Ernst. Wenn du es so verstehst.

Falk. Tritt einen Schritt weiter. Viele von den kleinern Staaten würden ein ganz verschiedenes Clima, folglich ganz verschiedene Bedürfnisse und Befriedigungen, folglich ganz verschiedene Gewohnheiten und Sitten, folglich ganz verschiedene Sittenlehren, folglich ganz verschiedene Religionen haben. Meinst du nicht?

Ernst. Das ist ein gewaltiger Schritt!

Falk. Die Menschen würden auch dann noch Juden und Christen und Türken und dergleichen seyn.

Ernst. Ich getraue mir nicht, Nein zu sagen.

Falk. Würden sie das, so würden sie auch, sie möchten heißen wie sie wollten, sich unter einander nicht anders verhalten, als sich unsere Christen und Juden und Türken von je her unter einander verhalten haben. Nicht als bloße Menschen gegen bloße Menschen, sondern als solche Menschen gegen solche Menschen, die sich einen gewissen geistigen Vorzug streitig machen, und darauf Rechte gründen, die dem natürlichen Menschen nimmermehr einfallen könnten.

Ernst. Das ist sehr traurig, aber leider doch sehr vermuthlich.

Falk. Nur vermuthlich?

Ernst. Denn allenfalls dächte ich doch, so wie du angenommen hast, daß alle Staaten einerlei Verfassung hätten, daß sie auch wohl alle einerlei Religion haben könnten. Ja ich begreife nicht, wie einerlei Staatsverfassung ohne einerlei Religion auch nur möglich ist.

Falk. Ich eben so wenig. — Auch nahm ich jenes nur an, um deine Ausflucht abzuschneiden. Eines ist zuverlässig eben so unmöglich, als das andere. Ein Staat, mehrere Staaten. Mehrere Staaten, mehrere Staatsverfassungen. Mehrere Staatsverfassungen, mehrere Religionen.

Ernst. Ja, ja, so scheint es.

Falk. So ist es. — Nun sieh da das zweite Unheil, welches die bürgerliche Gesellschaft, ganz ihrer Absicht entgegen, verursacht. Sie kann die Menschen nicht vereinigen, ohne sie zu trennen, nicht trennen, ohne Klüfte zwischen ihnen zu befestigen, ohne Scheidemauern durch sie hin zu ziehen.

Ernst. Und wie schrecklich diese Klüfte sind! wie unübersteiglich oft diese Scheidemauern!

Falk. Laß mich noch das dritte hinzufügen. — Nicht genug, daß die bürgerliche Gesellschaft die Menschen in

verschiedene Völker und Religionen theilt und trennt. — Diese Trennung in wenige große Theile, deren jeder für sich ein Ganzes wäre, wäre doch immer noch besser, als gar kein Ganzes. — Nein, die bürgerliche Gesellschaft setzt ihre Trennung auch in jedem dieser Theile gleichsam bis ins Unendliche fort.

Ernst. Wie so?

Falk. Oder meinst du, daß ein Staat sich ohne Verschiedenheit von Ständen denken läßt? Er sey gut oder schlecht, der Vollkommenheit mehr oder weniger nahe, unmöglich können alle Glieder desselben unter sich das nämliche Verhältniß haben. — Wenn sie auch alle an der Gesetzgebung Antheil haben, so können sie doch nicht gleichen Antheil haben, wenigstens nicht gleich unmittelbaren Antheil. Es wird also vornehmere und geringere Glieder geben. — Wenn Anfangs auch alle Besitzungen des Staats unter sie gleich vertheilt worden, so kann diese gleiche Vertheilung doch keine zwei Menschenalter bestehen. Einer wird sein Eigenthum besser zu nutzen wissen, als der andere. Einer wird sein schlechter genutztes Eigenthum gleichwohl unter mehrere Nachkommen zu vertheilen haben, als der andere. Es wird also reichere und ärmere Glieder geben.

Ernst. Das versteht sich.

Falk. Nun überlege, wie viel Uebel es in der Welt wohl giebt, das in dieser Verschiedenheit der Stände seinen Grund nicht hat.

Ernst. Wenn ich dir doch widersprechen könnte! — Aber was hatte ich für Ursache, dir überhaupt zu widersprechen? — Nun ja! die Menschen sind nur durch Trennung zu vereinigen! nur durch unaufhörliche Trennung in Vereinigung zu erhalten! Das ist nun einmal so. Das kann nun nicht anders seyn.

Falk. Das sage ich eben!

Ernst. Also, was willst du damit? Mir das bürgerliche Leben dadurch verleiden? Mich wünschen machen, daß den Menschen der Gedanke, sich in Staaten zu vereinigen, nie möge gekommen seyn?

Falk. Verkennst du mich so weit? — Wenn die bürgerliche Gesellschaft auch nur das Gute hätte, daß allein in ihr die menschliche Vernunft angebauet werden kann: ich würde sie auch bei weit größern Uebeln noch segnen.

Ernst. Wer des Feuers genießen will, sagt das Sprichwort, muß sich den Rauch gefallen lassen.

Falk. Allerdings! — Aber weil der Rauch bei dem Feuer unvermeidlich ist, durfte man darum keinen Rauchfang erfinden? Und der den Rauchfang erfand, war der darum ein Feind des Feuers? — Sieh, dahin wollte ich.

Ernst. Wohin? — Ich verstehe dich nicht.

Falk. Das Gleichniß war doch sehr passend. — — Wenn die Menschen nicht anders in Staaten vereinigt werden konnten, als durch jene Trennungen: werden sie darum gut jene Trennungen?

Ernst. Das wohl nicht.

Falk. Werden sie darum heilig jene Trennungen?

Ernst. Wie heilig?

Falk. Daß es verboten seyn sollte, Hand an sie zu legen?

Ernst. In Absicht? . . .

Falk. In Absicht, sie nicht größer einreißen zu lassen, als die Nothwendigkeit erfordert. In Absicht, ihre Folgen so unschädlich zu machen, als möglich.

Ernst. Wie könnte das verboten seyn?

Falk. Aber geboten kann es doch auch nicht seyn, durch bürgerliche Gesetze nicht geboten! — Denn bürgerliche Gesetze

erstrecken sich nie über die Gränzen ihres Staats. Und dieses würde nun gerade außer den Gränzen aller und jeder Staaten liegen. — Folglich kann es nur ein Opus supererogatum seyn, und es wäre bloß zu wünschen, daß sich die Weisesten und Besten eines jeden Staats diesem Operi supererogato freiwillig unterzögen.

Ernst. Bloß zu wünschen, aber recht sehr zu wünschen.

Falk. Ich dächte! Recht sehr zu wünschen, daß es in jedem Staate Männer geben möchte, die über die Vorurtheile der Völkerschaft hinweg wären, und genau wüßten, wo Patriotismus Tugend zu seyn aufhört.

Ernst. Recht sehr zu wünschen!

Falk. Recht sehr zu wünschen, daß es in jedem Staate Männer geben möchte, die dem Vorurtheile ihrer angeborenen Religion nicht unterlägen, nicht glaubten, daß alles nothwendig gut und wahr seyn müsse, was sie für gut und wahr erkennen.

Ernst. Recht sehr zu wünschen!

Falk. Recht sehr zu wünschen, daß es in jedem Staate Männer geben möchte, welche bürgerliche Hoheit nicht blendet, und bürgerliche Geringfügigkeit nicht eckelt, in deren Gesellschaft der Hohe sich gern herabläßt, und der Geringe sich dreist erhebt.

Ernst. Recht sehr zu wünschen!

Falk. Und wenn er erfüllt wäre, dieser Wunsch?

Ernst. Erfüllt? — Es wird freilich hier und da, dann und wann einen solchen Mann geben.

Falk. Nicht bloß hier und da, nicht bloß dann und wann.

Ernst. Zu gewissen Zeiten, in gewissen Ländern auch mehrere.

Falk. Wie, wenn es dergleichen Männer jetzt überall gäbe? zu allen Zeiten nun ferner geben müßte?

Ernst. Wollte Gott!

Falk. Und diese Männer nicht in einer unwirksamen Zerstreuung lebten? nicht immer in einer unsichtbaren Kirche?

Ernst. Schöner Traum!

Falk. Daß ich es kurz mache. — Und diese Männer die Freimaurer wären?

Ernst. Was sagst du?

Falk. Wie, wenn es die Freimaurer wären, die sich mit zu ihrem Geschäfte gemacht hätten, jene Trennungen, wodurch die Menschen einander so fremd werden, so eng als möglich wieder zusammen zu ziehen?

Ernst. Die Freimaurer?

Falk. Ich sage: mit zu ihrem Geschäfte.

Ernst. Die Freimaurer?

Falk. Ah! verzeih! — Ich hatt' es schon wieder vergessen, daß du von den Freimaurern weiter nichts hören willst — Dort winkt man uns eben zum Frühstücke. Komm!

Ernst. Nicht doch! -- Noch einen Augenblick! — Die Freimaurer, sagst du —

Falk. Das Gespräch brachte mich wider Willen auf sie zurück. Verzeih! — Komm! Dort in der größern Gesellschaft werden wir bald Stoff zu einer tauglichern Unterredung finden. Komm!

Drittes Gespräch.

Ernst. Du bist mir den ganzen Tag im Gedränge der Gesellschaft ausgewichen. Aber ich verfolge dich in dein Schlafzimmer.

Falk. Hast du mir so etwas wichtiges zu sagen? Der bloßen Unterhaltung bin ich auf heute müde.

Ernst. Du spottest meiner Neugierde.

Falk. Deiner Neugierde?

Ernst. Die du diesen Morgen so meisterhaft zu erregen wußtest.

Falk. Wovon sprachen wir diesen Morgen?

Ernst. Von den Freimaurern.

Falk. Nun? — Ich habe dir im Rausche des Pyrmonter doch nicht das Geheimniß verrathen?

Ernst. Das man, wie du sagst, gar nicht verrathen kann. —

Falk. Nun freilich, das beruhigt mich wieder.

Ernst. Aber du hast mir doch über die Freimaurer etwas gesagt, das mir unerwartet war, das mir auffiel, das mich denken machte.

Falk. Und was war das?

Ernst. O quäle mich nicht! — Du erinnerst dich dessen gewiß.

Falk. Ja, es fällt mir nach und nach wieder ein. — Und das war es, was dich den ganzen langen Tag unter deinen Freunden und Freundinnen so abwesend machte?

Ernst. Das war es! — Und ich kann nicht einschlafen, wenn du mir wenigstens nicht noch eine Frage beantwortest.

Falk. Nach dem die Frage seyn wird.

Ernst. Woher kannst du mir aber beweisen, wenigstens nur wahrscheinlich machen, daß die Freimaurer wirklich jene große und würdige Absichten haben?

Falk. Habe ich dir von ihren Absichten gesprochen? Ich wüßte nicht. — Sondern da du dir gar keinen Begriff von den wahren Thaten der Freimaurer machen konntest, habe ich dich bloß auf einen Punct aufmerksam machen wollen, wo noch so vieles geschehen kann, wovon sich unsere staatsklugen

Köpfe gar nichts träumen lassen. — Vielleicht, daß die Freimaurer da herum arbeiten. — Vielleicht! da herum! — Nur um dir dein Vorurtheil zu benehmen, daß alle baubedürftige Plätze schon ausgefunden und besetzt, alle nöthige Arbeiten schon unter die erforderlichen Hände vertheilt wären.

Ernst. Wende dich jetzt, wie du willst. — Genug, ich denke mir nun aus deinen Reden die Freimaurer als Leute, die es freiwillig über sich genommen haben, den unvermeidlichen Uebeln des Staats entgegen zu arbeiten.

Falk. Dieser Begriff kann den Freimaurern wenigstens keine Schande machen. — Bleib dabei! — Nur fasse ihn recht. Menge nichts hinein, was nicht hinein gehört. — Den unvermeidlichen Uebeln des Staats! — Nicht dieses und jenes Staats. Nicht den unvermeidlichen Uebeln, welche eine gewisse Staatsverfassung einmal angenommen, aus dieser angenommenen Staatsverfassung nun nothwendig folgen. Mit diesen giebt sich der Freimaurer niemals ab, wenigstens nicht als Freimaurer. Die Linderung und Heilung dieser überläßt er dem Bürger, der sich nach seiner Einsicht, nach seinem Muthe, auf seine Gefahr damit befassen mag. Uebel ganz anderer Art, ganz höherer Art, sind der Gegenstand seiner Wirksamkeit.

Ernst. Ich habe das sehr wohl begriffen. — Nicht Uebel, welche den mißvergnügten Bürger machen, sondern Uebel, ohne welche auch der glücklichste Bürger nicht seyn kann.

Falk. Recht! Diesen entgegen — wie sagtest du? — entgegen zu arbeiten?

Ernst. Ja!

Falk. Das Wort sagt ein wenig viel. — Entgegen arbeiten! — Um sie völlig zu heben? — Das kann nicht seyn. Denn man würde den Staat selbst mit ihnen zugleich

vernichten. — Sie müssen nicht einmal denen mit eins merklich gemacht werden, die noch gar keine Empfindung davon haben. Höchstens diese Empfindung in dem Menschen von weiten veranlassen, ihr Aufkeimen begünstigen, ihre Pflanzen versetzen, begäten, beblatten — kann hier entgegen arbeiten heißen. — Begreifst du nun, warum ich sagte, ob die Freimaurer schon immer thätig wären, daß Jahrhunderte dennoch vergehen könnten, ohne daß sich sagen lasse: das haben sie gethan.

Ernst. Und verstehe auch nun den zweiten Zug des Räthsels — gute Thaten, welche gute Thaten entbehrlich machen sollen.

Falk. Wohl! — Nun geh, und studiere jene Uebel, und lerne sie alle kennen, und wäge alle ihre Einflüsse gegen einander ab, und sey versichert, daß dir dieses Studium Dinge aufschließen wird, die in Tagen der Schwermuth die niederschlagendsten, unauflöslichsten Einwürfe wider Vorsehung und Tugend zu seyn scheinen. Dieser Aufschluß, diese Erleuchtung wird dich ruhig und glücklich machen — auch ohne Freimaurer zu heißen.

Ernst. Du legst auf dieses heißen so viel Nachdruck.

Falk. Weil man etwas seyn kann, ohne es zu heißen.

Ernst. Gut das! ich verstehe — aber auf meine Frage wieder zu kommen, die ich nur ein wenig anders einkleiden muß. Da ich sie doch nun kenne, die Uebel, gegen welche die Freimaurerei angeht — —

Falk. Du kennst sie?

Ernst. Hast du mir sie nicht selbst genannt?

Falk. Ich habe dir einige zur Probe namhaft gemacht. Nur einige von denen, die auch dem kurzsichtigsten Auge einleuchten, nur einige von den unstreitigsten, weit umfassendsten.

— Aber wie viele sind nicht noch übrig, die, ob sie schon nicht so einleuchten, nicht so unstreitig sind, nicht so viel umfassen, dennoch nicht weniger gewiß, nicht weniger nothwendig sind!

Ernst. So laß mich meine Frage denn bloß auf diejenigen Stücke einschränken, die du mir selbst namhaft gemacht hast. — Wie beweisest du mir auch nur von diesen Stücken, daß die Freimaurer wirklich ihr Absehen darauf haben? — Du schweigst? — Du sinnst nach?

Falk. Wahrlich nicht dem, was ich auf diese Frage zu antworten hätte! — Aber ich weiß nicht, was ich mir für Ursachen denken soll, warum du mir diese Frage thust?

Ernst. Und du willst mir meine Frage beantworten, wenn ich dir die Ursachen derselben sage?

Falk. Das verspreche ich dir.

Ernst. Ich kenne und fürchte deinen Scharfsinn.

Falk. Meinen Scharfsinn?

Ernst. Ich fürchte, du verkaufst mir deine Speculation für Thatsache.

Falk. Sehr verbunden!

Ernst. Beleidigt dich das?

Falk. Vielmehr muß ich dir danken, daß du Scharfsinn nennst, was du ganz anders hättest benennen können.

Ernst. Gewiß nicht. Sondern ich weiß, wie leicht der Scharfsinnige sich selbst betrügt, wie leicht er andern Leuten Plane und Absichten leiht und unterlegt, an die sie nie gedacht haben.

Falk. Aber woraus schließt man auf der Leute Plane und Absichten? Aus ihren einzelnen Handlungen doch wohl?

Ernst. Woraus sonst? — Und hier bin ich wieder bei meiner Frage. — Aus welchen einzelnen unstreitigen Handlungen der Freimaurer ist abzunehmen, daß es auch nur mit

ihr Zweck ist, jene von dir benannte Trennung, welche Staat und Staaten unter den Menschen nothwendig machen müssen, durch sich und in sich wieder zu vereinigen.

Falk. Und zwar ohne Nachtheil dieses Staats und dieser Staaten.

Ernst. Desto besser! — Es brauchen auch vielleicht nicht Handlungen zu seyn, woraus jenes abzunehmen. Wenn es nur gewisse Eigenthümlichkeiten, Besonderheiten sind, die dahin leiten, oder daraus entspringen. — Von dergleichen müßtest du sogar in deiner Speculation ausgegangen seyn; gesetzt, daß dein System nur Hypothese wäre.

Falk. Dein Mißtrauen äußert sich noch. — Aber ich hoffe, es soll sich verlieren, wenn ich dir ein Grundgesetz der Freimaurer zu Gemüthe führe.

Ernst. Und welches?

Falk. Aus welchem sie nie ein Geheimniß gemacht haben. Nach welchem sie immer vor den Augen der ganzen Welt gehandelt haben.

Ernst. Das ist?

Falk. Das ist, jeden würdigen Mann von gehöriger Anlage ohne Unterschied des Vaterlandes, ohne Unterschied der Religion, ohne Unterschied seines bürgerlichen Standes in ihren Orden aufzunehmen.

Ernst. Wahrhaftig!

Falk. Freilich scheint dieses Grundgesetz dergleichen Männer, die über jene Trennungen hinweg sind, vielmehr bereits voraus zu setzen, als die Absicht zu haben, sie zu bilden. Allein das Nitrum muß ja wohl in der Luft seyn, ehe es sich als Salpeter an den Wänden anlegt.

Ernst. O ja!

Falk. Und warum sollten die Freimaurer sich nicht hier

einer gewöhnlichen List haben bedienen dürfen? — Daß man einen Theil seiner geheimen Absichten ganz offenbar treibt, um den Argwohn irre zu führen, der immer ganz etwas anders vermuthet, als er sieht.

Ernst. Warum nicht?

Falk. Warum sollte der Künstler, der Silber machen kann, nicht mit altem Bruchsilber handeln, damit man so weniger argwohne, daß er es machen kann?

Ernst. Warum nicht?

Falk. Ernst! — Hörst du mich? — Du antwortest im Traume, glaub' ich.

Ernst. Nein, Freund! Aber ich habe genug, genug auf diese Nacht. Morgen, mit dem frühsten, kehre ich wieder nach der Stadt.

Falk. Schon? Und warum so bald?

Ernst. Du kennst mich und fragst? Wie lange dauert deine Brunnenkur noch?

Falk. Ich habe sie vorgestern erst angefangen.

Ernst. So sehe ich dich vor dem Ende derselben noch wieder. — Lebe wohl! gute Nacht!

Falk. Gute Nacht! lebe wohl!

Zur Nachricht.

Der Funke hatte gezündet; Ernst ging und ward Freimaurer. Was er fürs erste da fand, ist der Stoff eines vierten und fünften Gesprächs, mit welchem — sich der Weg scheidet.

Ernst und Falk.

Gespräche für Freimaurer.

Fortsetzung.

1780.

Vorrede eines Dritten.

Der Verfasser der ersten drei Gespräche hatte diese Fortsetzung, wie man weiß, im Manuscripte zum Drucke fertig liegen, als derselbe höheren Orts einen bittenden Wink bekam, dieselbe nicht bekannt zu machen.

Vorher aber hatte er dieß vierte und fünfte Gespräch einigen Freunden mitgetheilt, welche, vermuthlich ohne seine Erlaubniß, Abschriften davon genommen hatten. Eine dieser Abschriften war dem jetzigen Herausgeber durch einen sonderbaren Zufall in die Hände gefallen. Er bedauerte, daß so viel herrliche Wahrheiten unterdrückt werden sollten, und beschloß, das Manuscript, ohne Winke zu haben, drucken zu lassen.

Wenn die Begierde, Licht über so wichtige Gegenstände allgemeiner verbreitet zu sehen, nicht diese Freiheit hinlänglich entschuldigt, so laßt sich nichts weiter zur Vertheidigung derselben sagen, als daß der Herausgeber kein aufgenommener Maurer ist.

Uebrigens wird man doch finden, daß er aus Vorsicht und Achtung gegen einen gewissen Zweig dieser Gesellschaft einige Namen, welche ganz ausgeschrieben waren, bei der Herausgabe nicht genannt hat.

Viertes Gespräch.

Falk. Ernst! Willkommen! Endlich wieder einmal! Ich habe meine Brunnen-Cur längst beschlossen.

Ernst. Und befindest dich wohl darauf? Ich freue mich.

Falk. Was ist das? Man hat nie ein: „ich freue mich" ärgerlicher ausgesprochen.

Ernst. Ich bin es auch, und es fehlt wenig, daß ich es nicht über dich bin.

Falk. Ueber mich?

Ernst. Du hast mich zu einem albernen Schritte verleitet — Sieh her! — Gieb mir deine Hand! — Was sagst du? — Du zuckst die Achseln? Das hätte mir noch gefehlt.

Falk. Dich verleitet?

Ernst. Es kann seyn, ohne daß du es gewollt hast.

Falk. Und soll doch Schuld haben.

Ernst. Der Mann Gottes spricht dem Volke von einem Lande, da Milch und Honig innen fließt, und das Volk soll sich nicht darnach sehnen? Und soll über den Mann Gottes nicht murren, wenn er sie, anstatt in dieses gelobte Land, in dürre Wüsten führt?

Falk. Nun, nun! Der Schaden kann doch so groß nicht seyn — Dazu sehe ich ja, daß du schon bei den Gräbern unserer Vorfahren gearbeitet hast.

Ernst. Aber sie waren nicht mit Flammen, sondern mit Rauch umgeben.

Falk. So warte, bis der Rauch sich verzieht, und die Flamme wird leuchten und wärmen.

Ernst. Der Rauch wird mich ersticken, ehe mir die Flamme leuchtet, und wärmen, sehe ich wohl, werden sich Andere an ihr, die den Rauch besser vertragen können.

Falk. Du sprichst doch nicht von Leuten, die sich vom Rauch gern beißen lassen, wenn es nur der Rauch einer fremden fetten Küche ist?

Ernst. Du kennst sie also doch?

Falk. Ich habe von ihnen gehört.

Ernst. Um so mehr, was konnte dich bewegen, mich auf dieß Eis zu führen? Mir dazu Sachen vorzuspiegeln, deren Ungrund du nur allzuwohl wußtest?

Falk. Dein Verdruß macht dich sehr ungerecht — Ich sollte mit dir von der Freimaurerei gesprochen haben, ohne es mehr als auf eine Art zu verstehen zu geben, wie unnütz es sey, daß jeder ehrliche Mann ein Freimaurer werde — wie unnütz nur? — ja, wie schädlich. —

Ernst. Das mag wohl seyn.

Falk. Ich sollte dir nicht gesagt haben, daß man die höchsten Pflichten der Maurerei erfüllen könne, ohne ein Freimaurer zu heißen?

Ernst. Vielmehr erinnere ich mich dessen — Aber du weißt ja wohl, wenn meine Fantasie einmal den Fittig ausbreitet, einen Schlag damit thut — kann ich sie halten? — Ich werfe dir nichts vor, als daß du ihr eine solche Lockspeise zeigtest. —

Falk. Die du zu erreichen doch auch sehr bald müde geworden — Und warum sagtest du mir nicht ein Wort von deinem Vorsatze?

Ernst. Würdest du mich davon abgerathen haben?

Falk. Ganz gewiß! — W e r w o l l t e e i n e m r a s c h e n K n a b e n, w e i l e r d a n n u n d w a n n n o c h f ä l l t, d e n G ä n g e l w a g e n w i e d e r e i n s c h w ä t z e n? Ich mache dir kein Compliment; du warst schon zu weit, um von da wieder ab zugehen. Gleichwohl konnte man mit dir keine Ausnahme machen. Den Weg müssen Alle betreten.

Ernst. Es sollte mich auch nicht reuen, ihn betreten zu haben, wenn ich mir nur von dem noch übrigen Wege noch mehr zu versprechen hätte. Aber Vertröstungen und wieder Vertröstungen und nichts als Vertröstungen!

Falk. Wenn man dich doch schon vertröstet! Und auf was vertröstet man dich denn?

Ernst. Du weißt ja wohl, auf die schottische Maurerei, auf den schottischen Ritter.

Falk. Nun ja, ganz recht — Aber wessen hat sich denn der schottische Ritter zu trösten?

Ernst. Wer das wüßte!

Falk. Und deines Gleichen, die andern Neulinge des Ordens, wissen denn die auch nichts?

Ernst. O die! die wissen so viel! — Der Eine will Gold machen, der Andere will Geister beschwören, der Dritte will die *** wieder herstellen — Du lächelst — Und lächelst nur? —

Falk. Was kann ich anders?

Ernst. Unwillen bezeugen über solche Querköpfe!

Falk. Wenn mich nicht Eines mit ihnen wieder versöhnte.

Ernst. Und was?

Falk. Daß ich in allen diesen Träumereien Streben nach Wirklichkeit erkenne, daß sich aus allen diesen Irrwegen noch abnehmen läßt, wohin der wahre Weg geht.

Ernst. Auch aus der Goldmacherei?

Falk. Auch aus der Goldmacherei. Ob sich wirklich Gold machen läßt, oder nicht machen läßt, gilt mir gleichviel. Aber ich bin sehr versichert, daß vernünftige Menschen nur in Rücksicht auf Freimaurerei es machen zu können wünschen werden. Auch wird der erste der beste, dem der Stein der Weisen zu Theil wird, in dem nämlichen Augenblicke Freimaurer — Und

es ist doch sonderbar, daß dieses alle Nachrichten bestätigen, mit welchen sich die Welt von wahren oder vermeinten Goldmachern trägt.

Ernst. Und die Geister-Beschwörer?

Falk. Von ihnen gilt ungefähr das nämliche — Unmöglich können Geister auf die Stimme eines andern Menschen hören, als eines Freimaurers.

Ernst. Wie ernsthaft du solche Dinge sagen kannst! —

Falk. Bei allem, was heilig ist! nicht ernsthafter, als sie sind.

Ernst. Wenn das wäre! — Aber endlich die neuen ***, wenn Gott will?

Falk. Vollends die!

Ernst. Siehst du! Von denen weißt du nichts zu sagen. Denn *** waren doch einmal, Goldmacher aber und Geisterbeschwörer gab es vielleicht nie. Und es läßt sich freilich besser sagen, wie die Freimaurer sich zu solchen Wesen der Einbildung verhalten, als zu wirklichen.

Falk. Allerdings kann ich mich hier nur in einem Dilemma ausdrücken: Entweder, oder —

Ernst. Auch gut! Wenn man nur wenigstens weiß, daß unter zwei Sätzen einer wahr ist: Nun! Entweder diese *** would be —

Falk. Ernst! Ehe du noch eine Spötterei völlig aussagst! Auf mein Gewissen! — Diese — eben diese sind entweder gewiß auf dem rechten Wege, oder so weit davon entfernt, daß ihnen auch nicht einmal die Hoffnung mehr übrig ist, jemals darauf zu gelangen.

Ernst. Ich muß das so mit anhören. Denn dich um eine nähere Erklärung zu bitten —

Falk. Warum nicht? Man hat lange genug aus Heimlichkeiten das Geheimniß gemacht.

Ernst. Wie verstehst du das?

Falk. Das Geheimniß der Freimaurerei, wie ich dir schon gesagt habe, ist das, was der Freimaurer nicht über seine Lippen bringen kann, wenn es auch möglich wäre, daß er es wollte. Aber Heimlichkeiten sind Dinge, die sich wohl sagen lassen, und die man nur zu gewissen Zeiten in gewissen Ländern theils aus Neid verhehlte, theils aus Furcht verbiß, theils aus Klugheit verschwieg.

Ernst. Zum Exempel?

Falk. Zum Exempel! Gleich diese Verwandtschaft unter *** und Freimaurern. Es kann wohl seyn, daß es einmal nöthig und gut war, sich davon nichts merken zu lassen — Aber jetzt — jetzt kann es im Gegentheil höchst verderblich werden, wenn man aus dieser Verwandtschaft noch länger ein Geheimniß macht. Man müßte sie vielmehr laut bekennen, und nur den gehörigen Punct bestimmen, in welchem die *** die Freimaurer ihrer Zeit waren.

Ernst. Darf ich ihn wissen, diesen Punct?

Falk. Lies die Geschichte der *** mit Bedacht! Du mußt ihn errathen. Auch wirst du ihn gewiß errathen, und eben das war die Ursache, warum du kein Freimaurer hättest werden müssen.

Ernst. Daß ich nicht den Augenblick unter meinen Büchern sitze! — Und wenn ich ihn errathe, willst du mir gestehen, daß ich ihn errathen habe?

Falk. Du wirst zugleich finden, daß du dieses Geständniß nicht brauchst — Aber auf mein Dilemma wieder zurückzukommen! Eben dieser Punct ist es allein, woraus die Entscheidung desselben zu holen ist — Sehen und fühlen alle

Freimaurer, welche jetzt mit den * * * schwanger gehen, diesen rechten Punct; Wohl ihnen! Wohl der Welt! Segen zu allem, was sie thun! Segen zu allem, was sie unterlassen! — Erkennen und fühlen sie ihn aber nicht, jenen Punct; hat sie ein bloßer Gleichlaut verführt; hat sie bloß der Freimaurer, der im * * arbeitet, auf die * * * gebracht; haben sie sich nur in das ... auf dem .... vergafft; möchten sie gern einträgliche .... fette Pfründen sich und ihren Freunden zutheilen können; — Nun so schenke uns der Himmel recht viel Mitleid, damit wir uns des Lachens enthalten könnten.

Ernst. Sieh! du kannst doch noch warm und bitter werden.

Falk. Leider! — Ich danke dir für deine Bemerkung, und bin kalt wieder wie Eis.

Ernst. Und was meinst du wohl, welcher von den beiden Fällen der Fall dieser Herren ist?

Falk. Ich fürchte der letztere — Möcht' ich mich betrügen! — Denn wenn es der erste wäre, wie könnten sie einen so seltsamen Anschlag haben? — die * * * wieder herzustellen! — Jener große Punct, in welchem die * * * Freimaurer waren, hat nicht mehr Statt. Wenigstens ist Europa längst darüber hinaus, und bedarf darin weiter keines außerordentlichen Vorschubs — Was wollen sie also? Wollen sie auch ein Schwamm werden, den die Großen einmal ausdrücken? — Doch an wen diese Frage? Und wider wen? Hast du mir denn gesagt — Hast du mir sagen können, daß mit diesen Grillen von Goldmachern, Geisterbannern, * * *, sich andere, als die Neulinge des Ordens schleppen? — Aber Kinder werden Männer — Laß sie nur! — Genug, wie gesagt, daß ich schon in dem Spielzeuge die Waffen erblicke, welche einmal die Männer mit sicherer Hand führen werden.

Ernst. Im Grunde, mein Freund! sind es auch nicht

diese Kindereien, die mich unmuthig machen. Ohne zu vermuthen, daß etwas Ernsthaftes hinter ihnen seyn könnte, sah ich über sie weg — Tonnen, dachte ich, den jungen Wallfischen ausgeworfen! — Aber was mich nagt, ist das, daß ich überall nichts sehe, überall nichts höre, als diese Kindereien, daß von dem, dessen Erwartung du in mir erregtest, keiner etwas wissen will. Ich mag diesen Ton angeben, so oft ich will, gegen wen ich will; niemand will einstimmen, immer und aller Orten das tiefste Stillschweigen.

Falk. Du meinst —

Ernst. Jene Gleichheit, die du mir als Grundgesetz des Ordens angegeben; jene Gleichheit, die meine ganze Seele mit so unerwarteter Hoffnung erfüllte, sie endlich in Gesellschaft von Menschen athmen zu können, die über alle bürgerlichen Modificationen hinweg zu denken verstehen, ohne sich an einer zum Nachtheil eines Dritten zu versündigen —

Falk. Nun?

Ernst. Sie wäre noch! Wenn sie jemals gewesen! — Laß einen aufgeklärten Juden kommen und sich melden! „Ja," heißt es, „ein Jude? Christ wenigstens muß freilich der Frei„maurer seyn. Es ist nur gleichviel, was für ein „Christ. Ohne Unterschied der Religion, heißt nur, ohne „Unterschied der drei im heiligen römischen Reiche öffentlich „geduldeten Religionen." — Meinst du auch so?

Falk. Ich nun wohl nicht.

Ernst. Laß einen ehrlichen Schuster, der bei seinem Leisten Muße genug hat, manchen guten Gedanken zu haben (wäre es auch ein Jacob Böhme und Hans Sachse), laß ihn kommen und sich melden! „Ja," heißt es, „ein Schuster! „freilich ein Schuster." — Laß einen treuen, erfahrenen, versuchten Dienstboten kommen und sich melden — „Ja," heißt

es, „dergleichen Leute freilich, die sich die Farbe zu ihrem „Rocke nicht selbst wählen — Wir sind unter uns so gute „Gesellschaft" —

Falk. Und wie gute Gesellschaft sind sie denn?

Ernst. Ei nun! Daran habe ich allerdings weiter nichts auszusetzen, als daß es nur gute Gesellschaft ist, die man in der Welt so müde wird — Prinzen, Grafen, Herren von, Officiere, Räthe von allerlei Beschlag, Kaufleute, Künstler — alle die schwärmen freilich ohne Unterschied des Standes in der Loge unter einander durch — Aber in der That sind doch alle nur von Einem Stande, und der ist leider ....

Falk. Das war nun wohl zu meiner Zeit nicht so — Aber doch! — Ich weiß nicht, ich kann nur rathen — Ich bin zu lange Zeit außer aller Verbindung mit Logen, von welcher Art sie auch seyn mögen — In die Loge vor jetzt, auf eine Zeit, nicht können zugelassen werden, und von der Freimaurerei ausgeschlossen seyn, sind doch zwei verschiedene Dinge.

Ernst. Wie so?

Falk. Weil Loge sich zur Freimaurerei verhält, wie Kirche zum Glauben. Aus dem äußeren Wohlstande der Kirche ist für den Glauben der Glieder nichts, gar nichts, zu schließen. Vielmehr giebt es einen gewissen äußerlichen Wohlstand derselben, von dem es ein Wunder wäre, wenn er mit dem wahren Glauben bestehen könnte. Auch haben sich beide noch nie vertragen, sondern eines hat das andere, wie die Geschichte lehrt, immer zu Grunde gerichtet. Und so auch, fürchte ich, fürchte ich —

Ernst. Was?

Falk. Kurz! Das Logenwesen, so wie ich höre, daß es jetzt getrieben wird, will mir gar nicht zu Kopfe. Eine Casse

haben; Capitale machen; diese Capitale belegen; sie auf den besten Pfenning zu benutzen suchen; sich ankaufen wollen; von Königen und Fürsten sich Privilegien geben lassen; das Ansehen und die Gewalt derselben zu Unterdrückung der Brüder anwenden, die einer andern Observanz sind, als der, die man so gern zum Wesen der Sache machen möchte — Wenn das in die Länge gut geht! — Wie gern will ich falsch prophezeit haben!

Ernst. Je nun! Was kann denn werden? Der Staat fährt jetzt nicht mehr so zu. Und zudem sind ja wohl unter den Personen, die seine Gesetze machen oder handhaben, selbst schon zu viel Freimaurer —

Falk. Gut! Wenn sie also auch von dem Staate nichts zu befürchten haben, was denkst du, wird eine solche Verfassung für Einfluß auf sie selbst haben? Gerathen sie dadurch nicht offenbar wieder dahin, wovon sie sich losreißen wollten? Werden sie nicht aufhören zu seyn, was sie seyn wollen? — Ich weiß nicht, ob du mich ganz verstehst —

Ernst. Rede nur weiter!

Falk. Zwar! — ja wohl — nichts dauert ewig — Vielleicht soll dieses eben der Weg seyn, den die Vorsicht ausersehen, dem ganzen jetzigen Schema der Freimaurerei ein Ende zu machen —

Ernst. Schema der Freimaurerei? Was nennst du so? Schema?

Falk. Nun! Schema, Hülle, Einkleidung.

Ernst. Ich weiß noch nicht —

Falk. Du wirst doch nicht glauben, daß die Freimaurer immer Freimaurerei gespielt?

Ernst. Was ist nun das? Die Freimaurer nicht immer Freimaurerei gespielt?

Falk. Mit andern Worten! Meinst du denn, daß das, was die Freimaurerei ist, immer Freimaurerei geheißen? — Aber sieh! Schon Mittag vorbei! Da kommen ja bereits meine Gäste! Du bleibst doch?

Ernst. Ich wollte nicht, aber ich muß ja nun wohl. Denn mich erwartet eine doppelte Sättigung.

Falk. Nur bei Tische, bitte ich, kein Wort.

Fünftes Gespräch.

Ernst. Endlich sind sie fort! — O die Schwätzer! — Und merktest du denn nicht, oder wolltest du nicht merken, daß der eine mit der Warze an dem Kinn — heiße er wie er will! — ein Freimaurer ist? Er klopfte so oft an.

Falk. Ich hörte ihn wohl. Ich merkte sogar in seinen Reden, was dir wohl nicht so aufgefallen — er ist von denen, die in Europa für die Amerikaner fechten —

Ernst. Das wäre nicht das Schlimmste an ihm.

Falk. Und hat die Grille, daß der Congreß eine Loge ist, daß da endlich die Freimaurer ihr Reich mit gewaffneter Hand gründen.

Ernst. Giebt es auch solche Träumer?

Falk. Es muß doch wohl.

Ernst. Und woraus nimmst du diesen Wurm ihm ab?

Falk. Aus einem Zuge, der dir auch schon einmal kenntlicher werden wird.

Ernst. Bei Gott! wenn ich wüßte, daß ich mich in den Freimaurern gar so betrogen hätte! —

Falk. Sey ohne Sorge. Der Freimaurer erwartet ruhig den Aufgang der Sonne und läßt die Lichter brennen, so lange

sie wollen und können — die Lichter auslöschen und, wenn sie ausgelöscht sind, erst wahrnehmen, daß man die Stümpfe doch wieder anzünden, oder wohl gar andere Lichter wieder aufstecken muß; das ist der Freimaurer Sache nicht.

Ernst. Das denke ich auch — was Blut kostet, ist gewiß kein Blut werth.

Falk. Vortrefflich! — Nun frage, was du willst! Ich muß dir antworten.

Ernst. So wird meines Fragens kein Ende seyn.

Falk. Nur kannst du den Anfang nicht finden.

Ernst. Verstand ich dich, oder verstand ich dich nicht, als wir unterbrochen wurden? Widersprachst du dir, oder widersprachst du dir nicht? — Denn allerdings, als du mir einmal sagtest: Die Freimaurerei sey immer gewesen, verstand ich es also, daß nicht allein ihr Wesen, sondern auch ihre gegenwärtige Verfassung sich von undenklichen Zeiten herschreibe.

Falk. Wenn es mit beiden einerlei Bewandtniß hätte! — Ihrem Wesen nach ist die Freimaurerei eben so alt, als die bürgerliche Gesellschaft. Beide konnten nicht anders als miteinander entstehen — wenn nicht gar die bürgerliche Gesellschaft nur ein Sprößling der Freimaurerei ist. Denn die Flamme im Brennpuncte ist auch Ausfluß der Sonne.

Ernst. Auch mir schimmert das so vor —

Falk. Es sey aber Mutter und Tochter, oder Schwester und Schwester, ihr beiderseitiges Schicksal hat immer wechselseitig in einander gewirkt. Wie sich die bürgerliche Gesellschaft befand, befand sich aller Orten auch die Freimaurerei, und so umgekehrt. Es war immer das sicherste Kennzeichen einer gesunden, nervösen Staatsverfassung, wenn sich die Freimaurerei neben ihr blicken ließ, so wie es noch jetzt das

unfehlbare Merkmal eines schwachen, furchtsamen Staats ist, wenn er das nicht öffentlich dulden will, was er in Geheim doch dulden muß, er mag wollen oder nicht.

Ernst. Zu verstehen: die Freimaurerei!

Falk. Sicherlich! — Denn die beruht im Grunde nicht auf äußerliche Verbindungen, die so leicht in bürgerliche Anordnungen ausarten, sondern auf das Gefühl gemeinschaftlich sympathisirender Geister.

Ernst. Und wer unterfängt sich denen zu gebieten!

Falk. Indeß hat freilich die Freimaurerei immer und aller Orten sich nach der bürgerlichen Gesellschaft schmiegen und biegen müssen, denn diese war stets die stärkere. So mancherlei die bürgerliche Gesellschaft gewesen, so mancherlei Formen hat auch die Freimaurerei anzunehmen sich nicht entbrechen können; nur hatte jede neue Form, wie natürlich, ihren neuen Namen. Wie kannst du glauben, daß der Name Freimaurerei älter seyn werde, als diejenige herrschende Denkungsart der Staaten, nach der sie genau abgewogen worden?

Ernst. Und welches ist diese herrschende Denkungsart?

Falk. Das bleibt deiner eigenen Nachforschung überlassen — genug, wenn ich dir sage, daß der Name Freimaurer, ein Glied unserer geheimen Verbrüderung anzuzeigen, vor dem Anfange dieses laufenden Jahrhunderts nie gehört worden. Er kömmt zuverlässig vor dieser Zeit in keinem gedruckten Buche vor, und den will ich sehen, der mir ihn auch nur in einer geschriebenen älteren Urkunde zeigen will.

Ernst. Das heißt: den deutschen Namen.

Falk. Nein, nein! Auch das ursprüngliche Free-Mason, so wie alle darnach gemodelte Uebersetzungen, in welcher Sprache es auch seyn mag.

Ernst. Nicht doch! — Besinne dich — in keinem

gedruckten Buche vor dem Anfange des laufenden Jahrhunderts? In keinem?

Falk. In keinem.

Ernst. Gleichwohl habe ich selbst —

Falk. So? — Ist auch dir von dem Staube etwas in die Augen geflogen, den man um sich zu werfen noch nicht aufhört?

Ernst. Aber doch die Stelle im —

Falk. In der Londinopolis? Nicht wahr? — Staub!

Ernst. Und die Parlamentsacte unter Heinrich dem Sechsten?

Falk. Staub!

Ernst. Und die großen Privilegien, die Carl der Eilfte, König von Schweden, der Loge von Gothenburg ertheilte?

Falk. Staub!

Ernst. Und Locke?

Falk. Was für ein Locke?

Ernst. Der Philosoph — sein Schreiben an den Grafen von Pembrock, seine Anmerkungen über ein Verhör, von Heinrich des Sechsten eigener Hand geschrieben?

Falk. Das muß ja wohl ein ganz neuer Fund seyn; den kenne ich nicht — aber wieder Heinrich der Sechste? — Staub! und nichts als Staub!

Ernst. Nimmermehr!

Falk. Weißt du einen gelinderen Namen für Wortverdrehungen, für untergeschobene Urkunden?

Ernst. Und das hätten sie so lange vor den Augen der Welt ungerügt treiben dürfen?

Falk. Warum nicht? der Klugen sind viel zu wenig, als daß sie allen Geckereien, gleich bei ihrem Entstehen, widersprechen könnten. Genug, daß bei ihnen keine Verjährung

Statt findet — freilich wäre es besser, wenn man vor dem Publicum ganz und gar keine Geckereien unternähme; denn gerade das Verächtlichste ist, daß sich niemand die Mühe nimmt, sich ihnen entgegen zu stellen, wodurch sie mit dem Laufe der Zeit das Ansehen einer sehr ernsthaften, heiligen Sache gewinnen. Da heißt es dann über tausend Jahre: „würde „man denn so in die Welt haben schreiben dürfen, wenn es „nicht wahr gewesen wäre? Man hat diesen glaubwürdigen „Männern damals nicht widersprochen, und ihr wollt ihnen „jetzt widersprechen?"

Ernst. O Geschichte! O Geschichte! Was bist du?

Falk. Andersons kahle Rhapsodie, in welcher die Historie der Baukunst für die Historie des Ordens untergeschoben wird, möchte noch hingehen! Für einmal und für damals mochte das gut seyn — dazu war die Gauckelei so handgreiflich. — Aber daß man noch jetzt auf diesem morastigen Grunde fortbauet, daß man noch immer gedruckt behaupten will, was man mündlich gegen einen ernsthaften Mann vorzugeben sich schämt, daß man zu Fortsetzung eines Scherzes, den man längst hätte sollen fallen lassen, sich eine forgery erlaubt, auf welche, wenn sie ein nichtswürdiges bürgerliches Interesse betrifft, die pillory steht —

Ernst. Wenn es denn nun aber wahr wäre, daß hier mehr als Wortspiel vorwaltete? Wenn es nun wahr wäre, daß das Geheimniß des Ordens sich von Alters her unter dem homonymen Handwerke vornehmlich erhalten hätte? —

Falk. Wenn es wahr wäre?

Ernst. Und muß es nicht wahr seyn? — Denn wie käme der Orden sonst dazu, die Symbole eben dieses Handwerks zu entlehnen? Eben dieses? Und warum keines andern?

Falk. Die Frage ist allerdings verfänglich.

Ernst. Ein solcher Umstand muß doch eine Ursache haben?

Falk. Und hat sie.

Ernst. Und hat sie? Und hat eine andere Ursache, als jene vermeinte?

Falk. Eine ganz andere.

Ernst. Soll ich rathen, oder darf ich fragen?

Falk. Wenn du mir schon eher eine ganz andere Frage gethan hättest, die ich längst erwarten mußte, so würde dir das Rathen nun nicht schwer fallen.

Ernst. Eine andere Frage, die du längst hättest erwarten müssen? —

Falk. Denn wenn ich dir sagte, daß das, was Freimaurerei ist, nicht immer Freimaurerei geheißen, was war natürlicher und näher —

Ernst. Als zu fragen, wie es sonst geheißen? — ja wohl! — So frage ich es denn nun.

Falk. Wie die Freimaurerei geheißen, ehe sie Freimaurerei hieß, fragst du? — Massoney —

Ernst. Nun ja freilich! Masonry auf Englisch —

Falk. Auf Englisch nicht Masonry, sondern Masony. — Nicht von Mason, der Maurer, sondern von Mase, der Tisch, die Tafel.

Ernst. Mase, der Tisch? In welcher Sprache?

Falk. In der Sprache der Angelsachsen, doch nicht in dieser allein, sondern auch in der Sprache der Gothen und Franken, folglich ein ursprünglich deutsches Wort, von welchem noch jetzt so mancherlei Abstammungen übrig sind, oder doch unlängst übrig waren als: Maskopie, Masleidig, Masgenosse. Selbst Masoney war zu Luthers Zeiten noch häufig im Gebrauche, nur daß es seine gute Bedeutung ein wenig verschlimmert hatte.

Ernst. Ich weiß weder von seiner guten, noch von seiner verschlimmerten Bedeutung.

Falk. Aber die Sitte unserer Vorfahren weißt du doch, auch die wichtigsten Dinge am Tische zu überlegen? — Mase also der Tisch, und Masoney eine geschlossene Tischgesellschaft. Und wie aus einer geschlossenen, vertrauten Tischgesellschaft ein Saufgelag worden, in welchem Verstande Agricola das Wort Masoney braucht, kannst du leicht abnehmen.

Ernst. Wäre es dem Namen Loge vor einiger Zeit bald besser gegangen?

Falk. Vorher aber, ehe die Masoneyen zum Theil so ausarteten, und in der guten Meinung des Publicums so herabkamen, standen sie in desto größerem Ansehen. Es war kein Hof in Deutschland, weder klein noch groß, der nicht seine Masoney hatte. Die alten Lieder- und Geschichtsbücher sind davon Zeugen. Eigene Gebäude, die mit den Schlössern und Palästen der regierenden Herrn verbunden oder benachbart waren, hatten von ihnen ihre Benennung, von der man neuerer Zeit so manche ungegründete Auslegung hat — und was brauche ich dir zu ihrem Ruhme mehr zu sagen, als daß die Gesellschaft der runden Tafel die erste und älteste Masoney war, von der sie insgesammt abstammen?

Ernst. Der runden Tafel? das steigt in ein sehr fabelhaftes Alterthum hinauf —

Falk. Die Geschichte des Königs Arthur sey so fabelhaft als sie will, die runde Tafel ist so fabelhaft nicht.

Ernst. Arthur soll doch der Stifter derselben gewesen seyn.

Falk. Mit Nichten! Auch nicht einmal der Fabel nach — Arthur, oder sein Vater, hatten sie von den Angelsachsen angenommen, wie schon der Name Masoney vermuthen läßt. Und was versteht sich mehr von selbst, als daß die Angelsachsen

keine Sitte nach England herüber brachten, die sie in ihrem Vaterlande nicht zurückließen? Auch sieht man es an mehreren deutschen Völkern damaliger Zeit, daß der Hang, in und neben der großen bürgerlichen Gesellschaft, kleinere vertraute Gesellschaften zu machen, ihnen eigen war.

Ernst. Hiermit meinst du?

Falk. Alles, was ich dir jetzt nur flüchtig und vielleicht nicht mit der gehörigen Präcision sage, mache ich mich anheischig, das nächstemal, daß ich mich mit dir in der Stadt unter meinen Büchern befinde, schwarz auf weiß zu belegen — höre mich jetzt nur, wie man das erste Gerücht irgend einer großen Begebenheit hört. Es reizt die Neugierde mehr, als daß es sie befriedigt.

Ernst. Wo bliebst du?

Falk. Die Masoney also war eine deutsche Sitte, welche die Sachsen nach England verpflanzten. Die Gelehrten sind uneinig, wer die Mase-Thonas unter ihnen waren, allem Ansehen nach die Edlen der Masoney, welche so tiefe Wurzeln in diesem neuen Boden schlug, daß sie unter allen nachfolgenden Staatsveränderungen beklieb, und sich von Zeit zu Zeit in der herrlichsten Blüthe zeigte. Besonders waren die Masoneyen der * * * im zwölften Jahrhundert und im dreizehnten in sehr großem Rufe. Und so eine * * * Masoney war es, die sich bis zu Ende des siebenzehnten Jahrhunderts, troß der Aufhebung des Ordens, mitten in London erhalten hatte — und hier fängt die Zeit an, wo die Fingerzeige der niedergeschriebenen Historie freilich ermangeln; aber eine sorgfältig aufbewahrte Tradition, die so viel Merkmale der Wahrheit hat, ist bereit diesen Mangel zu ersetzen.

Ernst. Und was hindert diese Tradition endlich einmal durch schriftliche Vorzeigungen sich zur Geschichte zu erheben?

Falk. Hindert? Nichts hindert! Alles räth vielmehr dazu an — wenigstens fühle ich, ich fühle mich berechtigt, ja verpflichtet, dir und Allen, welche sich mit dir in dem nämlichen Falle befinden, länger kein Geheimniß daraus zu machen.

Ernst. Nun denn! — Ich bin in der äußersten Erwartung.

Falk. Jene * * * Masoney also, die noch zu Ausgang des vorigen Jahrhunderts in London bestand, aber in aller Stille bestand, hatte ihr Versammlungshaus unfern der Sanct Paulskirche, die damals neu erbaut ward. Der Baumeister dieser zweiten Kirche der ganzen Welt war —

Ernst. Christoph Wren —

Falk. Und du hast den Schöpfer der ganzen heutigen Freimaurerei genannt —

Ernst. Ihn?

Falk. Kurz! Wren, der Baumeister der St. Paulskirche, in deren Nähe sich eine uralte Masoney, von undenklichen Jahren her, versammelte, war ein Mitglied dieser Masoney, welche er die dreißig Jahre über, die der Bau dauerte, um so öfter besuchte.

Ernst. Ich fange an ein Mißverständniß zu wittern.

Falk. Nichts anders! Die wahre Bedeutung des Worts Masoney war bei dem englischen Volke vergessen, verloren — eine Masony, die in der Nähe eines so wichtigen Baues lag, in der sich der Meister dieses Baues so fleißig finden ließ, was kann die anders seyn, als eine Masonry, als eine Gesellschaft von Bauverständigen, mit welchen Wren die vorfallenden Schwierigkeiten überlegt? —

Ernst. Natürlich genug!

Falk. Die Fortsetzung eines solchen Baues einer solchen

Kirche interessirte ganz London. Um Nachrichten davon aus der ersten Hand zu haben, bewarb sich jeder, der einige Kenntnisse von Baukunst zu haben vermeinte, um Zutritt zu der vermeinten Masonry — und bewarb sich vergebens. Endlich — du kennst Christoph Wren nicht bloß dem Namen nach, du weißt, welch ein erfindsamer, thätiger Kopf er war. Er hatte ehedem den Plan zu einer Societät der Wissenschaften entwerfen helfen, welche speculativische Wahrheiten gemeinnütziger und dem bürgerlichen Leben ersprießlicher machen sollte. Auf einmal fiel ihm das Gegenbild einer Gesellschaft bei, welche sich von der Praxis des bürgerlichen Lebens zur Speculation erhöbe. „Dort, dachte er, würde untersucht, was unter dem „Wahren brauchbar; und hier, was unter dem Brauchbaren „wahr wäre. Wie, wenn ich einige Grundsätze der Masoney „exoterisch machte? Wie, wenn ich das, was sich nicht exo„terisch machen läßt, unter die Hieroglyphen und Symbole „desselben Handwerks versteckte, und was man jetzt unter dem „Worte Masonry versteht, zu einer Free-Masonry erweiterte, „an welcher Mehrere Theil nehmen könnten?" — So dachte Wren, und die Freimaurerei ward — Ernst! Wie ist dir?

Ernst. Wie einem Geblendeten.

Falk. Geht dir nun einiges Licht auf?

Ernst. Einiges? Zuviel auf einmal.

Falk. Begreifst du nun —

Ernst. Ich bitte dich, Freund, nichts mehr! — Aber hast du nicht bald Verrichtungen in der Stadt?

Falk. Wünschest du mich da?

Ernst. Wünsche? — nachdem du mir versprochen —

Falk. So hab ich der Verrichtungen daselbst genug noch einmal! Ich werde mich über manches aus dem

Gedächtnisse zu schwankend, zu unbefriedigend ausgedrückt haben — unter meinen Büchern sollst du sehen und greifen — die Sonne geht unter, du mußt in die Stadt. Lebe wohl! —

Ernst. Eine andere ging mir auf. Lebe wohl!

Nachricht.

Ein sechstes Gespräch, welches unter diesen Freunden vorfiel, ist nicht so nachzubilden. Aber das Wesentliche davon ist zu kritischen Anmerkungen über das fünfte Gespräch bestimmt, die man zur Zeit noch zurückhält.

Noch nähere Berichtigung

des Mährchens von 1000 Ducaten,

oder Judas Ischarioth dem Zweiten.

Monat December 1779.

Derjenige, er sey wer er wolle, durch den die Nachricht, meinen Stiefvater, den Hofrath und Bibliothekar Lessing zu Wolfenbüttel betreffend, in das Wiener Diarium Nro. 85 gekommen, hat sich angelegen seyn lassen, eine sehr abgeschmackte Lüge zu verbreiten.

Die Judenschaft zu Amsterdam sollte dem Herrn Lessing deßwegen ein Geschenk von tausend Ducaten gemacht haben, weil er gewisse Fragmente eines Werks herausgegeben, in welchem die jüdische Religion gerade am meisten gemißhandelt wird?

Und Herr Lessing, weil er aus besagtem Werke weniger von dem bekannt machen wollen, was die jüdische Religion anbelangt, als von dem, was die christliche Religion betrifft, und von Christen erörtert und widerlegt zu werden verdient, hätte kein Bedenken getragen, ein solches Geschenk anzunehmen?

Die Erdichtung ist so nüchtern, daß ich mich nie für verbunden würde gehalten haben, ein Wort darum zu verlieren, so nahe mich auch der Mann angeht, der darunter leiden soll,

wenn nicht in dem gleich darauf folgenden Blatte des nämlichen Diarii eine vorgebliche Berichtigung hinzugekommen wäre, die zu sehr verräth, warum es gewissen Leuten eigentlich zu thun ist. Wenigstens hat der, von welchem sich diese Berichtigung herschreibt, nämlich der Zusammentrager des Diarii selbst, nur läuten hören, ohne im geringsten zu wissen, wo die Glocken hängen.

Bloß also denen zu gefallen, die noch weiter vom Thurme wohnen, will ich den ganzen Verlauf der Sache mit wenig Worten erzählen. Daß ich hinlänglich davon unterrichtet bin, kann man mir glauben; wie ich denn auch von dem, was ich aus mündlichen Unterhaltungen weiß, weiter keinen Gebrauch machen will, als in so fern es in den Schriften des Herrn Lessing zu Tage liegt, die hier nicht bekannt geworden.

Bereits 1774 fing Hr. Lessing an, in seinen Beiträgen zur Geschichte und Literatur aus den Schätzen der herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel Fragmente eines gewissen Werks gegen die geoffenbarte Religion drucken zu lassen, das schon seit geraumer Zeit in Niedersachsen geschrieben herumging, aus einer Provinz in die andere vertragen ward, „und so im Verborgenen," wie sich Herr Lessing selbst ausdrückt, „mehr Proselyten machte, als es im Angesichte „einer widersprechenden Welt machen könnte."

Die Bekanntmachung dieser Fragmente wurde dem Herrn Lessing von den Gottesgelehrten der lutherischen Kirche auch so wenig verübelt, daß ihm vielmehr verschiedene der Angesehensten öffentlich Dank dafür abstatteten.

Und warum auch nicht? Sie konnten von der Lauterkeit der Absichten des Herrn Lessing um so mehr versichert seyn, da Herr Lessing selbst einem jeden anstößigen Fragmente sogleich eine Widerlegung unter der Aufschrift: Gegensätze

des Herausgebers mit beigefügt hatte, wie man sie nur immer von einem Christen, der kein Theolog von Profession ist, verlangen kann.

Daher machten auch mehrbesagte Fragmente Jahr und Tag nicht das geringste Aufsehen im Publico, und nur sehr wenig Sensation auf Leute, denen es näher obliegt, sich um dergleichen Dinge zu bekümmern: als mit eins ein Mann seine Stimme erhob, von dem man sagt, daß er schon mehrmalen seine Stimme sehr zu unrechter Zeit erhoben habe.

Herr Lessing hatte das Unglück gehabt, den Herrn Hauptpastor Goeze in Hamburg, in einem kleinen Auftrage die Bibliothek betreffend, nicht so prompt zu bedienen, als allerdings wohl schicklich gewesen wäre, und Herr Goeze hatte die Gerechtigkeit, ihn dieses Unglück fühlen zu lassen. Er stichelte bei aller Gelegenheit auf ihn, als auf den undienstfertigsten Bibliothekar, der zwischen Himmel und Erden zu finden, und da auch ihm endlich die Fragmente bekannt wurden, welche Freude mußte es ihm seyn, den undienstfertigen Bibliothekar der lutherischen Christenheit zugleich als den ruchlosesten, und dem herzoglichen Hause, dem er dient, zugleich als den gefährlichsten zu schildern.

Er hörte nicht auf, diesem durchlauchtigen Hause zu Gemüthe zu führen, in welchen schlimmen Händen sein Interesse sey, und wie leicht ein Mensch, der sich kein Gewissen daraus gemacht habe, eine so ärgerliche Schrift gegen die Religion an das Licht zu ziehen, auch Papiere an den Tag bringen könne, die seine hohen Gerechtsame streitig zu machen, und die Ehre seiner Vorfahren zu verdunkeln im Stande wären.

Da indeß der Herr Hauptpastor so albern nicht war, um zu hoffen, daß dergleichen Armseligkeiten wirklich Eindruck auf einen Fürsten machen würden, der weder die nähere Prüfung

seiner Gerechtsame, noch die genauere Beleuchtung der Ehre seiner Ahnherren zu befürchten hat: was that er zugleich?

Weil der Bibliothekar eine durch ihre Verheimlichung um so viel gefährlichere Schrift, wenigstens durch seine Bekanntmachung und seine Gegensätze, minder gefährlich machen wollen, und ihm von dieser Seite also nicht beizukommen war: so erklärte der Hauptpastor zugleich, daß es mit diesen Gegensätzen doch nur Nichts und weniger als Nichts wäre; ja, daß diese Gegensätze im Grunde weit mehr Gift enthielten, als die Fragmente selbst.

Und wie so? Diese Gegensätze des Bibliothekars waren dem lutherischen Hauptpastor mit Einem Worte — — zu gut katholisch.

Ich will mich auf einen neuerlichen Vorfall mit dem Hrn. Hauptpastor in Hamburg nicht berufen, ob dieser Vorfall schon hier [1] und in Hamburg so allgemein bekannt ist, daß ich mich gar wohl darauf berufen könnte. Es ist auch ohne denselben notorisch genug, aus welchem Gesichtspunct dieser überspannte Lutheraner zum Aergernisse seiner eigenen Glaubensgenossen die katholische Kirche so wohl in seinen Predigten, als in seinen Schriften anzusehen gewohnt ist, und wie weit er geht, ihr alle Ansprüche auf den Namen und die Vorrechte einer christlichen Kirche abzustreiten.

Nun hatte Herr Lessing, um gewisse Einwürfe gegen die christliche Religion ein- für allemal abzuschneiden, behauptet, daß man einen Unterschied zwischen Bibel und Religion machen müsse; daß nicht alle Einwürfe gegen die Bibel auch Einwürfe gegen die Religion wären, und daß die Religion sich eben so wenig auf die ganze Bibel, als auf die Bibel einzig und allein gründe. Er hatte behauptet, daß die christliche Religion

[1] In Wien.

sich auch ohne Bibel denken lasse; daß die christliche Religion eine geraume Zeit bestanden, ehe die gesammten Schriften des N. Testaments geschrieben worden; daß man also einen kurzen Inbegriff der christlichen Religion annehmen müsse, nach welchem sie damals gelehrt und ausgebreitet worden. Er hatte behauptet, daß dieser kurze Inbegriff, welcher bei den ersten Kirchenvätern Regula fidei heiße, sich in dem apostolischen Glaubensbekenntnisse erhalten habe, welches die katholische Kirche vornehmlich unter ihrer Tradition mit verstehe, und welches aus den Schriften des N. Testaments nicht könne gezogen seyn, ob es sich gleich in denselben finden müsse. Er hatte behauptet, daß es, wo nicht leichter, wenigstens eben so leicht sey, die unmittelbare göttliche Eingebung besagter Regula fidei zu beweisen, als die unmittelbare göttliche Eingebung der gesammten Schriften des N. Testaments, und hatte zu verstehen gegeben, wie wohl die lutherischen Theologen thun würden, dieses anzuerkennen, um wenigstens die Grundlehren des Glaubens gegen alle willkürliche Auslegungen der sie bestätigenden, aber nicht ursprünglich lehrenden Schriftstellen zu sichern u. s. w.

Ich bin zu jung und zu ununterrichtet in solchen Dingen, um beurtheilen zu können, wie weit diese Behauptungen in den Schriften der Väter und den kirchlichen Alterthümern, auf welche sich Herr Lessing beruft, gegründet sind. Aber so viel weiß ich doch, daß das Wesentliche derselben in der katholischen Kirche nicht allein für unanstößig erkannt, sondern auch als das Rechtgläubigere gelehrt wird.

Und gleichwohl war es das, eben das, worin der lutherische Hauptpastor das größere Gift, als in den Fragmenten selbst enthalten sey, mit solcher Dreistigkeit zu finden erklärte, daß er lieber von der christlichen Religion nichts wissen, als

zugeben wolle, daß sie im geringsten mit einem so strohernen Schilde, wie es ihm selbst sich auszudrücken beliebte, vertheidigt werde.

Und gleichwohl ist es das, eben das, weßwegen sich Herr Lessing nunmehr in der Hauptstadt des katholischen Deutschlands als einen Feind der christlichen Religion überhaupt muß verschreien, und durch hämische Mährchen als einen zweiten Judas Ischarioth muß verlästern lassen, der seinen Meister freilich nicht um 30 Silberlinge, aber doch um 1000 Ducaten nochmals an die Juden zu verrathen im Stande wäre.

Zu beweisen, daß ich hiermit nichts als die strenge Wahrheit sage, und zugleich eine Probe zu geben, mit welcher blinden Wuth der Hauptpastor sofort auf den Bibliothekar los ging, darf ich nur den Titel seiner ersten Schrift anführen: „Goezens etwas Vorläufiges gegen des Hofrath Lessings mit„telbare und unmittelbare feindselige Angriffe auf unsere aller„heiligste Religion und auf den einigen Lehrgrund derselben, „die heilige Schrift." — Wie gesagt, Herr Lessing hatte aber schlechterdings keinen andern Angriff auf die heilige Schrift gethan, als daß er, mit so vielen andern Christen, sie für den einigen Grund unserer allerheiligsten Religion (er dachte sich dabei die christliche Religion überhaupt und nicht die lutherische insbesondere) lieber nicht erkennen, als die Religion unauflöslichen Schwierigkeiten preisgeben wollte. „Oder sind „die Katholiken keine Christen? fragt Herr Lessing. Wäre ich „kein Christ, wenn ich in diesem Stücke mich auf die Seite der „Katholiken neigte? Unartig genug, daß viele Protestanten den „Beweis für die Wahrheit der christlichen Religion so führen, „als ob die Katholiken durchaus keinen Antheil daran hätten."

Ob Herr Lessing in seinen Blättern, die er der Goezischen Schrift unter dem Titel: Anti-Goeze entgegen stellte, sich

überall in den Schranken der Mäßigung gehalten, kömmt mir nicht zu, zu entscheiden. Ich sage bloß, daß ich ihn bei dieser Gelegenheit öfter einen Ausspruch des heil. Hieronymus für sich anführen hören, nach welchem die kalte, ruhige Duldung unverdienter Vorwürfe der Irreligion nicht für Tugend, sondern für Ruchlosigkeit erklärt wird.

Und nun nur noch ein Wort von den schweren Ahndungen, die sich Herr Lessing bereits durch die Fragmente und seine Widerlegung derselben soll zugezogen haben. Diese Lüge ward in eben der Münze geprägt, aus welcher die 1000 Ducaten kommen.

So viel ist wahr, daß die Fragmente in Braunschweig hohen Orts verboten und dem Bibliothekar untersagt worden, weiter etwas davon bekannt zu machen. Es dürfte dieses aber wohl mehr wegen des ärgerlichen Aufhebens, das der Hauptpastor davon machte, geschehen seyn, als wegen der Fragmente selbst, die weiter kein Unheil angerichtet, als daß sie eine Menge Federn in Bewegung gesetzt haben, deren verschiedene zu merklichem Vortheile der Religion von gelehrten und bescheidenen Theologen geführt worden, die alle, ich wiederhole es, dem Bibliothekar mehr dafür danken, als mit ihm zürnen, daß er ihnen einen solchen Feind in die Hände liefern wollen.

Wenigstens ist das Verbot der Fragmente wegen der Gegensätze des Herausgebers gewiß nicht ergangen, welchen man seine Streitigkeit mit dem Hauptpastor Goeze ungehindert fortsetzen lassen, und auch ins künftige zuverlässig so viel ungehinderter fortsetzen lassen wird, als Herr Goeze durch sein Verstummen bereits zu verstehen gegeben, daß Er ihr nicht gewachsen sey, und ein weit anderer Mann das Wort für ihn aufgenommen hat.

Die Erziehung des Menschengeschlechts.

Hæc omnia inde esse in quibusdam vera, unde in quibusdam falsa sunt. *Augustinus.*

Herausgegeben von Gotthold Ephraim Lessing.

1780.

Vorbericht des Herausgebers.

Ich habe die erste Hälfte dieses Aufsatzes in meinen Beiträgen bekannt gemacht. Jetzt bin ich im Stande, das Uebrige nachfolgen zu lassen.

Der Verfasser hat sich darin auf einen Hügel gestellt, von welchem er etwas mehr, als den vorgeschriebenen Weg seines heutigen Tages zu übersehen glaubt.

Aber er ruft keinen eilfertigen Wanderer, der nur das Nachtlager bald zu erreichen wünscht, von seinem Pfade. Er verlangt nicht, daß die Aussicht, die ihn entzückt, auch jedes andere Auge entzücken müsse.

Und so, dächte ich, könnte man ihn ja wohl stehen und staunen lassen, wo er steht und staunt!

Wenn er aus der unermeßlichen Ferne, die ein sanftes Abendroth seinem Blicke weder ganz verhüllt noch ganz entdeckt,

nun gar einen Fingerzeig mitbrächte, um den ich oft verlegen gewesen!

Ich meine diesen. — Warum wollen wir in allen positiven Religionen nicht lieber weiter nichts, als den Gang erblicken, nach welchem sich der menschliche Verstand jedes Orts einzig und allein entwickeln können, und noch ferner entwickeln soll, als über eine derselben entweder lächeln, oder zürnen? Diesen unsern Hohn, diesen unsern Unwillen, verdiente in der besten Welt nichts, und nur die Religionen sollten ihn verdienen? Gott hätte seine Hand bei allem im Spiele, nur bei unsern Irrthümern nicht?

Die Erziehung des Menschengeschlechts.

§. 1.

Was die Erziehung bei dem einzelnen Menschen ist, ist die Offenbarung bei dem ganzen Menschengeschlechte.

§. 2.

Erziehung ist Offenbarung, die dem einzelnen Menschen geschieht: und Offenbarung ist Erziehung, die dem Menschengeschlechte geschehen ist und noch geschieht.

§. 3.

Ob die Erziehung, aus diesem Gesichtspuncte zu betrachten, in der Pädagogik Nutzen haben kann, will ich hier nicht untersuchen. Aber in der Theologie kann es gewiß sehr großen Nutzen haben und viele Schwierigkeiten heben, wenn man sich die Offenbarung als eine Erziehung des Menschengeschlechts vorstellt.

§. 4.

Erziehung giebt dem Menschen nichts, was er nicht auch

aus sich selbst haben könnte: sie giebt ihm das, was er aus sich selber haben könnte, nur geschwinder und leichter. Also giebt auch die Offenbarung dem Menschengeschlechte nichts, worauf die menschliche Vernunft, sich selbst überlassen, nicht auch kommen würde: sondern sie gab und giebt ihm die wichtigsten dieser Dinge nur früher.

§. 5.

Und so wie es der Erziehung nicht gleichgültig ist, in welcher Ordnung sie die Kräfte des Menschen entwickelt; wie sie dem Menschen nicht alles auf einmal beibringen kann: eben so hat auch Gott bei seiner Offenbarung eine gewisse Ordnung, ein gewisses Maaß halten müssen.

§. 6.

Wenn auch der erste Mensch mit einem Begriffe von einem Einigen Gotte sofort ausgestattet wurde: so konnte doch dieser mitgetheilte und nicht erworbene Begriff unmöglich lange in seiner Lauterkeit bestehen. Sobald ihn die sich selbst überlassene menschliche Vernunft zu bearbeiten anfing, zerlegte sie den Einzigen Unermeßlichen in mehrere Ermeßlichere, und gab jedem dieser Theile ein Merkzeichen.

§. 7.

So entstand natürlicher Weise Vielgötterei und Abgötterei. Und wer weiß, wie viele Millionen Jahre sich die menschliche Vernunft noch in diesen Irrwegen würde herumgetrieben haben, ungeachtet überall und zu allen Zeiten einzelne Menschen erkannten, daß es Irrwege waren, wenn es Gott nicht gefallen hätte, ihr durch einen neuen Stoß eine bessere Richtung zu geben.

§. 8.

Da er aber einem jeden einzelnen Menschen sich nicht mehr offenbaren konnte, noch wollte: so wählte er sich ein

einzelnes Volk zu seiner besonderen Erziehung; und eben das ungeschliffenste, das verwildertste, um mit ihm ganz von vorne anfangen zu können.

§. 9.

Dieß war das israelitische Volk, von welchem man gar nicht einmal weiß, was es für einen Gottesdienst in Aegypten hatte. Denn an dem Gottesdienste der Aegyptier durften so verachtete Sklaven nicht Theil nehmen: und der Gott seiner Väter war ihm gänzlich unbekannt geworden.

§. 10.

Vielleicht, daß ihm die Aegyptier allen Gott, alle Götter ausdrücklich untersagt hatten, es in den Glauben gestürzt hatten, es habe gar keinen Gott, gar keine Götter; Gott, Götter haben, sey nur ein Vorrecht der besseren Aegyptier, und das, um es mit so viel größerem Anscheine von Billigkeit tyrannisiren zu dürfen. — Machen Christen es mit ihren Sklaven noch jetzt viel anders? —

§. 11.

Diesem rohen Volke also ließ sich Gott Anfangs bloß als den Gott seiner Väter ankündigen, um es nur erst mit der Idee eines auch ihm zustehenden Gottes bekannt und vertraut zu machen.

§. 12.

Durch die Wunder, mit welchen er es aus Aegypten führte und in Canaan einsetzte, bezeugte er sich ihm gleich darauf als einen Gott, der mächtiger sey, als irgend ein anderer Gott.

§. 13.

Und indem er fortfuhr, sich ihm als den mächtigsten von allen zu bezeugen — welches doch nur einer seyn kann, — gewöhnte er es allmählig zu dem Begriffe des Einigen.

§. 14.

Aber wie weit war dieser Begriff des Einigen noch unter dem wahren transcendentalen Begriffe des Einigen, welchen die Vernunft so spät erst aus dem Begriffe des Unendlichen mit Sicherheit schließen lernen!

§. 15.

Zu dem wahren Begriffe des Einigen — wenn sich ihm auch schon die Besseren des Volks mehr oder weniger näherten — konnte sich doch das Volk lange nicht erheben: und dieses war die einzige wahre Ursache, warum es so oft seinen Einigen Gott verließ, und den Einigen, d. i. Mächtigsten, in irgend einem andern Gotte eines andern Volks zu finden glaubte.

§. 16.

Ein Volk aber, das so roh, so ungeschickt zu abgezogenen Gedanken war, noch so völlig in seiner Kindheit war, was war es für einer moralischen Erziehung fähig? Keiner andern, als die dem Alter der Kindheit entspricht. Der Erziehung durch unmittelbare sinnliche Strafen und Belohnungen.

§. 17.

Auch hier also treffen Erziehung und Offenbarung zusammen. Noch konnte Gott seinem Volke keine andere Religion, kein anderes Gesetz geben, als eines, durch dessen Beobachtung oder Nichtbeobachtung es hier auf Erden glücklich oder unglücklich zu werden hoffte oder fürchtete. Denn weiter als auf dieses Leben gingen noch seine Blicke nicht. Es wußte von keiner Unsterblichkeit der Seele; es sehnte sich nach keinem künftigen Leben. Ihm aber nun schon diese Dinge zu offenbaren, welchen seine Vernunft noch so wenig gewachsen war: was würde es bei Gott anders gewesen seyn, als der Fehler des eiteln Pädagogen, der sein Kind lieber übereilen und mit ihm prahlen, als gründlich unterrichten will.

§. 18.

Allein wozu, wird man fragen, diese Erziehung eines so rohen Volkes, eines Volkes, mit welchem Gott so ganz von vorne anfangen mußte? Ich antworte: um in der Folge der Zeit einzelne Glieder desselben so viel sicherer zu Erziehern aller übrigen Völker brauchen zu können. Er erzog in ihm die künftigen Erzieher des Menschengeschlechts. Das wurden Juden, das konnten nur Juden werden, nur Männer aus einem so erzogenen Volke.

§. 19.

Denn weiter. Als das Kind unter Schlägen und Liebkosungen aufgewachsen und nun zu Jahren des Verstandes gekommen war, stieß es der Vater auf einmal in die Fremde; und hier erkannte es auf einmal das Gute, das es in seines Vaters Hause gehabt und nicht erkannt hatte.

§. 20.

Während daß Gott sein erwähltes Volk durch alle Staffeln einer kindischen Erziehung führte, waren die andern Völker des Erdbodens bei dem Lichte der Vernunft ihren Weg fortgegangen. Die meisten derselben waren weit hinter dem erwählten Volke zurückgeblieben, nur einige waren ihm zuvorgekommen. Und auch das geschieht bei Kindern, die man für sich aufwachsen läßt; viele bleiben ganz roh; einige bilden sich zum Erstaunen selbst.

§. 21.

Wie aber diese glücklicheren Einige nichts gegen den Nutzen und die Nothwendigkeit der Erziehung beweisen, so beweisen die wenigen heidnischen Völker, die selbst in der Erkenntniß Gottes vor dem erwählten Volke noch bis jetzt einen Vorsprung zu haben schienen, nichts gegen die Offenbarung. Das Kind der Erziehung fängt mit langsamen aber sichern Schritten an;

es holt manches glücklicher organisirte Kind der Natur spät ein; aber es holt es doch ein, und ist alsdann nie wieder von ihm einzuholen.

§. 22.

Auf gleiche Weise. Daß, — die Lehre von der Einheit Gottes bei Seite gesetzt, welche in den Büchern des Alten Testaments sich findet und sich nicht findet — daß, sage ich, wenigstens die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele und die damit verbundene Lehre von Strafe und Belohnung in einem künftigen Leben darin völlig fremd sind, beweist eben so wenig wider den göttlichen Ursprung dieser Bücher. Es kann dem ungeachtet mit allen darin enthaltenen Wundern und Prophezeiungen seine gute Richtigkeit haben. Denn laßt uns setzen, jene Lehren würden nicht allein darin vermißt, jene Lehren wären auch sogar nicht einmal wahr; laßt uns setzen, es wäre wirklich für die Menschen in diesem Leben alles aus: wäre darum das Daseyn Gottes minder erwiesen? stünde es darum Gott minder frei, würde es darum Gott minder ziemen, sich der zeitlichen Schicksale irgend eines Volks aus diesem vergänglichen Geschlechte unmittelbar anzunehmen? Die Wunder, die er für die Juden that, die Prophezeiungen, die er durch sie aufzeichnen ließ, waren ja nicht bloß für die wenigen sterblichen Juden, zu deren Zeiten sie geschahen und aufgezeichnet wurden: er hatte seine Absichten damit auf das ganze jüdische Volk, auf das ganze Menschengeschlecht, die hier auf Erden vielleicht ewig dauern sollen, wenn schon jeder einzelne Jude, jeder einzelne Mensch auf immer dahin stirbt.

§. 23.

Noch einmal. Der Mangel jener Lehren in den Schriften des Alten Testaments beweist wider ihre Göttlichkeit nichts. Moses war doch von Gott gesandt, obschon die Sanction seines

Gesetzes sich nur auf dieses Leben erstreckte. Denn warum weiter? Er war ja nur an das israelitische Volk, an das damalige israelitische Volk gesandt, und sein Auftrag war den Kenntnissen, den Fähigkeiten, den Neigungen dieses damaligen israelitischen Volks, so wie der Bestimmung des künftigen vollkommen angemessen. Das ist genug.

§. 24.

So weit hätte Warburton auch nur gehen müssen und nicht weiter. Aber der gelehrte Mann überspannte den Bogen. Nicht zufrieden, daß der Mangel jener Lehren der göttlichen Sendung Mosis nichts schade: er sollte ihm die göttliche Sendung Mosis sogar beweisen. Und wenn er diesen Beweis noch aus der Schicklichkeit eines solchen Gesetzes für ein solches Volk zu führen gesucht hätte! Aber er nahm seine Zuflucht zu einem von Mose bis auf Christum ununterbrochen fortdauernden Wunder, nach welchem Gott einen jeden einzelnen Juden gerade so glücklich oder unglücklich gemacht habe, als es dessen Gehorsam oder Ungehorsam gegen das Gesetz verdiente. Dieses Wunder habe den Mangel jener Lehren, ohne welche kein Staat bestehen könne, ersetzt, und eine solche Ersetzung eben beweise, was jener Mangel auf den ersten Anblick zu verneinen scheine.

§. 25.

Wie gut war es, daß Warburton dieses anhaltende Wunder, in welches er das Wesentliche der israelitischen Theokratie setzte, durch nichts erhärten, durch nichts wahrscheinlich machen konnte. Denn hätte er das gekonnt; wahrlich — alsdann erst hätte er die Schwierigkeit unauflöslich gemacht. — Mir wenigstens. — Denn was die Göttlichkeit der Sendung Mosis wieder herstellen sollte, würde an der Sache selbst zweifelhaft gemacht haben, die Gott zwar damals nicht mittheilen, aber doch gewiß auch nicht erschweren wollte.

§. 26.

Ich erkläre mich an dem Gegenbilde der Offenbarung. Ein Elementarbuch für Kinder darf gar wohl dieses oder jenes wichtige Stück der Wissenschaft oder Kunst, die es vorträgt, mit Stillschweigen übergehen, von dem der Pädagog urtheilte, daß es den Fähigkeiten der Kinder, für die er schrieb, noch nicht angemessen sey. Aber es darf schlechterdings nichts enthalten, was den Kindern den Weg zu den zurückbehaltenen wichtigen Stücken versperre oder verlege. Vielmehr müssen ihnen alle Zugänge zu denselben sorgfältig offen gelassen werden; und sie nur von einem einzigen dieser Zugänge ableiten, oder verursachen, daß sie denselben später betreten, würde allein die Unvollständigkeit des Elementarbuchs zu einem wesentlichen Fehler desselben machen.

§. 27.

Also auch konnten in den Schriften des Alten Testaments, in diesen Elementarbüchern für das rohe und im Denken ungeübte israelitische Volk, die Lehren von der Unsterblichkeit der Seele und künftigen Vergeltung gar wohl mangeln; aber enthalten durften sie schlechterdings nichts, was das Volk, für das sie geschrieben waren, auf dem Wege zu dieser großen Wahrheit auch nur verspätet hätte. Und was hätte es, wenig zu sagen, mehr dahin verspätet, als wenn jene wunderbare Vergeltung in diesem Leben darin wäre versprochen, und von dem wäre versprochen worden, der nichts verspricht, was er nicht hält?

§. 28.

Denn wenn schon aus der ungleichen Austheilung der Güter dieses Lebens, bei der auf Tugend und Laster so wenig Rücksicht genommen zu seyn scheint, eben nicht der strengste Beweis für die Unsterblichkeit der Seele und für ein anderes

Leben, in welchem jener Knoten sich auflöse, zu führen: so ist doch wohl gewiß, daß der menschliche Verstand ohne jenen Knoten noch lange nicht — und vielleicht auch nie — auf bessere und strengere Beweise gekommen wäre. Denn was sollte ihn antreiben können, diese besseren Beweise zu suchen? Die bloße Neugierde?

§. 29.

Der und jener Israelite mochte freilich wohl die göttlichen Versprechungen und Androhungen, die sich auf den gesammten Staat bezogen, auf jedes einzelne Glied desselben erstrecken, und in dem festen Glauben stehen, daß wer fromm sey, auch glücklich seyn müsse, und wer unglücklich sey oder werde, die Strafe seiner Missethat trage, welche sich sofort wieder in Segen verkehre, sobald er von seiner Missethat ablasse. — Ein solcher scheint den Hiob geschrieben zu haben; denn der Plan desselben ist ganz in diesem Geiste. —

§. 30.

Aber unmöglich durfte die tägliche Erfahrung diesen Glauben bestärken, oder es war auf immer bei dem Volke, das diese Erfahrung hatte, auf immer um die Erkennung und Aufnahme der ihm noch ungeläufigen Wahrheit geschehen. Denn wenn der Fromme schlechterdings glücklich war, und es zu seinem Glücke doch wohl auch mit gehörte, daß seine Zufriedenheit keine schrecklichen Gedanken des Todes unterbrachen, daß er alt und lebenssatt starb: wie konnte er sich nach einem andern Leben sehnen? wie konnte er über etwas nachdenken, wornach er sich nicht sehnte? Wenn aber der Fromme darüber nicht nachdachte: wer sollte es denn? Der Bösewicht? der die Strafe seiner Missethat fühlte, und wenn er dieses Leben verwünschte, so gern auf jedes andere Leben Verzicht that?

§. 31.

Weit weniger verschlug es, daß der und jener Israelite die Unsterblichkeit der Seele und künftige Vergeltung, weil sich das Gesetz nicht darauf bezog, gerade zu und ausdrücklich läugnete. Das Läugnen eines Einzelnen — wäre es auch ein Salomo gewesen, — hielt den Fortgang des gemeinen Verstandes nicht auf, und war an und für sich selbst schon ein Beweis, daß das Volk nun einen großen Schritt der Wahrheit näher gekommen war. Denn Einzelne läugnen nur, was Mehrere in Ueberlegung ziehen; und in Ueberlegung ziehen, warum man sich vorher ganz und gar nicht bekümmerte, ist der halbe Weg zur Erkenntniß.

§. 32.

Laßt uns auch bekennen, daß es ein heroischer Gehorsam ist, die Gesetze Gottes beobachten, bloß weil es Gottes Gesetze sind, und nicht, weil er die Beobachter derselben hier und dort zu belohnen verheißen hat; sie beobachten, ob man schon an der künftigen Belohnung ganz verzweifelt, und der zeitlichen auch nicht so ganz gewiß ist.

§. 33.

Ein Volk, in diesem heroischen Gehorsame gegen Gott erzogen, sollte es nicht bestimmt, sollte es nicht vor allen andern fähig seyn, ganz besondere göttliche Absichten auszuführen? — Laßt den Soldaten, der seinem Führer blinden Gehorsam leistet, nun auch von der Klugheit seines Führers überzeugt werden, und sagt, was dieser Führer mit ihm auszuführen sich nicht unterstehen darf? —

§. 34.

Noch hatte das jüdische Volk in seinem Jehova mehr den Mächtigsten, als den Weisesten aller Götter verehrt; noch hatte es ihn als einen eifrigen Gott mehr gefürchtet, als geliebt:

auch dieses zum Beweise, daß die Begriffe, die es von seinem höchsten, einigen Gott hatte, nicht eben die rechten Begriffe waren, die wir von Gott haben müssen. Doch nun war die Zeit da, daß diese seine Begriffe erweitert, veredelt, berichtigt werden sollten, wozu sich Gott eines ganz natürlichen Mittels bediente, eines besseren, richtigeren Maaßstabes, nach welchem es ihn zu schätzen Gelegenheit bekam.

§. 35.

Anstatt daß es ihn bisher nur gegen die armseligen Götzen der kleinen benachbarten rohen Völkerschaften geschätzt hatte, mit welchen es in beständiger Eifersucht lebte, fing es in der Gefangenschaft unter dem weisen Perser an, ihn gegen das Wesen aller Wesen zu messen, wie das eine geübtere Vernunft erkannte und verehrte.

§. 36.

Die Offenbarung hatte seine Vernunft geleitet, und nun erhellte die Vernunft auf einmal seine Offenbarung.

§. 37.

Das war der erste wechselseitige Dienst, den beide einander leisteten; und dem Urheber beider ist ein solcher gegenseitiger Einfluß so wenig unanständig, daß ohne ihm eines von beiden überflüssig seyn würde.

§. 38.

Das in die Fremde geschickte Kind sah andere Kinder, die mehr wußten, die anständiger lebten, und fragte sich beschämt: warum weiß ich das nicht auch? warum lebe ich nicht auch so? Hätte in meines Vaters Hause man mir das nicht auch beibringen, dazu mich nicht auch anhalten sollen? Da sucht es seine Elementarbücher wieder vor, die ihm längst zum Eckel geworden, um die Schuld auf die Elementarbücher zu schieben. Aber siehe! es erkennt, daß die Schuld nicht an den Büchern

liege, daß die Schuld ledig sein eigen sey, warum es nicht längst eben das wisse, eben so lebe.

§. 39.

Da die Juden nunmehr, auf Veranlassung der reineren persischen Lehre, in ihrem Jehova nicht bloß den größten aller Nationalgötter, sondern Gott erkannten; da sie ihn als solchen in ihren wieder hervorgesuchten heiligen Schriften um so eher finden und andern zeigen konnten, als er wirklich darin war; da sie vor allen sinnlichen Vorstellungen desselben einen eben so großen Abscheu bezeugten, oder doch in diesen Schriften zu haben angewiesen wurden, als die Perser nur immer hatten: was Wunder, daß sie vor den Augen des Cyrus mit einem Gottesdienste Gnade fanden, den er zwar noch weit unter dem reinen Sabeismus, aber doch auch weit über die groben Abgöttereien zu seyn erkannte, die sich dafür des verlassenen Landes der Juden bemächtigt hatten?

§. 40.

So erleuchtet über ihre eigenen unerkannten Schätze kamen sie zurück, und wurden ein ganz anderes Volk, dessen erste Sorge es war, diese Erleuchtung unter sich dauerhaft zu machen. Bald war an Abfall und Abgötterei unter ihm nicht mehr zu denken. Denn man kann einem Nationalgott wohl untreu werden, aber nie Gott, so bald man ihn einmal erkannt hat.

§. 41.

Die Gottesgelehrten haben diese gänzliche Veränderung des jüdischen Volks verschiedentlich zu erklären gesucht; und Einer, der die Unzulänglichkeit aller dieser verschiedenen Erklärungen sehr wohl gezeigt hat, wollte endlich „die augenscheinliche Erfüllung der über die babylonische Gefangenschaft „und die Wiederherstellung aus derselben ausgesprochenen und

„aufgeschriebenen Weissagungen" für die wahre Ursache derselben angeben. Aber auch diese Ursache kann nur in so fern die wahre seyn, als sie die nun erst veredelten Begriffe von Gott voraus setzt. Die Juden mußten nun erst erkannt haben, daß Wunderthun und das Künftige vorhersagen nur Gott zukomme, welches beides sie sonst auch den falschen Götzen beigelegt hatten, wodurch eben Wunder und Weissagungen bisher nur einen so schwachen, vergänglichen Eindruck auf sie gemacht hatten.

§. 42.

Ohne Zweifel waren die Juden unter den Chaldäern und Persern auch mit der Lehre von der Unsterblichkeit der Seele bekannter geworden. Vertrauter mit ihr wurden sie in den Schulen der griechischen Philosophen in Aegypten.

§. 43.

Doch da es mit dieser Lehre in Ansehung ihrer heiligen Schriften die Bewandtniß nicht hatte, die es mit der Lehre von der Einheit und den Eigenschaften Gottes gehabt hatte; da jene von dem sinnlichen Volke darin war gröblich übersehen worden, diese aber gesucht seyn wollte; da auf diese noch Vorübungen nöthig gewesen waren, und also nur Anspielungen und Fingerzeige Statt gehabt hatten: so konnte der Glaube an die Unsterblichkeit der Seele natürlicher Weise nie der Glaube des gesammten Volks werden. Er war und blieb nur der Glaube einer gewissen Sekte desselben.

§. 44.

Eine Vorübung auf die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele nenne ich z. E. die göttliche Androhung, die Missethat des Vaters an seinen Kindern bis ins dritte und vierte Glied zu strafen. Dieß gewöhnte die Väter in Gedanken mit ihren spätesten Nachkommen zu leben, und das Unglück, welches sie über diese Unschuldige gebracht hatten, voraus zu fühlen.

§. 45.

Eine Anspielung nenne ich, was bloß die Neugierde reizen und eine Frage veranlassen sollte. Als die oft vorkommende Redensart: „zu seinen Vätern versammelt werden,“ für sterben.

§. 46.

Einen Fingerzeig nenne ich, was schon irgend einen Keim enthält, aus welchem sich die noch zurückgehaltene Wahrheit entwickeln läßt. Dergleichen war Christi Schluß aus der Benennung Gott Abrahams, Isaacs und Jacobs. Dieser Fingerzeig scheint mir allerdings in einen strengen Beweis ausgebildet werden zu können.

§. 47.

In solchen Vorübungen, Anspielungen, Fingerzeigen besteht die positive Vollkommenheit eines Elementarbuchs, so wie die oben erwähnte Eigenschaft, daß es den Weg zu den noch zurückgehaltenen Wahrheiten nicht erschwere oder versperre, die negative Vollkommenheit desselben war.

§. 48.

Setzt hierzu noch die Einkleidung und den Styl — 1) die Einkleidung der nicht wohl zu übergehenden abstracten Wahrheiten in Allegorien und lehrreiche einzelne Fälle, die als wirklich geschehen erzählt werden. Dergleichen sind die Schöpfung unter dem Bilde des werdenden Tages; die Quelle des moralischen Bösen, in der Erzählung vom verbotenen Baume; der Ursprung der mancherlei Sprachen, in der Geschichte vom Thurmbau zu Babel u. s. w.

§. 49.

2) den Styl — bald plan und einfältig, bald poetisch, durchaus voll Tautologieen, aber solchen, die den Scharfsinn üben, indem sie bald etwas anderes zu sagen scheinen, und

doch das nämliche sagen, bald das nämliche zu sagen scheinen, und im Grunde etwas anderes bedeuten oder bedeuten können: —

§. 50.

Und ihr habt alle gute Eigenschaften eines Elementarbuchs sowohl für Kinder, als für ein kindisches Volk.

§. 51.

Aber jedes Elementarbuch ist nur für ein gewisses Alter. Das ihm entwachsene Kind länger, als die Meinung gewesen, dabei zu verweilen, ist schädlich. Denn um dieses auf eine nur einigermaaßen nützliche Art thun zu können, muß man mehr hineinlegen, als darin liegt, mehr hineintragen, als es fassen kann. Man muß der Anspielungen und Fingerzeige zu viel suchen und machen, die Allegorien zu genau ausschütteln, die Beispiele zu umständlich deuten, die Worte zu stark pressen. Das giebt dem Kinde einen kleinlichen, schiefen, spitzfindigen Verstand; das macht es geheimnißreich, abergläubisch, voll Verachtung gegen alles Faßliche und Leichte.

§. 52.

Die nämliche Weise, wie die Rabbinen ihre heiligen Bücher behandelten! Der nämliche Charakter, den sie dem Geiste ihres Volks dadurch ertheilten!

§. 53.

Ein besserer Pädagog muß kommen und dem Kinde das erschöpfte Elementarbuch aus den Händen reißen. — Christus kam.

§. 54.

Der Theil des Menschengeschlechts, den Gott in Einen Erziehungsplan hatte fassen wollen — Er hatte aber nur denjenigen in Einen fassen wollen, der durch Sprache, durch Handlung, durch Regierung, durch andere natürliche und politische Verhältnisse in sich bereits verbunden war — war zu dem zweiten großen Schritte der Erziehung reif.

§. 55.

Das ist: dieser Theil des Menschengeschlechts war in der Ausübung seiner Vernunft so weit gekommen, daß er zu seinen moralischen Handlungen edlere, würdigere Bewegungsgründe bedurfte und brauchen konnte, als zeitliche Belohnung und Strafen waren, die ihn bisher geleitet hatten. Das Kind wird Knabe. Leckerei und Spielwerk weicht der aufkeimenden Begierde, eben so frei, eben so geehrt, eben so glücklich zu werden, als es sein älteres Geschwister sieht.

§. 56.

Schon längst waren die Bessern von jenem Theile des Menschengeschlechts gewohnt, sich durch einen Schatten solcher edlern Bewegungsgründe regieren zu lassen. Um nach diesem Leben auch nur in dem Andenken seiner Mitbürger fortzuleben, that der Grieche und Römer alles.

§. 57.

Es war Zeit, daß ein anderes wahres nach diesem Leben zu gewärtigendes Leben Einfluß auf seine Handlungen gewönne.

§. 58.

Und so ward Christus der erste zuverlässige, praktische Lehrer der Unsterblichkeit der Seele.

§. 59.

Der erste zuverlässige Lehrer. — Zuverlässig durch die Weissagungen, die in ihm erfüllt schienen; zuverlässig durch die Wunder, die er verrichtete; zuverlässig durch seine eigene Wiederbelebung nach einem Tode, durch den er seine Lehre versiegelt hatte. Ob wir noch jetzt diese Wiederbelebung, diese Wunder beweisen können, das lasse ich dahin gestellt seyn. So wie ich es dahin gestellt seyn lasse, wer die Person dieses Christus gewesen. Alles das kann damals zur Annehmung

seiner Lehre wichtig gewesen seyn, jetzt ist es zur Erkennung der Wahrheit dieser Lehre so wichtig nicht mehr.

§. 60.

Der erste praktische Lehrer. — Denn ein anderes ist die Unsterblichkeit der Seele, als eine philosophische Speculation, vermuthen, wünschen, glauben: ein anderes, seine inneren und äußeren Handlungen darnach einrichten.

§. 61.

Und dieses wenigstens lehrte Christus zuerst. Denn ob es gleich bei manchen Völkern auch schon vor ihm eingeführter Glaube war, daß böse Handlungen noch in jenem Leben bestraft würden: so waren es doch nur solche, die der bürgerlichen Gesellschaft Nachtheil brachten, und daher auch schon in der bürgerlichen Gesellschaft ihre Strafe hatten. Eine innere Reinigkeit des Herzens in Hinsicht auf ein anderes Leben zu empfehlen, war ihm allein vorbehalten.

§. 62.

Seine Jünger haben diese Lehre getreulich fortgepflanzt Und wenn sie auch kein ander Verdienst hätten, als daß sie einer Wahrheit, die Christus nur allein für die Juden bestimmt zu haben schien, einen allgemeinern Umlauf unter mehreren Völkern verschafft hätten: so wären sie schon darum unter die Pfleger und Wohlthäter des Menschengeschlechts zu rechnen.

§. 63.

Daß sie aber diese Eine große Lehre noch mit andern Lehren versetzten, teren Wahrheit weniger einleuchtend, deren Nutzen weniger erheblich war, wie konnte das anders seyn? Laßt uns sie darum nicht schelten, sondern vielmehr mit Ernst untersuchen, ob nicht selbst diese beigemischten Lehren ein neuer Richtungsstoß für die menschliche Vernunft geworden.

§. 64.

Wenigstens ist es schon aus der Erfahrung klar, daß die neutestamentlichen Schriften, in welchen sich diese Lehren nach einiger Zeit aufbewahrt fanden, das zweite bessere Elementarbuch für das Menschengeschlecht abgegeben haben, und noch abgeben.

§. 65.

Sie haben seit siebzehnhundert Jahren den menschlichen Verstand mehr als alle andere Bücher beschäftigt, mehr als alle andere Bücher erleuchtet, sollte es auch nur durch das Licht seyn, welches der menschliche Verstand selbst hineintrug.

§. 66.

Unmöglich hätte irgend ein ander Buch unter so verschiedenen Völkern so allgemein bekannt werden können, und unstreitig hat das, daß so ganz ungleiche Denkungsarten sich mit diesem nämlichen Buche beschäftigten, den menschlichen Verstand mehr fortgeholfen, als wenn jedes Volk für sich besonders sein eigenes Elementarbuch gehabt hätte.

§. 67.

Auch war es höchst nöthig, daß jedes Volk dieses Buch eine Zeit lang für das Non plus ultra seiner Erkenntnisse halten mußte. Denn dafür muß auch der Knabe sein Elementarbuch fürs erste ansehen, damit die Ungeduld, nur fertig zu werden, ihn nicht zu Dingen fortreißt, zu welchen er noch keinen Grund gelegt hat.

§. 68.

Und was noch jetzt höchst wichtig ist: — Hüte dich, du fähigeres Individuum, der du an dem letzten Blatte dieses Elementarbuches stampfest und glühest, hüte dich, es deine schwächere Mitschüler merken zu lassen, was du witterst, oder schon zu sehen beginnst.

§. 69.

Bis sie dir nach sind, diese schwächeren Mitschüler, — kehre lieber noch einmal selbst in dieses Elementarbuch zurück, und untersuche, ob das, was du nur für Wendungen der Methode, für Lückenbüßer der Didaktik hältst, auch wohl nicht etwas Mehrers ist.

§. 70.

Du hast in der Kindheit des Menschengeschlechts an der Lehre von der Einheit Gottes gesehen, daß Gott auch bloße Vernunftswahrheiten unmittelbar offenbart, oder verstattet und einleitet, daß bloße Vernunftswahrheiten als unmittelbar geoffenbarte Wahrheiten eine Zeit lang gelehrt werden, um sie geschwinder zu verbreiten, und sie fester zu gründen.

§. 71.

Du erfährst, in dem Knabenalter des Menschengeschlechts, an der Lehre von der Unsterblichkeit der Seele, das Nämliche. Sie wird in dem zweiten bessern Elementarbuche als Offenbarung gepredigt, nicht als Resultat menschlicher Schlüsse gelehrt.

§. 72.

So wie wir zur Lehre von der Einheit Gottes nunmehr des Alten Testaments entbehren können, so wie wir allmälig zur Lehre von der Unsterblichkeit der Seele, auch des Neuen Testaments entbehren zu können anfangen: könnten in diesem nicht noch mehr dergleichen Wahrheiten vorgespiegelt werden, die wir als Offenbarungen so lange anstaunen sollen, bis sie die Vernunft aus ihren andern ausgemachten Wahrheiten herleiten und mit ihnen verbinden lernen?

§. 73.

Z. E. die Lehre von der Dreieinigkeit. — Wie, wenn diese Lehre den menschlichen Verstand, nach unendlichen Verirrungen rechts und links, nur endlich auf den Weg bringen

sollte, zu erkennen, daß Gott in dem Verstande, in welchem endliche Dinge eins sind, unmöglich eins seyn könne, daß auch seine Einheit eine transcendentale Einheit seyn müsse, welche eine Art von Mehrheit nicht ausschließt? — Muß Gott wenigstens nicht die vollständigste Vorstellung von sich selbst haben? d. i. eine Vorstellung, in der sich alles befindet, was in ihm selbst ist. Würde sich aber alles in ihr finden, was in ihm selbst ist, wenn auch von seiner nothwendigen Wirklichkeit, so wie von seinen übrigen Eigenschaften sich bloß eine Vorstellung, sich bloß eine Möglichkeit fände? Diese Möglichkeit erschöpft das Wesen seiner übrigen Eigenschaften: aber auch seiner nothwendigen Wirklichkeit? Mich dünkt nicht. — Folglich kann entweder Gott gar keine vollständige Vorstellung von sich selbst haben, oder diese vollständige Vorstellung ist eben so nothwendig wirklich, als er es selbst ist ꝛc. — Freilich ist das Bild von mir im Spiegel nichts als eine leere Vorstellung von mir, weil es nur das von mir hat, wovon Lichtstrahlen auf seine Fläche fallen. Aber wenn denn nun dieses Bild alles, alles ohne Ausnahme hätte, was ich selbst habe, würde es sodann auch noch eine leere Vorstellung, oder nicht vielmehr eine wahre Verdopplung meines Selbst seyn? — Wenn ich eine ähnliche Verdopplung in Gott zu erkennen glaube, so irre ich mich vielleicht nicht so wohl, als daß die Sprache meinen Begriffen unterliegt; und so viel bleibt doch immer unwidersprechlich, daß diejenigen, welche die Idee davon populär machen wollen, sich schwerlich faßlicher und schicklicher hätten ausdrücken können, als durch die Benennung eines Sohnes, den Gott von Ewigkeit zeugt.

§. 74.

Und die Lehre von der Erbsünde. — Wie, wenn uns endlich alles überführte, daß der Mensch auf der ersten und

niedrigsten Stufe seiner Menschheit schlechterdings so Herr seiner Handlungen nicht sey, daß er moralischen Gesetzen folgen könne?

§. 75.

Und die Lehre von der Genugthuung des Sohnes. — Wie, wenn uns endlich alles nöthigte, anzunehmen, daß Gott, ungeachtet jener ursprünglichen Unvermögenheit des Menschen, ihm dennoch moralische Gesetze lieber geben, und ihm alle Uebertretungen, in Rücksicht auf seinen Sohn, d. i. in Rücksicht auf den selbstständigen Umfang aller seiner Vollkommenheiten, gegen den und in dem jede Unvollkommenheit des Einzelnen verschwindet, lieber verzeihen wollen, als daß er sie ihm nicht geben, und ihn von aller moralischen Glückseligkeit ausschließen wollen, die sich ohne moralische Gesetze nicht denken läßt?

§. 76.

Man wende nicht ein, daß dergleichen Vernünfteleien über die Geheimnisse der Religion untersagt sind. — Das Wort Geheimniß bedeutete in den ersten Zeiten des Christenthums ganz etwas anderes, als wir jetzt darunter verstehen, und die Ausbildung geoffenbarter Wahrheiten in Vernunftswahrheiten ist schlechterdings nothwendig, wenn dem menschlichen Geschlechte damit geholfen seyn soll. Als sie geoffenbart wurden, waren sie freilich noch keine Vernunftswahrheiten, aber sie wurden geoffenbart, um es zu werden. Sie waren gleichsam das Facit, welches der Rechenmeister seinen Schülern voraus sagt, damit sie sich im Rechnen einigermaaßen darnach richten können. Wollten sich die Schüler an dem voraus gesagten Facit begnügen, so würden sie nie rechnen lernen, und die Absicht in welcher der gute Meister ihnen bei ihrer Arbeit einen Leitfaden gab, schlecht erfüllen.

§. 77.

Und warum sollten wir nicht auch durch eine Religion, mit deren historischen Wahrheit, wenn man will, es so mißlich aussieht, gleichwohl auf nähere und bessere Begriffe vom göttlichen Wesen, von unserer Natur, von unsern Verhältnissen zu Gott, geleitet werden können, auf welche die menschliche Vernunft von selbst nimmermehr gekommen wäre?

§. 78.

Es ist nicht wahr, daß Speculationen über diese Dinge jemals Unheil gestiftet und der bürgerlichen Gesellschaft nachtheilig geworden. — Nicht den Speculationen: dem Unsinne, der Tyrannei, diesen Speculationen zu steuern; Menschen, die ihre eigenen hatten, nicht ihre eigenen zu gönnen, ist dieser Vorwurf zu machen.

§. 79.

Vielmehr sind dergleichen Speculationen — mögen sie im Einzelnen doch ausfallen, wie sie wollen — unstreitig die schicklichsten Uebungen des menschlichen Verstandes überhaupt, so lange das menschliche Herz überhaupt höchstens nur vermögend ist, die Tugend wegen ihrer ewigen glückseligen Folgen zu lieben.

§. 80.

Denn bei dieser Eigennützigkeit des menschlichen Herzens, auch den Verstand, nur allein an dem üben wollen, was unsere körperlichen Bedürfnisse betrifft, würde ihn mehr stumpfen als wetzen heißen. Er will schlechterdings an geistigen Gegenständen geübt seyn, wenn er zu seiner völligen Aufklärung gelangen, und diejenige Reinigkeit des Herzens hervorbringen soll, die uns die Tugend um ihrer selbst willen zu lieben fähig macht.

§. 81.

Oder soll das menschliche Geschlecht auf diese höchste Stufen der Aufklärung und Reinigkeit nie kommen? Nie?

§. 82.

Nie? — Laß mich diese Lästerung nicht denken, Allgütiger! — Die Erziehung hat ihr Ziel, bei dem Geschlechte nicht weniger als bei dem Einzelnen. Was erzogen wird, wird zu Etwas erzogen.

§. 83.

Die schmeichelnden Aussichten, die man dem Jünglinge eröffnet, die Ehre, der Wohlstand, die man ihm vorspiegelt, was sind sie mehr, als Mittel, ihn zum Manne zu erziehen, der auch dann, wenn diese Aussichten der Ehre und des Wohlstandes wegfallen, seine Pflicht zu thun vermögend sey.

§. 84.

Darauf zweckte die menschliche Erziehung ab, und die göttliche reichte dahin nicht? Was der Kunst mit dem Einzelnen gelingt, sollte der Natur nicht auch mit dem Ganzen gelingen? Lästerung! Lästerung!

§. 85.

Nein, sie wird kommen, sie wird gewiß kommen, die Zeit der Vollendung, da der Mensch, je überzeugter sein Verstand einer immer bessern Zukunft sich fühlt, von dieser Zukunft gleichwohl Bewegungsgründe zu seinen Handlungen zu erborgen nicht nöthig haben wird, da er das Gute thun wird, weil es das Gute ist, nicht weil willkürliche Belohnungen darauf gesetzt sind, die seinen flatterhaften Blick ehedem bloß heften und stärken sollten, die innern bessern Belohnungen desselben zu erkennen.

§. 86.

Sie wird gewiß kommen, die Zeit eines neuen ewigen

Evangeliums, die uns selbst in den Elementarbüchern des Neuen Bundes versprochen wird.

§. 87.

Vielleicht, daß selbst gewisse Schwärmer des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts einen Strahl dieses neuen ewigen Evangeliums aufgefangen hatten, und nur darin irrten, daß sie den Ausbruch desselben so nahe verkündigten.

§. 88.

Vielleicht war ihr dreifaches Alter der Welt keine so leere Grille, und gewiß hatten sie keine schlimme Absichten, wenn sie lehrten, daß der Neue Bund eben sowohl antiquirt werden müsse, als es der Alte geworden. Es blieb auch bei ihnen immer die nämliche Oekonomie des nämlichen Gottes. Immer — sie meine Sprache sprechen zu lassen — der nämliche Plan der allgemeinen Erziehung des Menschengeschlechts.

§. 89.

Nur daß sie ihn übereilten, nur daß sie ihre Zeitgenossen, die noch kaum der Kindheit entwachsen waren, ohne Aufklärung, ohne Vorbereitung, mit Eins zu Männern machen zu können glaubten, die ihres dritten Zeitalters würdig wären.

§. 90.

Und eben das machte sie zu Schwärmern. Der Schwärmer thut oft sehr richtige Blicke in die Zukunft, aber er kann diese Zukunft nur nicht erwarten. Er wünscht diese Zukunft beschleunigt, und wünscht, daß sie durch ihn beschleunigt werde. Wozu sich die Natur Jahrtausende Zeit nimmt, soll in dem Augenblicke seines Daseyns reifen. Denn was hat er davon, wenn das, was er für das Bessere erkennt, nicht noch bei seinen Lebzeiten das Bessere wird? Kömmt er wieder? Glaubt er wieder zu kommen? — Sonderbar, daß diese Schwärmerei allein unter den Schwärmern nicht mehr Mode werden will!

§. 91.

Geh deinen unmerklichen Schritt, ewige Vorsehung! Nur laß mich dieser Unmerklichkeit wegen an dir nicht verzweifeln. — Laß mich an dir nicht verzweifeln, wenn selbst deine Schritte mir scheinen sollten, zurück zu gehen! — Es ist nicht wahr, daß die kürzeste Linie immer die gerade ist.

§. 92.

Du hast auf deinem ewigen Wege so viel mitzunehmen, so viel Seitenschritte zu thun! — Und wie? wenn es nun gar so gut als ausgemacht wäre, daß das große langsame Rad, welches das Geschlecht seiner Vollkommenheit näher bringt, nur durch kleinere schnellere Räder in Bewegung gesetzt würde, deren jedes sein Einzelnes eben dahin liefert?

§. 93.

Nicht anders! Eben die Bahn, auf welcher das Geschlecht zu seiner Vollkommenheit gelangt, muß jeder einzelne Mensch (der früher, der später) erst durchlaufen haben. — „In einem „und eben demselben Leben durchlaufen haben? Kann er in „eben demselben Leben ein sinnlicher Jude und ein geistiger „Christ gewesen seyn? Kann er in eben demselben Leben „beide überholt haben?"

§. 94.

Das wohl nun nicht! — Aber warum könnte jeder einzelne Mensch auch nicht mehr als einmal auf dieser Welt vorhanden gewesen seyn?

§. 95.

Ist diese Hypothese darum so lächerlich, weil sie die älteste ist? weil der menschliche Verstand, ehe ihn die Sophisterei der Schule zerstreut und geschwacht hatte, sogleich darauf verfiel?

§. 96.

Warum könnte auch Ich nicht hier bereits einmal alle die Schritte zu meiner Vervollkommung gethan haben, welche bloß zeitliche Strafen und Belohnungen den Menschen bringen können?

§. 97.

Und warum nicht ein andermal alle die, welche zu thun, uns die Aussichten in ewige Belohnungen, so mächtig helfen?

§. 98.

Warum sollte ich nicht so oft wiederkommen, als ich neue Kenntnisse, neue Fertigkeiten zu erlangen geschickt bin? Bringe ich auf Einmal so viel weg, daß es der Mühe wieder zu kommen etwa nicht lohnet?

§. 99.

Darum nicht? — Oder, weil ich es vergesse, daß ich schon da gewesen? Wohl mir, daß ich das vergesse. Die Erinnerung meiner vorigen Zustände würde mir nur einen schlechten Gebrauch des gegenwärtigen zu machen erlauben. Und was ich auf jetzt vergessen m u ß, habe ich denn das auf ewig vergessen?

§. 100.

Oder, weil so zu viel Zeit für mich verloren gehen würde? — Verloren? – Und was habe ich denn zu versäumen? Ist nicht die ganze Ewigkeit mein?

§. 96.

Warum könnte auch Ich nicht hier bereits einmal alle die Schritte zu meiner Vervollkommnung gethan haben, welche bloß zeitliche Strafen und Belohnungen den Menschen bringen können?

§. 97.

Und warum nicht ein andermal alle die, welche zu thun, uns die Aussichten in ewige Belohnungen, so mächtig helfen?

§. 98.

Warum sollte ich nicht so oft wiederkommen, als ich neue Kenntnisse, neue Fertigkeiten zu erlangen geschickt bin? Bringe ich auf Einmal so viel weg, daß es der Mühe wieder zu kommen etwa nicht lohnet?

§. 99.

Darum nicht? — Oder, weil ich es vergesse, daß ich schon da gewesen? Wohl mir, daß ich das vergesse. Die Erinnerung meiner vorigen Zustände würde mir nur einen schlechten Gebrauch des gegenwärtigen zu machen erlauben. Und was ich auf jetzt vergessen muß, habe ich denn das auf ewig vergessen?

§. 100.

Oder, weil so zu viel Zeit für mich verloren gehen würde? — Verloren? — Und was habe ich denn zu versäumen? Ist nicht die ganze Ewigkeit mein?